

OH 312/5

Leihbibliothek

deutscher, englischer und französischer Literatur
von
Eduard Ottmann in Gießen,
Schloßgasse Lit. A. Nr. 256.

Leih- und Lesebedingungen.

1. **Offensein der Bibliothek.** Die Bibliothek steht zur Empfangnahme und Rückgabe der Bücher jeden Tag von Morgens 7 Uhr bis Abends 8 Uhr offen.

2. **Lesepreis.** Bei Rückgabe eines geliehenen Buches wird von jedem Tag 5 Pf. bezahlt. Die Zeit eines Tages ist zu 24 Stunden angenommen.

3. **Caution.** Unbekannte Personen müssen, bei Entgegennahme eines Buches, eine dem Werthe desselben entsprechende Summe hinterlegen, welche bei dessen Zurückgabe von mir zurückerstattet wird.

4. **Abonnement.** Dasselbe muß voraus bezahlt werden und beträgt:

für wöchentlich	2 Bücher:	4 Bücher:	6 Bücher:
auf 1 Monat:	1 Mt. — Pf.	1 Mt. 50 Pf.	2 Mt. — Pf.
" 3 "	2 " — "	3 " — "	4 " — "

5. **Auswärtige Abonnenten** haben für Hin- und Zurücksendung der Bücher auf ihre eigenen Kosten und Gefahr selbst zu sorgen.

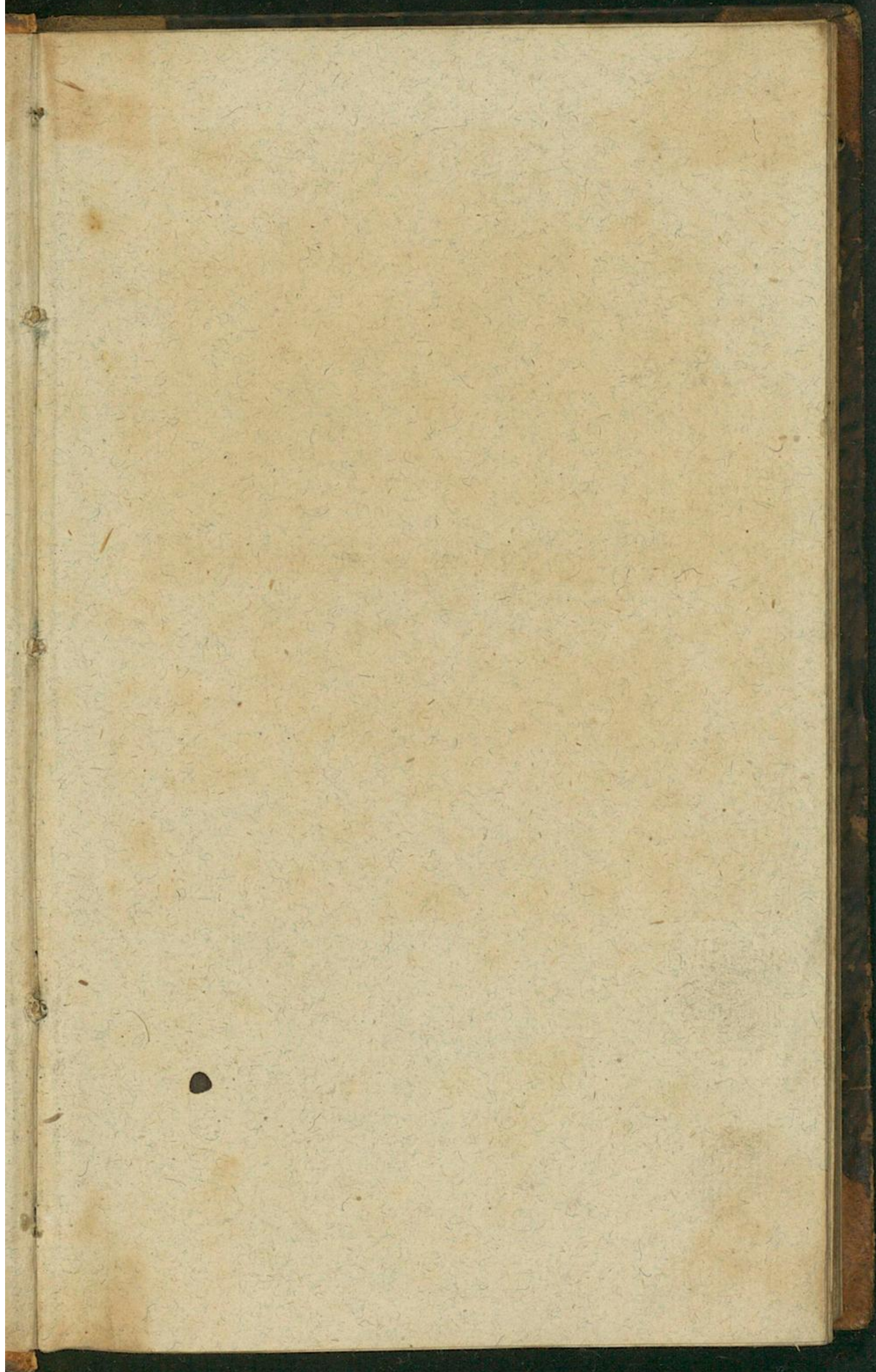
6. **Schadenersatz.** Für beschmutzte, zerrissene, verlorene und defecte Bücher (namentlich bei solchen mit Kupfern ic.) muß der Ladenpreis ersetzt werden. — Ist das zerrissene, beschmutzte, verlorene oder defecte Buch ein Theil eines größeren Wertes, so ist der Leser zum Ersatz des Ganzen verpflichtet.

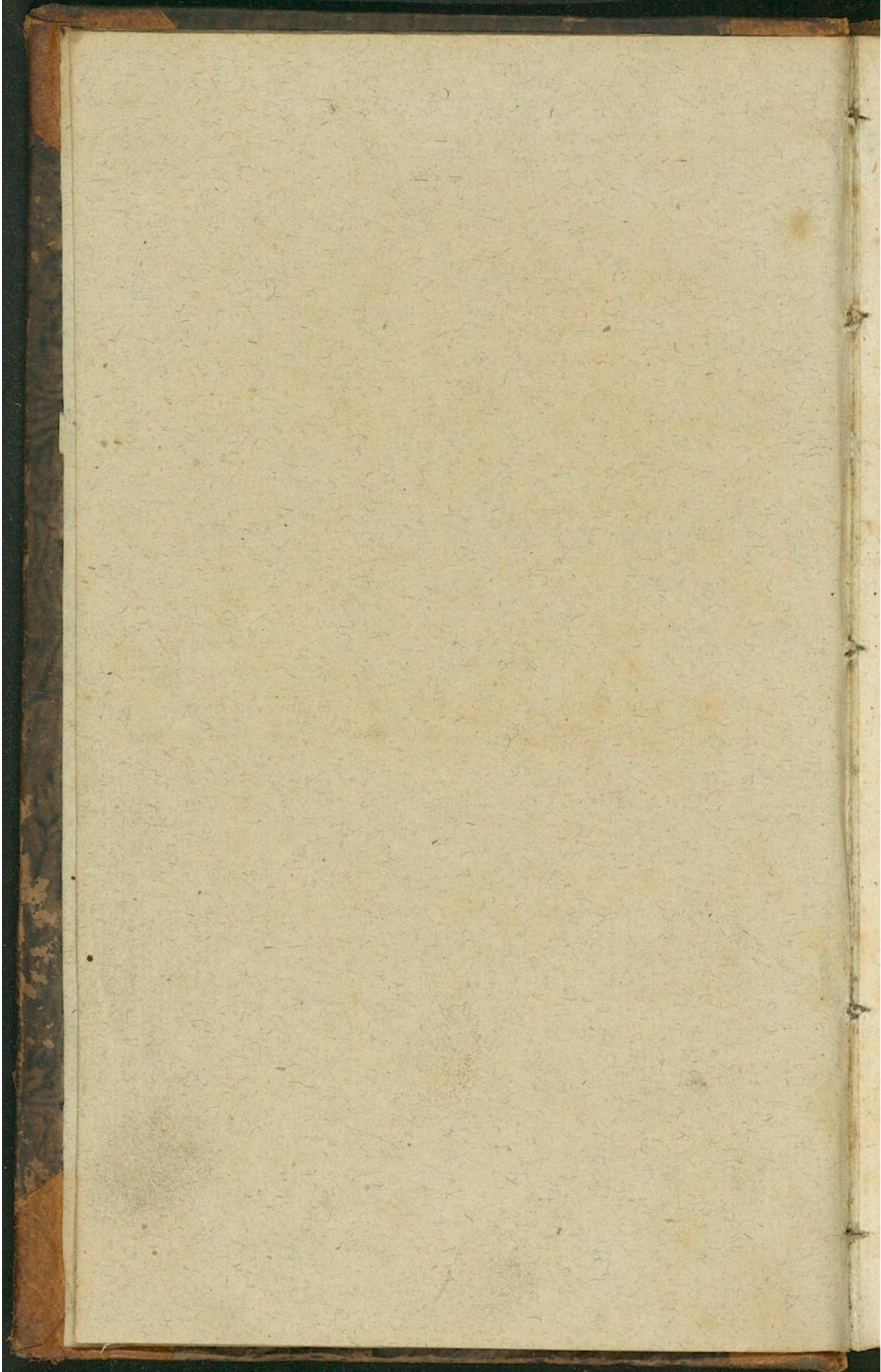
7. **Ausleihezeit.** Dieselbe ist auf 14 Tage festgesetzt und wird besonders darauf aufmerksam gemacht, daß das Weiterverleihen der Bücher nicht stattfinden darf, indem Diejenigen, welche dieselben von mir geliehen, auch dafür zu stehen haben.

774 •

~~774~~

3650





Erzählungen

für

unverdorbene Familien.

Zwölfter Band.

Leipzig

bei Georg Joachim Göschen 1816.

Druckung

1777

Neuerwerbungs-Sammlung

3000 1777



1777

bei Georg Friedrich Gieseler

I n h a l t
des zwölften Bandes.

- Meine erste Frühlingsbetrachtung.
Briefe über weibliche Erziehung.
Natur = Erhabenheit.
Sittliche Erhabenheit.
Selbstgeständnisse.
Die Dryaden. Elegie.
Fabeln: Der Kirschbaum und das Weibchen.
Bruchstücke aus den Briefen und dem Leben der
Ninon de Lenclos. Fortsetzung.
Die Laren.
Weiblicher Genius. Ein Fragment.
Weibliches Herz. Ein Fragment.
Lieder der Unbekannten.

Einige Worte einer Matrone.

Mazia.

Das höchste Glück.

Offene Fehde.

Etwas über Gall.

Gustav und Valerie.

Balduin.

Ist auch Freundschaft unter den Weibern?

Der Traum des Lebens. Ein Märchen.

Die Gesprächigkeit der Frauen.

Die Frau Pfarrerin.

Meine
erste Frühlingsbetrachtung.

Ein kleiner Prolog zum Manstück dieses Journals.

Man sagt, daß das Verweilen im Freien und Grünen das körperliche Auge stärke; ich glaub' es, behaupte aber auch, daß es das geistige Auge stärkt. Tausend Dinge machen, wenn ich im Zimmer eingeschlossen bin, auf meine Seele keinen tiefen und bleibenden Eindruck, als ein leichter Luftstoß dort auf den Spiegel des Teichs; aber kaum acht' ich, wie jetzt, im Freien, im Grünen, auf dieselben Dinge, so sehe ich mehr an ihnen — im doppelten Sinne des Worts.

Ich habe von jeher die Vögel geliebt — aus keiner besondern Absicht, nicht einmal bestimmt ihres Gesanges oder ihrer schönen Gestalten wegen; sondern — wie man nun

liebt: ohne daß man eigentlich weiß, warum? Ich sehe über die sauern Gesichter meiner Tante hinweg und habe immer einige dieser lieben Geschöpfchen während des Winters im Zimmer, denen ich dann im Frühling, wenn ich meine Freiheit wiedererhalte, dies schönste Gut des Lebens auch gönne: aber noch niemals hab' ich an ihnen gesehen, was ich in diesen wenigen Tagen des lächelnden Frühlings gesehen habe, und wovon ich Einiges erzählen will. Heute nur folgende kleine Scene, die mich zuerst zu mehr Aufmerksamkeit reizte!

Der Garten unsers Gütchens stößt an ein schönes, dichtverwachsenes Bosket, das dem Grafen gehört, der es nie besucht, sondern es mit seiner Frühling Lust nicht höher treibt, als daß er zuweilen die Spieltische für sich und seine Gäste auf die Terrasse des Schlosses rücken läßt. In den kühlenden Schatten dieses einsamen Hains sitz' ich am liebsten und erwarte still lauschend irgend einen erfreulichen Genuß, der mir von außen oder von innen zukommen soll, und selten warte ich hier umsonst. Hier saß ich auch neulich am Mor-

gen, als sich die Sonne noch nicht hoch gehoben hatte. Aus dem dicken Weidengebüsch am Bach schlüpfte eine kleine Grasmücke — munter, gewandt, niedlich, wie — wie — ey nun, wie eine Grasmücke, denn es giebt ja wol nichts, was noch muntreter, gewandter und niedlicher wäre, und womit dies kleine, schmucke Wesen verglichen werden könnte!

Wer nur einigemal bemerkt hat, wie ganz anders ein Vogel aus dem Neste, als auf andern Wegen, fliegt, begreift auch, daß ich leicht abnehmen konnte, er müsse da seine kleine Wohnung und Familie haben. Ich trat leise hinzu, bog die Gerten behutsam aus einander — das Männchen flog ängstlich zwitschernd von einem Zweige zum andern um mich her: jetzt fand ich das Nest, und darin das Weibchen brütend. Das Mütterchen sahe mich ohne Furchtsamkeit mit den schönen, klaren Augen an, als wollte es sagen: du thust mir nichts zu Leide: du weißt ja auch was Mutterliebe ist! — Wie lieb gewann ich das Thierchen, seines Zutrauens wegen! Ich wäre traurig geworden, wenn ich es ihm gar nicht hätte

vergeltten können. Aber meine Bonbonière fiel mir ein. Ich zerbröckelte einige kleine Stückchen und nähete mich nun, so leise, so allmählig, als nur möglich, um dem Mütterchen meinen Zucker hinzustreuen.

Hier machte mich der kleine Hausvater, den ich eine Weile vergessen hatte, wieder auf sich aufmerksam. Je weiter ich meine Hand nach den Gegenständen seiner Zärtlichkeit führte, je näher flog er mir, je ängstlicher schlug er mit den Flügeln, je abgebrochener, schwirrender, bezeichnender wurde sein Zwitschern. Ich ließ mich nicht stören: nach dem Leid ist die Freude am schönsten, dacht' ich; du, Hausväterchen, sollst's gleich erfahren! Ich ließ den kleinen Thoren flattern und trat mit ausgestreckter Hand noch ein Schrittchen näher. Jetzt aber rückte sich auch das Weibchen zusammen, und in eine Richtung, von mir so weit entfernt, als es geschehen konnte, ohne daß die mütterliche Pflicht verletzt wurde. Dabei sahe mich die Kleine nicht mehr so fest, sondern unruhig an — schwieg aber. Da wurde ich plötzlich sehr bewegt, denn ich sahe,

wie sich in diesen beiden lieben Geschöpfchen jetzt, in bedenklicher Situation, der Charakter ihrer Geschlechter so rein und unverkennbar zeigte; und dann dachte ich an uns Menschen, in ähnlichen Verhältnissen — So mußte ich, obgleich eine Feindin aller Empfindelei, ja wohl sehr bewegt werden! —

Ich flüsterte der zärtlichen Mutter alle Schmeichelworte und Beruhigungsgründe zu, die mir nur befielen: Es ist ja Liebe, was sich dir nahet! beschloß ich, indem ich die Hand nochmals näherte. Da überfiel das gute Thierchen ein plötzliches Schrecken, als wisse es, wie jetzt so viele Menschen lieben; es flog auf, und — wohin? zu seinem Gatten auf Einen Zweig, und beide zwitscherten nun noch eifriger, noch dringender, als sagten sie: O thue den Kindern unsrer Liebe kein Leid!

Schnell nahm ich der Gelegenheit wahr: streuete meine Zuckerkrümchen um das Nest und trat zurück. Augenblicklich flogen beide herbei, übersahen ihren Hausstand, das Weibchen rüttelte sich freudig, setzte sich wieder auf

seine Eyer, das Männchen hob vor Vergnü-
 gen die Flügel auf eigene Weise. Ihre Töne,
 obgleich sie nur noch ein Zwitschern waren,
 unterschieden sich doch von jenen ängstlichern
 ganz bestimmt. — Nun fiel der Blick des
 Weibchens auf die weißen Bröckchen. Sie
 drehete neugierig und lüstern den glatten Kopf
 nach allen Seiten, getraute sich aber nicht,
 die ungewohnte Nahrung zu versuchen. Das
 Männchen hatte mehr Muth: es versuchte,
 krüspelte mit Wohlgefallen: sie folgte nun,
 und kostete das Krümchen, das sie sitzend
 erreichen konnte. Es schmeckte, und nun be-
 gann das zärtlichste Liebespiel zwischen beiden.
 Das Männchen brachte ein Bröckchen, legte
 es vor sie hin; indem sie zulangen wollte,
 pickte er's wieder auf, legte es aber sogleich
 wieder hin, ließ es ihr, holte nun ein neues,
 das ließ sie ihm — und so trieben sie es eine
 weile zu meiner innigen Freude. End-
 lich flog Papa auf einen höhern Ast, und
 sang seiner Geliebten — und vielleicht auch
 mir — das Beste, was er gelernt hatte, nach
 allen Kräften vor —

So, will der Gott der Liebe — so sollten auch wir seyn: wir, mit Bewußtsein, wie diese, aus Instinkt! sagte ich. Und da fiel mir meine Rosa lie ein, mit der ich gestern der Trauung eines jungen Paares aus unserm Dorfe beigewohnt hatte, und die, als der Pfarrer in der Rede das Glück treuer ehelicher Liebe schilderte, in Thränen — erst der Wehmuth, dann der Erbitterung, (so weit ist sie in vier Jahren gebracht!) ganz zerfloß. Ich machte meinem Herzen Luft und sang leise Klamer Schmidts Liedchen:

Das Vogelmannchen im Strauch sich wiegt,
 Sein Weibchen daneben ins Nest sich schmiegt,
 Er gukt es so herzlich, so traulich an,
 Er thut ihm zu Liebe, was all er kann:
 Des Vögelchens Herz ach ist so klein
 Und schlägt doch von Liebe so treu und rein!

Sieh dort den Buben, dem jüngst die Braut
 Zu ewiger Liebe sich anvertraut:
 Wie buhlet sein Auge schon hin und her!
 Er hat ja kein Liebstes zu lieben mehr —
 Das Vögelchen liebt, und kalt wie Schnee
 Sind Herzen der Menschen, o weh! o weh!

Da kam mein guter Mann, der mich belauscht
hatte, hinter dem Gebüsch hervor, schlug den
Arm um meine Taille: ich ließ mein Gesicht
an seiner Brust ruhen, und so fangen wir
beide:

Mein Herz das Liebste so lieb gewann,
Es thut ihm zu Liebe was all es kann;
Das will es, das wird es, so lang es schlägt,
Bis einstens im Tode sichs nicht mehr regt —
Dein Herzchen liebt treu, o Vögelein,
Auch meines soll lieben so treu und rein! —

F. v. W.

B r i e f e
über
weibliche Erziehung *).

E r s t e r B r i e f .

Du foderst mich auf, liebste Emma, Deine Wegweiserin zu werden in dem schönen Beruf, den unser aller Mutter Dir kürzlich aufgelegt, und wodurch sie Dich so hoch geehrt

*) Die Verfasserin, eine der geistreichsten und erfahrensten Erzieherinnen in Deutschland, liefert hier eine Reihe von Briefen, welche fast als ein Kursus über weibliche Erziehung anzusehn ist, und von Zeit zu Zeit fortgesetzt wird. Wir machen von der erhaltenen Erlaubnis, was von Andern schon gesagt worden, wegzulassen, nur sehr behutsamen Gebrauch. Nicht alles, was gesagt worden, ist darum auch bekannt; und auch dem Bekannten gewinnt ein Geist, wie der Verf., neue Ansichten ab.

hat, als sie ein menschliches Wesen ehren kann. Du bist Mutter, aber Du fühlst diese hohe Würde mit stiller Demuth, ja mit fast allzu scheuem Mißtrauen in Deine Einsichten und Deine Geisteskraft. Weißt Du denn nicht, daß Dein stilles Forschen und Sinnen Einsicht, und Deine Geistesruhe Kraft werden muß, wenn Du Dir selbst nur getreu bleibst? Doch will ich Deiner Bitte nachgeben: was könnte meine theure Adoptivtochter von mir bitten, das ich fähig wäre ihr zu versagen? Es sei also! — Deine Ida war gestern acht Tage alt. Es scheint demnach noch sehr früh, jetzt von Erziehung zu reden. Und dennoch ist es gerade jetzt Zeit. — Was Du von Ida's Amme unnachlässlich fordern müßtest, brauche ich Dir nicht zu sagen, da Du glückliche Mutter selbst Ernährerin Deines Lieblings seyn kannst. Die Diät, wodurch die erste Nahrung, die Du Ida reichst, die gesundeste wird und bleibt, laß Deinen verständigen Arzt Dir vorschreiben, und befolge sie gewissenhaft. Ueber das, was man von einer fremden Amme vergeblich fordert — über die moralische Diät, von mir nur

folgende Winke. Bewahre Dein weiches Gemüth vor tiefem Schmerz nicht nur, sondern vor jeder starken Bewegung. Suche die heitere Ruhe in Dir zu erhalten, die Dir eigenthümlich ist, damit alle Deine Kräfte im Gleichgewicht und dadurch die körperlichen Functionen in ungehemmter Thätigkeit bleiben, und die süße Nahrung Deinem Kinde ungehindert bereitet werden möge. Ist aber irgend ein Unfall zu schnell über Dich gekommen, als daß Du Dich des Eindrucks erwehren könntest: dann brauche alle Vorsicht, damit die kleine Ida nicht zu früh die Plagen des Lebens mit Dir theilen müsse. An Deiner Heiterkeit wird des Kindes Frohsinn zuerst anflammen. Aus Deines Angesichts Freude wird sein erstes Lächeln sich bilden. Deiner melodischen Stimme, wenn Du heiter bist, wird es horchen, und es wird der Wohlklang in dem kleinen Wesen geboren werden. Schreien wird es, wie jedes andre Kind, aber nur wenn irgend ein Schmerz, wenigstens irgend eine Unbequemlichkeit, ihm diese Nothwehr oder Bitte um Hülfe abdringt. Diese Sprache des Schmerzes wirst Du bald

deuten lernen, wie bei Deinem Kinde kein anderes Wesen es könnte. Abhelfen wirst Du schnell dem kleinsten Leiden, wo Du es entdeckst, und Ida wird Dich früh vor allen andern Personen erkennen, und ihr süßestes Lächeln wird Dir zuerst sagen, daß sie Dich kenne.

Wie frühe das Vermögen der Sinnesorgane zur eigentlichen Wahrnehmung im Kinde erwache, läßt sich nicht bestimmen; auch muß diese erste Entwicklung in den verschiedenen Naturen früher oder später anfangen. Aber das junge Geschöpf zeitig mit einfachen und angenehmen Gegenständen der Wahrnehmung umgeben, ist sicherlich heilsam, und von nicht so geringer Bedeutung, als es scheint. Kann ich, wie ich's hoffe, Dich, meine Freundin, bald besuchen: dann laß mich für die Ausschmückung des Stübchens sorgen, das der Schauplatz des ersten Lebensjahres Deiner Ida werden soll. Bis dahin, bitte ich, laß es so einfach als möglich geschmückt seyn. Wie sauber, wie höchst reinlich alles darin gehalten wird, weiß ich ohnehin. Mir dünkt, ich sehe Ida's Bettchen neben Deinem, leicht, aber warm ge-

nug für die nicht milde Jahreszeit, nett und sauber gedeckt, und um der zarten Neuglein zu schonen, die Fenster fürs erste mit grünen Vorhängen behängt. Sobald Ida das Licht ertragen kann, erhellet sich das heilige Dunkel des Kämmerleins nach und nach; dann stellt meine Freundin statt der Appenzellischen Taube ein freundliches Kind, oder eine liebliche Kindergruppe von Gyps dem Bettchen gegenüber, und wechselt damit von Zeit zu Zeit, doch nicht zu oft. Es ist gut, daß die ersten Blicke gleich auf anmuthige Bilder fallen und der jungen Seele nur solche zuführen: zu schneller Wechsel würde sie aber verwirren.

Von der mäßigen Wärme, von der oft erfrischten, gereinigten Luft im Zimmer, brauche ich zu Dir, liebste Emma, eben so wenig zu reden, als von der Nothwendigkeit des öfteren Waschens Deiner Kleinen. Dein ganz eigener Sinn für Ordnung und hohe Reinlichkeit macht jeden Wink der Art überflüssig. Eben so weiß ich, daß Deine Forderungen an die Wärterin über diesen Punkt streng seyn werden, wie sie es seyn müssen. —

Ob Ida gewiegt werden soll? Man hat aus der Frage über das Wiegen oder Nichtwiegen wol zu viel gemacht, und die Art, wie man sie beantwortet hat, verräth hier und da jene kleinliche pädagogische Pedanterei, die in den letzten Jahrzehnten sehr oft zum Vorschein kam. Ida's Wiege von der guten Großmutter ist mit Läusen versehen; laß die Läuse daran, aber stelle sie fest, und gewöhne der Kleinen die schaukelnde Bewegung nicht als ein Bedürfniß an: ist sie gesund, so wird sie gewiß ungewiegt schlafen, besonders in der frühesten Lebenszeit, wo die ganze Existenz fast noch ein leichter, wenig unterbrochener Schlummer ist; und hast Du sie in den ersten vier Wochen nie in den Schlaf gewiegt, so wird es auch späterhin nicht nöthig seyn. Laß aber dennoch die Läuse an der Wiege! Es können Zeiten kommen, wo die Kleine, von irgend einer physischen Unruhe gepeinigt, viel weint und mit dem gewohnten Beruhigungsmittel, mit der Brust, nicht zu beruhigen ist: dann magst Du es wol versuchen, ob die Bewegung, es sei nun auf dem Arm

oder in der Wiege, den Schmerz besänftigen und den Schlaf herbeiführen will.

Ist Ida aber gesund, dann laß sie nicht mehr schlafen, als sie eben Lust hat; laß sie nie auf eine künstliche Art zum Schlafen nöthigen. Es versteht sich, daß aber auch durch allzulebhafte Beschäftigung, durch das Vorhalten zu vieler Gegenstände, durch zu lautes Vorsingen oder Vorsprechen, der natürliche und sehr heilsame Antrieb zum Schlaf nicht verschleucht werden müsse! — Damit ich aber Deinen eigenen Schlaf durch einen zu langen Brief nicht verschleuche, oder durch einen langweiligen früher herbeirufe, als Dir lieb ist, so leb wol für heute.

Zweiter Brief.

Seit ich Dich zuerst in Deiner Kinderstube schriftlich besuchte, sind mehrere Wochen verflossen, und hat sich in Ida schon mancher schöne Keim der Entwicklung näher gedrängt. Was Du mir von dem physischen Wohlfsein

des Kindes sagst, hat mich inniglich erfreut. Ach, das erste Wohl- oder Uebelbefinden in unserm Dasein entscheidet gewiß weit mehr über unser ganzes Leben, als sich anschlagen läßt! Daß Ida Dich früh von jeder andern Person unterscheiden würde, habe ich vermuthet: doch so früh — das scheint mir fast unglaublich. Aber welches Wunder ist der Liebe unmöglich? Wohl Dir, daß Du den Muth hast, Deinem Kinde fast ausschließend zu leben, und daß die äußern Umstände sich ihm nicht zu stark entgegen stemmen. Wäre das, so müßtest Du Ida frühe gewöhnen, auch zur Gertrud gern zu gehen, damit nicht, wenn Du abwesend seyn müßtest, die Sehnsucht nach Dir sie zur mißmüthig-weinerlichen Stimmung gewöhnte, oder wenn Du auf ihr Weinen immer gleich herbei kämest, den Keim des Eigensinnes und der Idee des Entroßenkönnens bei ihr aufbrächtest. Es ist keine Gesellschaft denkbar, die ihr wohlthätiger werden könnte, als die Deine — wenn Du wirklich immer um sie seyn kannst. Aber wie, wenn nun Deines Mannes dringende Geschäfte nachlassen, und auch Er

wieder mehr Ansprüche auf Deine Gesellschaft macht, und sie zu seiner Erholung bedarf: wie wird es dann werden, wenn Ida zu niemand will, als zu Dir? Gertrud ist gut, ist verständig, und was ihr an Ausbildung und Einsicht fehlt, ersetzt ihr Gehorsam und ihre fast vergötternde Liebe für Dich. Gewöhne Ida also in Zeiten, auch bei ihr gern zu seyn. Aber nütze Gertrudens ehrerbietige Liebe für Dich zu ihrer eigenen Ausbildung. Suche dies seelengute Geschöpf — sie ist es ja so werth — von den hergebrachten Meinungen und Vorurtheilen des dienenden Standes zu befreien, und an deren Stelle verständige Ansichten der Dinge, und bessere Ueberzeugungen zu pflanzen.

In diesem Punkt magst Du sie sicher über ihren Stand erheben. Es kann nicht anders als ihr selbst heilsam seyn. Bilde Dir an ihr — nicht nur eine zweite Hand, die maschinenmäßig Deinen Willen thut, sondern laß sie Deine verständige Stellvertreterin werden. Deinen Geist kannst Du ihr nicht geben, Dein Mutterherz auch nicht; aber lehre sie

in Deinem Geiste handeln: ihr gutes, ächt weibliches Herz wird das übrige thun. Besingt Dir dies, wie ich's wünsche und hoffe; so laß sie Dich unterstützen in der Mutterpflicht, damit Du andere, eben so wichtige Obliegenheiten nicht versäumen müßtest. Mit Geschenken, womit man gewöhnlich Dienstboten zu gewinnen sucht, ist dies nicht zu bewerkstelligen: wol aber mit ehrendem Vertrauen. — Gewöhne Gertruden, so viel nur möglich, auch in Zeiten zu der Sprache, die Du mit Deinem Kinde gesprochen haben willst. Wenn ich mich recht erinnere, ist ihr Deutsch nicht sehr verdorben. Korrigire sie freundlich, wenn sie Fehler macht, indem sie zu Dir spricht; sage ihr, daß sie um Deines Kindes willen sich von ihren Provinzial-Ausdrücken und gemeinen Wendungen entwöhnen müsse. Was aber noch wichtiger ist: sprich jetzt schon mit ihr über das, was sie im Sprechen zu dem Kinde zu vermeiden habe; mache es ihrem guten Verstande recht anschaulich, wie nachtheilig die gewöhnliche Art der Wärterinnen mit den Kindern zu schäkern, und wie

schädlich besonders jede gewaltsame Anreizung zum Lachen werde. Sage ihr, Ida werde von selbst lachen lernen, sobald sie sich recht herzlich freuen könne, und daß das Schäkern und Kitzeln eine ganz verkehrte Weise sei. Wenn Du die Gertrud durch solche und ähnliche Belehrungen in Zeiten vorbereitet hast, wirst Du an ihr eine recht brauchbare Gehülfin haben, die Dir Dein Geschäft erleichtern und es auch in Deiner Abwesenheit durch nichts verderben wird. Halte sie auch besonders an, sich immer reinlich und ordentlich zu kleiden, so daß es ihr schon feste Gewohnheit geworden sei, ehe Ida das Gegentheil nur bemerken könnte, damit der Kleinen Ordnung und Reinlichkeit zur Nothwendigkeit werde, und sie vom Gegentheil auch gar nichts ahne.

Die Jahreszeit naht heran, wo die Lüfte milder werden. Laß in den wärmsten Stunden des Tages die Fenster fleißig öffnen, damit Ida sich nach und nach mit der frischen Luft befreunde. Bald genug wird sie sich daran freuen und selbst darnach verlangen.

Dann trage sie hinaus in Dein Gärtchen, und verweile immer etwas länger mit ihr im Freien. Kleide sie dann etwas wärmer, doch hülle sie nicht zu sehr ein, damit sie unsern Zahnschmerz und unsre Rheumatismen nie kennen lerne — —

D r i t t e r B r i e f .

Bald wieder zu schreiben war mein Wunsch; ich habe ihn aber nicht halten können. Unterdessen ist Ida sechs Monat alt geworden, lächelt alles an, was sich bewegt, und greift nach allem, was glänzt und leuchtet. Nun wird es also immer bedeutender, wie das junge rege Leben beschäftigt werde. Dir, meine Gute, kann es an Stoff dazu, und auch an guter Art nicht fehlen. Doch Du willst meinen Rath. Vernimm ihn also.

Mit dem Pestalozzischen Buch der Mütter kannst Du Dich nicht befreunden? Ich glaube das gern. Auch würde der ehrwürdige P. selber Dir das nicht verübeln. Für Mütter

wie Du bist, ist sein Buch, und sind alle seine Methoden-Bücher nicht geschrieben. Er hat es mit dem rohen, verwahrloseten Landvolk — und zunächst in seiner Gegend zu thun. Diese Mütter hat er im Auge, und deshalb sind die Vorschriften so peremptorisch und die Anweisungen gehen auf eine Mechanik des ersten Unterrichts aus. — Für solche, deren ästhetischer Sinn einen hohen Grad der Ausbildung erhalten hat, und für Selbstdenkende können seine Vorschriften keine gesetzliche Verbindlichkeit haben. Denn für den einen sind diese Formen und ewigen Wiederholungen unleidlich, und für die andern unnöthig. Dessen ungeachtet findet der gebildetste und selbst der am tiefsten denkende Geist in diesen Schriften reichen Stoff zum Nachsinnen und zu Erwägungen über diese Sache. Weder Du noch ich würden z. B. diesen Kursus der Benennung menschlicher Gliedmaßen ganz so mit allen diesen Wiederholungen nachbeten mögen. Aber bedarf es dessen auch? Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig. Nehmen wir welchen Gegenstand es sei, der aus ver-

schiedenen regelmäßigen Theilen zusammengesetzt ist — des Kindes Körper ist ihm freilich der nächste, und gewiß sehr brauchbar dazu, aber er sei nicht das einzige, was es so nach allen seinen Theilen kennen lerne. Ich würde ihn nicht einmal das erste seyn lassen, weil die Dinge außer ihm zur Anschauung besser, und die minder künstlichen, als das größte Kunstwerk der Natur (der menschliche Körper), zur Entwicklung der ersten Begriffe von den Körpern immer tauglicher scheinen. Wenn Du im Frühlinge mit Ida in Deinem Gärtchen am Hause oder auf Deinem Landstiege im großen Garten, oder in dem noch größern der umliegenden Gegend wandelst, dann gieb Acht, worauf die Blicke der Kleinen am häufigsten fallen, worauf sie am liebsten verweilen, und nach welchen Gegenständen ihre kleinen Händchen sich ausstrecken, um sie an sich zu reißen. Und wäre es ein roher Stein — gehe mit ihr hin, zeige mit dem Finger darauf und sage: Stein! suche dann mehrere Steine und wiederhole, so oft sie darauf merkt, den allge-

meinen Namen, Stein, und das so oft, bis Du merkst, daß sie Steine von andern Körpern unterscheidet. Fällt ihre Aufmerksamkeit zuerst auf's Lebendige, auf einen Sperling, auf eine vorbeifliegende Schwalbe: nenne sie mit dem allgemeinen Namen, Vogel; laß Ida alles was fliegt bemerken und wiederhole ihr oft das Wort, Vogel. Bringe ihr, wenn's ihr Freude macht, einen Vogel im Kästch näher, laß sie ihn so lange betrachten, als sie Lust daran hat, entlaß ihn vor ihren Augen aus dem Kästch: sie sieht ihn fliegen, und weiß nun, wie die Vögel, die sie in der Ferne fliegen sieht, gestaltet sind, und hat schon den allgemeinen Begriff: Vogel. Die unterscheidenden Benennungen: Fink, Schwalbe, Nachtigall, Lerche, Krähe, mag sie später hören, wenn sich der Begriff vom Vogel erst recht festgesetzt hat. Sie wird nun, wenn sie zu sprechen anfängt, das Haushuhn auch Vogel nennen, und das ist gut. Fällt ihr irgend ein anderer Gegenstand mehr oder früher in die Augen: wol! so sei es der, bei welchem Du mit ihr verweilst. Ist's eine

Tulpe oder Nelke, nenne sie ihr zuerst mit dem allgemeinen Namen: Blume. Fängt sie an Farben zu unterscheiden, so füge den Namen der Farbe hinzu, und lehre sie, gelbe Blume, blaue Blume, rothe oder bunte Blume sagen, aber nicht eher, als bis sie wirklich die Farben unterscheiden kann.

Ist die Bitterung rauh und kannst Du mit ihr nicht im Freien seyn; so mache sie auf die Gegenstände in ihrem Stübchen aufmerksam und lehre sie nach und nach alles kennen, unterscheiden und benennen, was darin ist; und eben deshalb wünsch' ich, daß ihr Zimmerchen sehr einfach decorirt sei, damit Du über alle Gegenstände, die darin sind, mit ihr reden könntest.

In einem sehr begüterten Hause fand ich einst die Kinderstube mit alten Haute-Lisse-Tapeten verunziert. Der Wiege des kleinsten Kindes gegenüber war der König Saul abgebildet, wie er mit dem Spieße nach dem David fährt. Das vorjüngste Kind, welches eben zu plaudern anfing, fragte mich: Tante, willst Du mir nicht erklären was der Mann

da macht mit dem großen Messer? Ich war verlegen, und wollte das Kind hiervon ab und zum nächsten Bilde führen, um ihm davon etwas zu erzählen, und siehe da! das nächste Bild stellte den Teufel auf der Zinne des Tempels vor, wie er Christum versuchte. Es ist, wollt' ich eben sagen, ein großer Affe, der den schönen Mann da herunterstürzen will, als mir einfiel, daß ich so die Furcht vor den Affen in das Kind hineinfabeln würde. Die nächste Abbildung sollte mir aus der Noth helfen — und was fand ich? Es war Herkules halb verbrannt auf seinem Scheiterhaufen und der Centaur Nessus, der dem Aktus aus einiger Ferne zusah. Ich erspare Dir die Beschreibung der übrigen Vorstellungen. Daß auch Jupiter und Europa, Diana und Aktäon nicht fehlten, versteht sich. — Komm Lilli, rief ich, wir wollen in den Garten, wollen Blumen pflücken und der Mutter einen Kranz flechten. So verließ ich die Kinderstube, in die ich seitdem nur noch einmal kam, und die ich so voll alberner Schnurpfeisereien fand, die den Kindern zum

Zeitvertreib dienen sollten, daß ich auf immer genug hatte.

Großer Zurüstungen und eigends herbeigeschaffter Gegenstände bedarf es beim allerersten Unterricht nicht. Die gemeinsten Dinge können dazu dienen, wenn sie nur nicht zu künstlich zusammengesetzt sind. Willst du Ida frühe über Formen belehren, führe sie oft an einen runden Tisch, bezeichne seine Form und nenne sie ihr oft; dann zeige ihr den viereckigen und nenne ihr die Form, indem Du auf die Ecken zeigst; Du wirst sehen, wie bald sie beide unterscheiden wird. Noch besser ist es, wenn der erste runde Körper, den Du sie bemerken lehrst, eine Kugel ist. Kleine Kinder haben ohnehin eine Freude daran, sie rollen zu sehen, und sie ist eins der unschädlichsten Spielzeuge, an welchem sie sich nicht verletzen können. Laß sie dann, wenn sie den runden Tisch unterscheiden kann, selbst alle runden Flächen auffuchen, als Teller, Tassen und was der Art in der Nähe ist. Alles im Zimmerchen kann Stoff zum Plaudern mit der Kleinen werden, und alles Plaudern wird

Belehrung, wenn man sich nur einigermaßen dazu hingiebt. Trittst Du mit ihr ans Fenster: seine regelmäßige Form, und seine gleichen Abtheilungen geben Dir Stoff genug, auf Pestalozzische Weise oder wie Du sonst willst, mit ihr zu plaudern. Und aus dem Schätze eigener Vernunft und dem noch reichern Schätze der Mutterliebe wirst Du täglich neuen Stoff zur Unterhaltung schöpfen. —

V i e r t e r B r i e f.

Deine Ida wächst und gedeihet an Geist und Körper, und das kleine Herz ist mit dem Mutterherzen wie in eins verschmolzen? O ich zweifle nicht; wie könnt' es auch anders seyn! — Aber auch Spuren des aufkeimenden Eigensinnes willst Du bemerkt haben? Das wäre freilich früh, und nach unserm Plan kommt der immer zu früh, weil er gar nie kommen darf. Ehe ich Dir etwas besonderes über die Unterdrückung oder vielmehr Ausrottung dieses Fehlers sage, möcht' ich gern gewiß seyn,

ob Du Dich in der Sache nicht irrest? ob das weinerliche Wesen, das sie von Zeit zu Zeit überfällt, und das Wegwerfen der Dinge, die ihr sonst lieb sind, auch wirklich Eigensinn, ob es nicht vielmehr Unlust ist, die aus dem Schmerze beim Zahnen herrührt? Bist Du hierüber ungewiß, so würde ich Dir rathen, wenn sie heftig weint und ihr Spielzeug auf den Boden wirft, ihr das geworfene nicht wieder aufzuheben, auch wenn sie darnach griffe, ihr auch für den Augenblick kein anderes zu reichen, sondern sie freundlich an Dich zu schließen, und zu sehn, ob sich vielleicht durch Liebe der Schmerz besänftigen läßt. Fährt sie fort zu weinen, so sei ernsthafter, suche sie aber durch Ortsveränderung zu zerstreuen; gehe mit ihr in den Garten, oder, wenn das nicht seyn kann, aus einem Zimmer in das andere.

Schreit sie aber nach den geworfenen Sachen, und sie wären ihr von irgend jemand wiedergegeben, und sie wirft sie dann abermals weg, so ist kein Zweifel daran, daß es Eigensinn sei. Dann muß sie sie nicht wieder-

haben, und wenn sie noch so heftig weinte; dann würde auch ein liebkofter Ton sie nur noch mehr zum Eigensinn anreizen. Da waffne Dich gegen Dein allzuweiches Gefühl, und sei nicht eher wieder zärtlich, als bis die böse Stunde bei der Kleinen ganz vorüber ist. Auch diese Mißlaune in dem Kinde kann vom Schmerze herrühren, und Kränklichkeit enthält gewöhnlich den Samen zum Eigensinne. Dennoch darf dieser böse Same nicht genährt werden. Er muß heraus, und frühe ausgejätet werden, ehe er zu viel Kraft gewinnt. — Gieb Ida niemals das, wonach sie schreit; gieb ihr das aber gern und mit Deiner ganzen Freundlichkeit, wonach sie freundlich äugelt; komme, wo es seyn kann, auch dem bittenden Blick schon gebend entgegen. Schlage nichts, gar nichts ab, das Du geben darfst: verweigere aber standhaft, was Du einmal abgeschlagen, und sollte sie es noch so schön, oder noch so kläglich fodern. Schreit sie, so darf sie es unter keiner Bedingung haben. Damit sie aber zur Begierde dessen, was sie nicht haben soll, nicht gereizt werde,

so laß solche Dinge, wenn es nur immer möglich ist, gar nicht in ihre Nähe kommen. Der verbotene Baum in Eden war ein Erziehungsmittel der Himmlischen für den schon erwachsenen Menschen, und doch wissen wir, wie schlecht der Mensch die Probe bestand. Wollen wir von unsern kleinen Kindern mehr fordern, als unsre ersten Aeltern leisteten? Einige Aeltern — recht als wollten sie die böse Lust in ihren Kindern erwecken, umgeben sie allenthalben mit solchen Dingen, die die Kinder nicht haben sollen, und pflanzen einen ganzen Wald von verbotenen Bäumen um sie; einige aus Sorglosigkeit, andere um den Gehorsam zu prüfen. Du nicht also, liebste Emma! Laß aus Ida's Stübchen alles fern bleiben, was sie nicht anrühren darf — besonders wenn es auffällt und sehr reizt. Gaseln, Messer und Scheeren halte so fern Du kannst. Kleine Kinder freut der Glanz, und erregt ihre Begier darnach. Entferne alle zerbrechlichen Sachen: laß sie aber mit andern glänzenden Dingen nach Herzensverlangen spielen — es sei mit Geld oder andern Metall-

sachen, die nicht beschädigen und auch nicht verdorben werden können. Die Nähe zerbrechlicher kostbarer Hausgeräthe, die das Kind oft sehen muß und nicht berühren darf, ist sehr nachtheilig. Wollt ihr Begierden, wollt ihr Troß, wollt ihr Bitterkeit in eurer Kinder Seele pflanzen, so zeigt ihnen nur vieles, das sie nicht haben dürfen. —

Noch eins, meine Emma! Umgieb Deine füße Ida, so viel Du nur kannst, mit schönen Gegenständen aller Art; dulde nichts geschmackloses um sie. Du malest ja selbst, und malest so schöne Blumen: verziere ihre Wände damit! Sobald sie die, die Du in ihrem Stübchen zuerst aufgehängt hast, alle kennet, vertausche sie mit andern, und verändere diese Verzierung nach einigen Monaten wieder; wenn sie auch diese kennt, hänge wieder andere hin, und so fort. Laß sie dann dieselben Blumen im Garten wieder auffuchen, und Du wirst so einen Maßstab ihrer Aufmerksamkeit und ihres Vergleichungsvermögens erhalten. Du schriebst mir neulich, daß ihr Vögel besondere Freude machten: hänge aus Deiner

kleinen Sammlung ausgestopfter Vögel eine Partie nach der andern hin, aber nur wenige auf einmal, und siehe, ob sie die in der Natur ihr schon bekannten gleich wieder erkennt. Laß dann Abbildungen in Kupferstichen folgen. Das Bertuchsche Bilderbuch kann Dir hier gute Dienste leisten. Aber laß nie eine Menge Gegenstände daraus flüchtig vor ihr vorüber gehen, sondern befestige immer eine Partie davon an die Wand, bis sie völlig damit bekannt ist, und gar nicht darin irrt. Dann nimm diese Bilder weg und thue andere an die Stelle. Wenn ihr am Fenster vorbeigehende Pferde, Schaaf, Kühe, aufgefallen sind, und sie mit Freude ihre Namen nachgesprochen, dann zeige ihr bald nachher auch eine gute Abbildung davon, und so eine lange Zeit nur immer Abbildungen von Dingen, die sie in der Wirklichkeit schon kennt, und es wird sich früh eine richtige Vorstellung von Bild und Sache in ihrer Seele festsetzen. Nenne ihr auch oft die einzelnen Theile jedes Geräthes im Zimmer, besonders an solchen, wo einzelne Theile leicht zu unterscheiden sind.

Fange bei den einfachsten an, und gehe zu den künstlicher zusammengesetzten fort. —

Hast Du Ida so vor Eigensinn bewahrt, und sie gegen Langeweile durch stete Beschäftigung gesichert, dann sind zwei Hauptquellen des Uebels in der Erziehung verstopft, und Deinem Mutterherzen vielleicht jede Strenge für die Zukunft ganz erspart: Du wirst vielleicht nie strafen dürfen. — Ueber die Schädlichkeit mancher unentbehrlichen und nicht zu entfernenden Dinge laß sie sich durch das Gefühl belehren. Greift sie nach einem brennenden Licht, oder nach dem Feuer im Kamin; so sage ihr: Ida, es brennt! Ida, es thut wehe! Sie wird das nicht verstehen, und die schöne helle Flamme greifen wollen. Laß sie das Fingerchen dem Lichte ein klein wenig nähern, (vor dem Verbrennen wird Mutter sorgfalt sie wol schützen) aber laß sie ein wenig fühlen, was Brennen heißt. Ich stehe dafür, sie wird nicht mehr in das Licht greifen, und sollte sie's zu vergessen scheinen: so rufe nur: es brennt! und die Erinnerung des Gefühls wird mit den Worten zurückkehren.

Auf immer wirst Du freilich auch Messer, Gabel, Scheere, und alle scharfe Instrumente nicht vor ihr verbergen können. So wie ihr das erste davon in die Augen fällt, sage ihr: *Jda, es schneidet! Jda, es sticht!* Dies Gefühl kennt sie noch nicht, aber Deine warnende Stimme kennt sie schon, und gewiß wird sie auf diesen Ton und auf diese Worte merken. — Bezeugt sie dennoch ein ungestümes Verlangen darnach, laß sie sich in die Spitze ein klein wenig stechen; aber laß es doch so viel seyn, daß es sie ein wenig schmerzt, und sie wird sicherlich das böse Ding wegwerfen, und wird nach der zweiten Erfahrung die Stimme der Warnung schon besser kennen und mehr darauf achten. Noch ein Paar ähnliche Erfahrungen, und sie braucht keine mehr zu machen; sicher wird sie auf Deine Warnung merken, und ihr willig gehorchen. Für heute nichts mehr. Aber Du hast die rathgebende Freundin einmal aufgefodert; Du sagst, daß diese Briefe Dir Freude machen, und daß Du diese Rathschläge alle anwendbar findest — es wird also diesen vier Briefen noch mancher nachfolgen. —

F ü n f t e r B r i e f .

Also läuft Ida wirklich schon? und sie ist erst eilf Monat und einen halben alt? Und doch sahe man bis dahin bei Dir weder Laufband, noch Gängelwagen, noch sonst irgend ein Werkzeug, das Kinder früher gehen lehrt, als sie können, d. h. als ihnen die Kräfte dazu gekommen sind. Aber man will Dich besorgt machen, Ida werde vielleicht ein krummes Füßchen oder eine krumme Hand nach dieser Kriechmethode bekommen. Laß Dir keine Sorge deshalb ans Herz kommen, ich bitte Dich! — Schon viele Kinder sahe ich, die auf diesem natürlichsten aller Wege das Gehen lernten, und gerade diese waren die kräftigsten, und alle ihre Glieder, wie die Natur sie haben will. Sehr lebhaft erinnere ich mich des Knaben eines Tagelöhners, der bei uns in Arbeit stand. Der Vater war ein gebrechlicher Mensch mit ganz krummen Füßen, der nur wenige Hausarbeiten verrichten konnte. Die Mutter mußte also mit auf die Arbeit ausgehen, um für die Familie die Nothdurft

erwerben zu helfen. Da sollten denn die beiden ältesten Kinder, die auch noch klein waren, dies kleinste den Tag über warten. Ihr Hüttchen stand dicht neben unserm damaligen Landhause. Ich hörte im Hüttchen oft schreien. Es jammerte mich der armen Kinder, die so alle drei zu Krüppeln werden mußten. Ich gab den beiden ältesten eine Beschäftigung, die ihnen angemessen war, und nahm den kleinen halbjährigen Buben des Tags, wenn er nicht schlief, zu mir ins Zimmer, breitete dann einen Teppich unter ihm aus, setzte ihn darauf, und gab ihm Allerlei zum Spielen — unter andern auch kleine Kugeln. So oft ihm die weg rollten, wollte er sie wieder greifen; das wollte nicht gelingen, und so fing er an zu kriechen, und kroch ihnen nach. Diese Versuche mißglückten bisweilen, und er schrie. Ich half ihm nur wenig nach, weil es mich zu sehr in meinen Beschäftigungen störte. Er lernte sich bald selbst helfen, und kroch, trotz dem besten Krebse, bald rück-, bald vorwärts, und gefiel sich ungemein in dieser Kraftäußerung. So oft ich

ihn freundlich ansah, lachte er mir zu, und kroch mit immer größerer Schnelligkeit. Er mochte etwa zehn Monate alt seyn, als ich den Versuch machte, dem kleinen Hans eine Birn, die er sehr gern aß, auf einen Stuhl am andern Ende des Zimmers hinzulegen. Er kroch mit großer Schnelligkeit nach dem Stuhle. Aber wie sollte er nun daran kommen? Er machte den Versuch, sich an dem Stuhlbeine aufzurichten: der Versuch mißlang. Die Birn reizte ihn sehr stark: er versuchte es noch einmal, und noch einmal, und es war gelungen — er stand am Stuhle, zitterte ein wenig, ergriff seine Beute, und lachte überlaut. — Ich lachte ihm Beifall zu. Auf seinen Beinen halten konnte er sich noch nicht lange. Bald saß er wieder auf dem Boden, und kroch, wie zuvor, nach allen vier Ecken des Zimmers in allen Richtungen herum. Ich wiederholte das Experiment täglich, und er bekam bald Kraft zum Stehen in den Beinen. Da fing ich an dem kleinen Hans das Ziel weiter zu rücken. Wenn er sich eben am Stuhl aufgerichtet hatte, legt' ich den Kuchen,

oder das Obst, oder was es sonst war, ein Paar Stühle weiter. Nun fing er an, sich an den Stühlen halten zu wollen, um zu dem hinzugehen, wo der Preis lag. Die Stütze versagte aber: ich reichte ihm einen Finger hin, er ergriff ihn, und so kam er zum Ziel. Nach einigen Tagen gab ich ihm keinen Finger mehr und er kam auch hin. Und so führte ich ihn bald an der einen, bald an der andern Hand, wohin ich ihn haben wollte. Noch ehe er eilf Monate alt war, lief er allein. War er müde, so kroch er wieder, und als er ein Jahr alt war, war er fast immer auf den Beinen, und Du mußt nicht leicht ein netteres und kräftigeres Bübchen gesehen haben, als diesen kleinen Hans. —

Diese Erfahrung hatte ich gemacht, noch ehe ich mit Erziehung mich eigentlich beschäftigte, und zu einer Zeit, wo ich noch nicht einmal wußte, daß auch das zur Erziehung gehöre. Als dies Geschäft aber mein Beruf wurde, da wiederholte ich bei mehrern kleinen Kindern diese natürlichste aller Methoden des

Gehenslernens, und fand sie probat, wie das
erstemal. Auf solche Erfahrungen gründete sich
die Zuversicht, mit welcher ich sie Dir em-
pfehl. Und Dein Beispiel hat sie aufs neue
gerechtfertigt. Wollte man uns die unzäh-
liche Menge von Beispielen entgegensetzen, wo
Kinder am Laufzaum gehen lernen, und doch
eben keine Krüppel werden; von Kindern,
denen das Leitband die Brust nicht zusammen-
drückt, und wo das frühe Stehen und ge-
zwungene Gehen im Gängelwagen keine krum-
men Beine gemacht hat: so sehe ich die
noch weit größere Menge roher Völkerschaften
dagegen, bei denen eine verkrüppelte Gestalt
eine viel seltnerer Erscheinung ist, als bei uns
Europäern, und die gewiß alle unsere, der
Natur vorgreifenden Werkzeuge, die kindliche
Kraft in Thätigkeit zu bringen, nicht kennen.
Fort also mit dem Laufzaume, fort mit dem
Gängelwagen, was auch die gute Tante, die
Deine Ida damit beschenkt, von unserer Me-
thode fürchten mag! Beweisen wir ihr nicht
mit Worten, sondern mit dem glücklichen Er-
folg das Gegentheil! Diese Art zu beweisen,

ist für viele Menschen die einzig überzeugende.

Mich rufen für heut andere Geschäfte. —

Sechster Brief.

Noch kein Wörtchen sagt' ich Dir zur Antwort auf Deine Frage: wie frühe man durch Musik auf junge Kinder glücklich wirken könne? Aber hast Du mir nicht diese Beantwortung fast schon vorweggenommen? Was ist denn Ida's Freude an Deinem Gesang anders, als reger Sinn, schöne Empfänglichkeit für das Melodische? Für Harmonie entwickelt sich bei gewöhnlichen Kindern der Sinn so frühe nicht. Aber ihr liebliches Nachlallen des Liedchens: Der Frühling ist gekommen, und die Nachbildung selbst des Rhythmus, scheint mir ein Talent anzukündigen, das der Pflege werth ist. — Sollte aber auch die Deutung dieser Auspizien zu günstig seyn, so ist es ihr sicher auf andere Weise wohlthätig,

wenn sie ihr sanftes Mütterchen recht viel singen hört.

Noch habe ich außer einer alten Fuhrmannsfrau — die zwischen jeder Zeile von ihrem Morgenliede, „Wach auf, mein Herz, und singe,“ immer einige heftige Apostrophen an ihre Pferde richtete, wenn sie sich beim Striegeln oder Ausspannen nicht schicken wollten — noch habe ich sonst niemand unmittelbar nach dem Gesang zürnen gesehen. Wer in einem schönen Gemüthe auch den gerechtesten Unwillen entwaffnen wollte, dürft' es nur versuchen, die Melodie von Kirnbergers: Schwach und sündlich ist der Mensch geboren, oder Grauns Arie: Ihr weichgeschaffnen Seelen, oder den schönen Choral: Herzlich lieb hab ich dich, o Herr! anzustimmen; ich stehe für das Gelingen. Und kein Instrument, (selbst die auflösende Harmonika nicht) darf sich mit der Menschenstimme messen, wenn sie recht rein und sanft getragen ist. — O singe, singe viel, wenn Du Ida bei Dir hast. Besonders im Garten. Es wird ja bald wieder Frühling! Dann leb'

und wohne mit ihr unter Blumen und Vögeln, die sie so gern hat und singe ihr häufig vor. Bis dahin beschäftige sie und laß sie sich selbst beschäftigen mit den Gegenständen, die ihr Freude machen; mit keinem einzigen aber zu lange, d. h. bis zum Ueberdruß. Zum Vorspielen auf dem Klavier wollt' ich jetzt noch nicht gern rathen. Ich weiß wol, daß Kinder gern hinhorchen, aber sie horchen nach allem, was klingt, und nach einer Schelle fast eben so gern, als nach dem schönsten Klavierspiel, welches sie gewöhnlich dadurch unterbrechen, daß sie selbst mit Händen und Füßen drauf schlagen wollen. — Nur Kinder von seltenem musikalischen Talent zeigen frühe einen empfänglichen Sinn für Harmonie. Bemerkst Du, daß Ida lange still und fröhlich horcht, wenn sie zufällig Dich oder sonst jemand spielen hört, und ernstlich darnach hinverlangt: dann ist das Zeichen von der Natur gegeben, dann beschäftige sie gern auch damit, daß Du ihr vorspielst. —

Gieb auch fleißig Acht, ob ihre Füßchen bei dem frühen und vielen Laufen gerade blei-

ben? und wenn sich eins ein wenig einwärts biegen wollte, so laß sie ja nicht lange stehen, auch nicht zu lange hintereinander laufen, sondern sie lieber auf dem ausgebreiteten Teppich auf dem Boden herum spielen. Auch muß Gertrud sie mitunter noch tragen; aber abwechselnd auf beiden Armen, nie sehr lang auf einem. Daß Du mit der gelehrigen Gertrud so gut fortkommst, ist ein wahres Glück. — Sage ihr von meinerwegen, daß ich sie sehr werth halte. Ich weiß wol, daß die redliche Seele keiner goldenen Belohnungen bedarf; aber ich schicke ihr mit diesem Briefe ein goldenes Herz, das soll sie zu meinem Andenken auf ihrer Brust tragen, und sich dabei meiner Wünsche für Ida erinnern. Auf der einen Seite steht mein Name, auf der andern: Gedenke mein! Das erklärt meine Freundin ihr so. Wenn ihr weiches Herz die Gute sollte verleiten wollen, Ida's kleinen eigensinnigen Launen nachzugeben, dann soll sie meiner gedenken und — widerstehen. Auch soll sie sich Gewalt anthun lernen, und den holden Engel nicht zu oft küssen.

Hörst Du, Beste? daran soll das goldene Herz sie mahnen.

Du sagst mir, daß Dein Bruder durch die Kleine so glücklich ist: wie wird's der Vater erst seyn, wenn er endlich einmal wieder unter den Seinen leben kann! Er verliert sehr viel, dies Kind sich nicht entfalten zu sehen. Indessen freut es mich, daß sie auch Männer um sich gewohnt wird, und sich vor dem Onkel Wilhelm nicht scheuet. Ich lasse aber den Onkel Wilhelm und alle, die sich gern mit Ida zu schaffen machen, gar schön bitten, die Kleine nicht zu necken; ihr nicht zum Scherz etwas zu entreißen, und wenn sie dann ungestüm weint, es ihr wieder zu geben. Auch Gertrud muß so nicht mit ihr spaßen! —

Noch kennt Ida keine Furcht im Dunkeln? Ich glaube es: was hätte sie auch wol bis jetzt gesehen oder gehört, woran die Erinnerung im Finstern wiederkommen, und ihr bange machen könnte? Daß ihr ja diese wohlthätige Furchtlosigkeit durch nichts getrübt, und ihr so lange als möglich erhalten werde! Sie ist eine der höchsten negativen Wohlthaten, die

als ein Eigenthum der unbefangenen kindlichen Unwissenheit respektirt werden sollte.

Es geht über alle Vorstellung, wie unglücklich man in der Kindheit durch leidenschaftliche Furcht und Angst werden kann, und wie dadurch dem Kinde seine ganze goldene Morgenröthe getrübt wird. In meiner frühesten Kindheit hatte mein trefflicher Vater mich sehr sorgfältig gegen die Anwandlungen dieser unseligen Leidenschaft verwahrt. Oft nahm er mich in meinem zweiten und dritten Jahre auf seine Arme, hüllte mich in seinen Schlafrock, ging mit mir hinaus im Dunkeln in den Garten, zeigte mir den heraufsteigenden Mond, und das kindliche Herz fühlte nur Freude und ahnete nichts von Furcht. So ging er zur andern Zeit, wenn's dunkel ward, mit mir in den Zimmern und Gängen des Hauses umher, und sang mir vor. Auch fodert' er von meiner Mutter, wenn sie mich schlafen legte, und mir mein kurzes Abendgebet vorgesprochen und mich geküßt, daß sie sogleich von mir ging, und das Licht mit hinweg nahm. Dann durfte keine Magd und niemand mehr

ins Schlafzimmer. Rief ich dann: Mutter, oder Vater, küß' mich noch einmal! so kamen sie wieder und befriedigten das kleine Herz. Hierbei aber blieb es, ich durfte dann nicht mehr rufen, schlief auch meistens gleich ein, und wachte vor Morgens sieben Uhr nicht wieder.

So ging es bis ins dritte, vielleicht vierte Jahr. Da kam unter den Kindern, die mit meinem ältern Bruder spielten, auch ein junger Better, der eine besondere Freude hatte, mich zu necken. Der erzählte mir, wenn wir im Halbdunkel spielten, allerlei schauerliche Dinge, und begleitete seine Erzählung mit solchen Tönen und Bewegungen, daß ich in eine entsetzliche Angst gerieth. Die mochte dem jungen Menschen, der etwa zwölf bis dreizehn Jahr alt war, komisch vorkommen, so daß er es immer schauerlicher machte, bis er sah, daß ich vor Angst nicht mehr zu bleiben wußte; dann versucht' er mich wieder zu trösten: aber die Furcht war mir nun eingimpft, und ward meiner völlig mächtig. Nun konnte man mich zu fürchten machen, womit man wollte. Erst graute mir vor Niesen ohne Kopf, wovon der Better mir

erzählt hatte, dann vor Pferden mit feurigen Augen, dann vor dem Alp, dann vor Gespenstern, vor Kobolden, Drachen, Hexen. Dann vor Kometen, Gewittern, und am Ende vor dem jüngsten Tag.

Meinen herrlichen Vater hatte ich sehr früh verloren. Niemand arbeitete der Furcht bei mir entgegen: sie nahm bald so überhand, daß ich keiner Freude mehr fähig war. Oft wünscht' ich mir den Tod. Blumen und Vögel, meine vorzüglichsten Freunde, und die ganze schöne Natur sprachen mir vergebens zu; hinter jedem Baum und Strauche sah ich irgend ein Unthier lauern. Die Sterne, die mich früh so glücklich machten, weil man mir gesagt, auf jedem wohn' ein Engel, wurden mir nun fürchterlich, weil ich immer meinte, sie würden sich in Kometen verwandeln und den jüngsten Tag heranbringen. — Kurz die Freude meiner Kindheit war fast ganz dahin. Endlich siegte meine bessere, heitere Natur. Vielleicht gaben auch die Gespräche heiterer, gebildeter Menschen, bei denen ich zufällig gegenwärtig war, meinem Geiste eine andere Richtung. Aber noch bis in mein sieb-

zehntes, achtzehntes Jahr hatte ich mit den Resten dieser Eindrücke zu kämpfen, die erst sehr spät völlig verlöschten. —

Bewahre unsern Liebling davor, beste Emma; erspare ihr diese Kämpfe der Angst, die eine so harte Anstrengung und einen zu großen Kraftaufwand fodern, um sich ganz davon loszumachen. Es giebt Dinge, die man allerdings fürchten soll; aber die Periode dieser Furcht darf bei Ida noch nicht eintreten. Besorge dabei nicht, daß Ida in dieser Furchtlosigkeit zu keck, zu dreist werden möchte. Ihre heilige Furcht sei jetzt die, Dich unzufrieden zu sehen. O die Zeit wird kommen, wo ein Schauer vor der unsichtbaren Macht, die die ganze Natur bewegt, ihre Seele mit Ehrfurcht durchdringen wird! Jetzt muß nur Liebe in ihr leben; dies ist der einige Geist, dessen geheimnißvolle Sprache sie vernehmen soll.

Wächst sie ein wenig heran — etwa im dritten Jahre — dann laß sie auf das Brausen der Wogen am Gestade, auf das Rauschen der hohen Tannenzwipfel, auf das Rollen des noch fernem Donners merken. Dein feierliches:

Horch Ida, es donnert! horch, wie es brauset! wird sie schon aufmerksam machen. Und wenn sie sich dann ein wenig schüchtern an Dich schmiegt, so weißt Du, das Gefühl der unsichtbaren Macht ist in ihre Seele gedrungen. Wie frühe sie den Namen Gott hört, darauf kommt es nicht an. Dieser heilige Schauer vor dem Unsichtbaren, und die Innigkeit, mit der sie Dir anhängt, sind ihre erste Religion. Sollte sie beim Geräusch des nahen Donners zu bange werden, dann wird ein heitrer Blick von Dir nach oben hinauf, und das leise Wort: Vater im Himmel! das Dir vielleicht unwillkürlich von der Lippe strömt, das kleine Herz besänftigen. Aber weiter muß sie noch nichts hören. Solche Worte oder nur Blicke fallen als Funken ins junge Gemüth, und zünden oft erst spät; aber verloren gehen sie nicht. —

Also am letzten Tage ihres ersten Jahres hat Ida Dich mit den deutlichen Worten: liebe Mutter, erfreut? Und nun versucht sie auch: Bruder Woldemar zu sagen und Onkel Wilhelm? Das mag komisch genug klingen! Bald werde ich kommen, und sie Tante Selma sagen

lehren. O was wird die Tante Selma alles mit ihr plaudern! — Erzähle ihr bis dahin von der Tante. Ehe ein Monat verläuft, bin ich bei Dir.

Kindisch freue ich mich dieser Reise. Leb wohl. Stelle bis dahin häufige Sprechübungen mit unserm Liebling an. Ich bin sehr begierig, zu erfahren, wie viel und wie deutlich sie am Ende ihres funfzehnten Monats wird sprechen können. —

Die Fortsetzung im siebenten Heft.

Natur - Erhabenheit.

Schaudernd blickt in geahnete Tiefen das Auge
des Menschen;

Staunend zum Felsengebirg, hoch in die
Wolken gethürmt.

Ernst betrachtend, verfolgt es die Ströme der
glühenden Lava;

Zuckend den wirbelnden Schlund, wo die
Charybde sich birgt.

Starr des Rhodans, des Rheinfalls stäubend
tosende Wasser,

Von der Sonne beglänzt, funkelnd wie Edel-
gestein.

Freudig das Werden des Lichts — die Prachter-
scheinung des Tages; —

Wenn die Sonne sich taucht tief in die Flu-
then des Meers.

Still den silbernen Mond, der Sterne freundliche
Bilder,

Ihren geordneten Tanz hoch im unendlichen
Raum.

Und es horcht sein Ohr dem krachenden Donner;
erschüttert

Von der Orkane Geheul, von dem erdröh-
nenden Schall —

Wenn der zitternde Boden die weiten Gräber
eröffnet,

Städte, Länder verschlingt, Berge zu See-
ren gesellt —

Dann versinkt er, ein Nichts! ein Schatte! staunt
dem Erhabnen —

Er, der Mensch, ein Atom, der, wie die
Blume, verwelkt.

Sittliche Erhabenheit.

Nicht versinket der Mensch, der Hohe! Ver-
weile betrachtend;

Mit dem Aug' des Gemüths schaue bewun-
dernd ihn an.

Sieh! er kämpft der Leidenschaft Kämpfe, bän-
digt die Stürme

Jedes mächtigen Triebs, jedes empörten Ge-
fühls.

Doch es verfolgt ihn, rastlos, sein unverwundba-
res Schicksal —

Unbezwinglichen Muths trotzt er der ehernen
Macht.

Nun umringt ihn das Unglück, drohet den Freien
zu fesseln,

Legt das folternde Joch schwerer und weher
auf ihn.

Aber ihn beugt nicht die Last der unverschuldeten
Uebel;

Nicht des Hohns Gespött, — nicht der be-
dauernde Blick.

Sieh! er trägt sie mit Würd' und Stärke, mit
Adel der Seele —

Schau mit vertrauendem Muth auf zu den
Höhen des Lichts.

Hier verehere das Größte, dem geistig Erhabenen
staune:

Tief erschüttert Natur — mehr des Erhaben-
sten Bild.

— * —

 Selbstgeständnisse,

anzusehn

als ein kleiner, sehr unpoetischer Roman.

 E r s t e s B u c h .

Erstes Kapitel.

A n g e k n ü p f t e F ä d c h e n .

Ich bin, dem Himmel sei's gedankt, so alt, daß ich nicht nur gestehen mag, ich sei es, sondern auch, wie alt ich bin. Im ersten Jahre des siebenjährigen Krieges bin ich geboren. Von mütterlicher Seite stamme ich aus einem alten, reichsfreien Hause, dessen Stammbaum, obgleich möglichst klein zusammengebrochen, doch eine ansehnliche Kapsel unter meinem alten Gerülle anfüllt. Darauf unendlich viel zu halten, war Erbgut meiner Vorfahren. Sie hatten guten Grund, darauf zu halten, denn ich kenne

nichts, was sie sonst ausgezeichnet hätte — Ir-
gend etwas Auszeichnende will doch aber jeder
Mensch haben; warum möchten sonst so viele
noch alberner erscheinen, als sie wirklich sind? —

Ich habe jedoch auch guten Grund, jene
mit Sammet beschlagene Kapsel unser Erbgut zu
nennen; denn — meine Aeltern wenigstens,
erhielten kein anderes. Die drei fränkischen
Dörfchen, die sonst die reichsfreie Herrschaft
W. . . hießen, hatten meine Vorfahren, wie
manche Dichter ihre Ideen, nur als Besitz,
nicht als Eigenthum. Als Eigenthum hatten
sich allmählig die Gläubiger unsre Herrschaft zu-
gelegt; und meine Vorfahren hatten sich die
Gläubiger zugelegt, damit sie im Stande blie-
ben, jenen Besitz mit hohem Anstand zu be-
haupten. Dazu gehörte aber vieles — vor-
nehmlich eine zahlreiche Dienerschaft, ja ein
ganzer kleiner Hofstaat, mit seiner Hofetikette,
seinen Hoffesten, und seinen Hofkabalen — —
Als aber mein Großvater die Herrschaft
übernahm, insinuirten ihm die Gläubiger so
nachdrücklich, er möchte seinen Hof einschränken,
daß er seufzend nachzugeben gezwungen war.

Er behielt von den höchsten Beamten Niemand, als den Consistorialrath, den Hofprediger, den Schuldirektor und den Schloßkaplan; den Justizrath, den Finanzdirektor, den Oberamtmann und den Gerichtshalter; den Assessor im geistlichen, den Assessor im weltlichen Obergericht, den expedirenden Secretair und den Actuarius: das beste aber war, daß alle diese Chargen nur durch drei Männer bekleidet wurden — die, bis zu meinem ersten Semikolon, durch den Geistlichen; die, bis zum zweiten Semikolon, durch den Juristen, und die übrigen durch seinen Schreiber. Es war aber Methode darin — ich mach' es gleich deutlich!

Es hatten sich z. B. am gestrigen Sonntagsabende zwei Bauern in der Schenke geschlagen, so wurde ohnfehlbar schon heute früh die Sache im Vertrauen an den Herrn gebracht. Dieser hielt nun an der „Haustafel“ mit jenen drei Männern, die daran speiseten, „geheim e Conferenz“; es wurde eine „allerhöchste Resolution“ abgefaßt, und nun der Weg Rechtens eingeschlagen. Hans und Kunz wurden demnach als Ruhestörer gefordert —

nem Großvater Gesellschaft auf der Jagd; meiner Großmutter, bei ihren ökonomischen Bestrebungen; und beiden, im Quadrille; man sahe überall seine Würde anerkannt; es blieb alles bei dem standesmäßigen Herkommen — wenigstens den Namen und Formen nach: um's Himmels willen, was wollte man mehr?

Nichts wollte man mehr! denn wogegen sich zuweilen noch Wünsche regten, das gestand man sich selbst nicht zu. Gegen die drückende Tyrannei der Langweile regten sich zuweilen Wünsche: weil sie aber, wie ein Despot in einer Republik herrschte — erdrückend, doch ohne den Namen des Herrschers — so ergab man sich geduldig drein, und leugnete sich selbst ab, daß man beherrscht werde — wie ebenfalls in einer solchen Republik.

Zweites Kapitel.

Mein Debüt auf Erden.

So blieb nun auch alles, als meine Großältern starben, und mein Onkel die reichsfreie

erst vor die niedern Gerichte, das heißt, vor den Juristen, als Gerichtshalter, und den Schreiber, als Actuarius. Man verwies die Parteien, nach Erlegung der Gebühren, zum Vergleich und zur Ruhe. Hans und Kunz waren damit nicht zufrieden: sie appellirten an die höhern Gerichte, das heißt, an den Juristen, als Oberamtman, und den Schreiber, als Assessor. Diese gaben, nach Aufserlegung höherer Kosten, allerdings dieselbe Entscheidung. Die Bauern konnten sich damit noch nicht beruhigen, sondern flüchteten zur Gnade des Herrn. Dieser gab ihnen feierliche Audienz, wobei ihm der Jurist, als Justizrath, und der Schreiber, als expedirender Secretair, zur Seite standen. Den Bauern donnerte aus dem Munde der Gnade zum drittenmal dieselbe Sentenz entgegen: jetzt hingen sie die Ohren, erlegten die Gebühren, gaben einander die Hände, und dankten für gnädigen Bescheid. — So ging es auch bei ehelichem Zwist, und was sonst vor das Consistorium gehörte; nur daß da, in erster und zweiter Instanz, der geistliche Herr präsidirte.

Diese vielseitigen Männer leisteten nun mei-

Herrschaft — und zugleich die Versorgung seiner einzigen Schwester übernahm. Von dieser — Mathilde hieß sie — hab' ich leider nur reden gehört. Außer dem Hause sprach man von ihr mit Achtung und Liebe, als von der schönsten und besten ihres Geschlechts; im Hause, mit Gleichgültigkeit und Herabsehen, als von einem schwächlichen, gutmüthigen, stillen Heimchen, ohne allen noblen Sinn.

Mathilde war aufgewachsen unter dem Druck eines Bruders, der sie betrachtete wie ein neues, auf seine Herrschaft aufgenommenes Kapital, das er jüdisch verzinsen müsse; und unter den Quälereien seiner Frau, die von Eifersucht brannte — erst, über die Liebe, die das Kind überall fand, dann über die Schönheit, zu welcher die Jungfrau aufblühte.

Ein wackerer und liebenswürdiger preussischer Lieutenant, der in der benachbarten Reichsstadt auf Werbung lag, besuchte zuweilen das Schloß. Er war der erste, der Mathilden fühlen machte, sie habe ein Herz. Er hielt um sie an. Onkel und Tante widersehten sich heftig: er war ja nur Lieutenant, und über-

dies, wie sie sich ausdrückten, kaum halb von Geburt — das heißt: sein Adel war nur vom Großvater ererbt. Er erklärte, er sei zwar arm, verlange aber Mathilden ganz ohne Mitgabe, und werde auch um Zurückberufung zu seinem Regimente ansuchen, um der Würde des reichsfreien Hauses keinen Eintrag zu thun: Onkel und Tante gestanden ihm nun Mathilden zu. Er wurde zurückberufen, er führte die erlösete Mathilde ins Brandenburgische zu seinem Standquartier; sie wurde seine Gattin und meine Mutter.

Im nächsten Jahre kam ich zur Welt — das unglücklichste Kind der glücklichsten Mutter. In der ersten Nacht nach meiner Geburt, als eben meine Mutter mit Thränen der geistigsten Wollust mich zum erstenmal mit ihrer Brust erquickte, und mein Vater, versunken in Entzücken über diesen Anblick, den Arm um sie schlang, erschallte plötzlich der entsetzlichste Feuerlarm unter dem Fenster, und zugleich brach gegenüber die helle Flamme durch das Dach. Mit einem Schrei sank meine Mutter zurück: man brachte sie wieder

zum Leben, aber nicht zum Bewußtsein. Sie lag in heitern, wohlthuenden Phantasien, und schwakte immer von Engeln, die sie umschwebten und abriefen. Das Feuer war bald verlöscht, aber fast eben so bald ihr Leben. —

Mein Vater war in Verzweiflung, und mein Anblick schien seinen Schmerz mehr zu reizen, als zu mildern. Unser Nachbar, der würdige Diakonus des Orts, nahm mich ins Haus: ich wäre sonst umgekommen. Jetzt erhielt mein Vater den Befehl zum Marsch, denn der siebenjährige Krieg war ausgebrochen. Er gehorchte mit Freuden: er suchte den Tod. Er fand ihn in der ersten Schlacht, an welcher er Theil nahm. Ich Arme habe nicht einmal ein Bild von der Gestalt meiner Aeltern in der Phantasie! —

Der Diakonus meldete mein trauriges Geschick dem Onkel, und bat zugleich, man möchte mich ferner in seinem Hause lassen. Dies wurde ihm gnädigst zugestanden, zugleich aber eingeschärft, daß er, sobald es thunlich, meine Erziehung standesmäßig einzurichten habe. Mein Pflegvater — Friede

sei mit seiner Asche, und ewiger Dank lebe in meiner Brust! — mein Pflegvater erzog mich, ohne auf jene alberne Weisung zu achten, so sorgsam, so treu, so liebevoll, und auch ganz in gleichen äußern Verhältnissen, wie seine eigenen fünf Kinder. Der Krieg versetzte ihn in die äußerste Dürftigkeit. Nach langem Kampf mit sich selbst berührte er endlich, von der Nothwendigkeit gedrängt, seine Umstände in einigen Briefen an meine Verwandten: sie thaten, als verständen sie ihn nicht, und er schwieg.

Ich war sechs Jahr: da starb meinem Pflegvater seine gute, haushältische Gattin. Dies verschlimmerte seine Lage so sehr, daß er für seine Kinder kaum das Nothdürftigste herbeizuschaffen vermochte, und seiner Wohlthätigkeit gegen mich Gränzen setzen mußte. Er schrieb nun mit Würde und edlem Eifer, herzerschütternd, an Onkel und Tante: sie sandten ihm hundert Dukaten (das erste und einzige, was er empfing) für meine zeitherige Versorgung und „allenfallsige gehabte Bemühung.“ Der Brief ist jetzt in meinen Hän-

den, und enthält noch die, mit größter Ruhe gegebene Erklärung, sie würden mich „mit nächstem zu sich entbieten.“

Nach einigen Wochen kam auch wirklich die abgetragene Person des Herrn Assessors, expedirenden Secretairs, Actuarius und Schreibers, in einem haufälligen Landauer, mit einem weißen und einem braunen Ackerpferde bespannt, mich abzuholen. Mein Pfliegvater wollte, da es zur Ausführung kam, mich dennoch nicht hergeben; aber nun mußte er. Von dem Abschiede und der Reise ist mir nur im Andenken geblieben, daß ich erst laut weinte und mit Gewalt in den Wagen gebracht werden mußte; daß ich dann in dumpfer Resignation und großer Langweile weiter fuhr; und daß ich endlich, mit kindischem Wankelmuth, am Fahren Geschmack fand, und ziemlich heitern Muths den vielen Herrlichkeiten entgegen ging, die mein Führer mit tausend Exclamationen mir unaufhörlich vorrühmte. Der heitere Muth wurde vielleicht nicht wenig dadurch vermehrt, daß mein Begleiter mich immer „mein Fräulein“

nannte, statt daß ich zeither nie anders, als Emma, kurzweg, geheißen hatte.

Drittes Kapitel.

Mein Debüt im Schlosse.

Jetzt sahen wir das alte, weite Schloß, mit seinen hökrigen Fensterchen, zum Theil halbverfallnen Thürmchen, und grauen Gefängnismauern, in der Ferne vor uns liegen —

Sehen Sie, mein Fräulein: ha, dort werden Sie wohnen! ah, in dem prächtigen Gebäude! ei, was werden Sie für Augen machen! huy, und die herrlichen Zimmer! hm, und alle Tage Feiertag! — So rief der arme Tropf unaufhörlich, und reizte meine Neugier, wie meine Eitelkeit, immer höher.

Die müden, hungrigen Köpfelein wendeten die letzten Kräfte an, als sie die Annäherung des Stalls witterten, und wir rollten schnell über die donnernde Zugbrücke in das weite, hallende Gehöfe. Nun wurde mir bange. Der Wagen hielt, zwei Bediente sprangen

herbei, mich herauszuheben. Das war mir durchaus neu, ich hatte es sogar noch nie gesehen: meine Spannung wurde vermehrt, aber die Sache gefiel mir.

Der Actuarius fragte, ob Seine hochwohlgeborne Gnaden, der reichsfreie Freiherr und Dero Frau Gemalin den Mittagsschlummer vollendet hätten und noch nicht beim Quadrille saßen? Er hatte seine Zeit so gut gewählt, daß eben diese Zwischenstunde der — Erholung vom Schlafen eingetreten war, wo zuweilen den Herrschaften wirklich etwas angegeben werden durfte. Er führte mich die breite, dunkle Wendeltreppe hinauf: wir kamen in den gewaltigen Vorsaal, wurden gemeldet, und mußten eine feine Weile warten. Diese Feierlichkeit, die weiten, wüsten, leeren, mir schauerhaften Umgebungen, und nun die kleine dramatische Scene, die ich, nach der Anweisung des Actuarius, so eben spielen sollte: — das alles reizte mich so, daß ich bebte und fast weinen mußte.

Mit dieser Scene hatte es folgendes Bewenden. Wenn wir eintreten — hatte mir

mein Führer schon Tags vorher gesagt und hernach unzählichmal wiederholt — wenn wir eintreten, finden wir höchstwahrscheinlich Ihre gnädigen Verwandten auf dem Sopha sitzend, den Herrn Onkel zur Rechten, die Frau Tante zur Linken, und den Herrn Consistorialrath, wie auch den Herrn Oberamtman, zu beiden Seiten stehend. Sehen Sie, mein Fräulein? So! — Er zeichnete mir's mit der Fingerspitze auf's Kutschkissen. — Hier kommen wir herein! Ich näherte mich, Sie an rechter Hand haltend, um einige — etwa drei Schritte, und spreche mit lauter Stimme: „Die verlassne Unschuld wirft sich, hilflos weinend, der Macht und Gnade in die Arme!“ — Hierauf nahen Sie Sich allein, knieen — sehen Sie? so! linke Fuß niedergetnickt! — so knieen Sie zwischen die Füße beider Herrschaften, umfassen diese, und — schweigen. Aber gerade in die Mitte lassen Sie sich nieder, damit Sie vom Herrn Onkel, wie von der Frau Tante, Ein Knie erreichen und möglichst umschlingen können — —

Ich hatte das gleichgültig mit angehört, mir's gemerkt, und es zu befolgen versprochen. Da nun aber plötzlich die Flügelthüren aufgerissen wurden, wir nun wirklich eintraten, und mir die sehr korpulente Person meines Onkels, in einen buntgemusterten Sammetrock geknüpft, und die sehr dünne, hochroth geschminkte Gestalt meiner Tante, aus einem runden Moor-Reifrock, wie der Frühlings-schößling aus der Krone einer jungen Tanne, hervorgetrieben, ins Auge fielen, und beide starr und stumm vom Sopha nach mir ausschaueten: — da überfiel mich eine Todesangst, und als mein Führer jene Worte von der „verlassnen Unschuld“ sagte, brach mir ihr Sinn, an den ich wirklich jetzt zum erstenmal dachte, das Herz, und ich blieb mir meiner nicht mehr mächtig. Statt fein langsam mich zu nahen, stürzte ich mit hervorbrechenden Thränen zur Tante, schlang mich um ihren Hals, und verbarg, laut schluchzend, mein Gesicht unter den breiten Spitzen, mit denen sie bedeutungsvoll ihre Kleider am Halse garnirt trug.

Die Tante war überrascht, und wol auch ein wenig bewegt, obschon sie sagte: Gemach, mein Kind! nur gemach! — Es war vergebens: ich hörte nicht. Nun suchte sie, mich von sich loszuwinden: Du verderbst mir ja alles! sagte sie. Sie meinte es aber wahrscheinlich besser, und wollte nur meinen gewaltigen Berstoß gegen „die Macht“ beschönigen oder auszugleichen versuchen. Ich klammerte mich immer fester an sie und zerfloß in Thränen —

Das Mädchen hat keine Sitten, wie ihre Mutter! sagte nun der Onkel kalt, ohne Accent und Tonfall. Vermittelnd erwiederte die Tante: Halten Sie es ihr zu Gute, liebwerthester Herr Gemal: sie ist in Distraction und, so zu sagen, nicht bei sich.

Der geistliche Herr, der wirklich gerührt war, und die Gabe hatte, alles, und auch in jeder Stimmung seines Wesens, weit und breit aus einander zu setzen, setzte auf gleiche Weise eine Menge Motive dieser meiner Erschütterung aus einander, und mischte, aus Wohlwollen gegen mich, so vieles ein, das

dem Onkel schmeicheln mußte — wie sein Ansehn ja jedem imponire, wie gerade die tiefste Huldigung sich scheu vor ihrem Gegenstande verberge u. s. w., daß es der strenge Herr gelassen abwartete, bis ich ausgeweint hatte und nun von der Tante selbst zu ihm geleitet wurde.

Mein Führer, der noch immer ehrerbietig auf seinem Posten stand, obschon vernichtet durch meine Vereitelung seiner Pläne, hustete hier bedeutend; ich bemerkte es, kam endlich in den Text, ließ mich auf das Knie nieder und umfaßte die Füße des Onkels —

Nun, sehen Eure hochfreiherrlichen Gnaden? Lieber Gott! — sagte der Geistliche.

Lieber Gott! — Nun, sehen Sie? sehen Sie? fielen alle ein.

Der Onkel reichte mir die Hand zum Kusse, richtete mich sehr gnädig auf, und sagte: Wir nehmen dich auf! Bleibe fromm und halte auf Ehre, so soll dir's an nichts fehlen; ja, du sollst gehalten seyn — gleichsam wie unser eigenes Kind! —

Von dieser Minute an hatt' ich seine

Gnade, und — leider den ersten Unterricht, wie man in der Welt durch kluges Heucheln weiter komme, als durch seelenvolle Innigkeit.

Viertes Kapitel.

Was die Leute mit mir anfangen.

Nun ging es an ein Erziehen mit mir — der zog hin, der zog her, jener gar zu Boden. Dies Ziehen und Denken läßt sich jedoch unter zwei Hauptrubriken bringen: Unterricht des Geistlichen, und sogenannte Sittenschule meiner Pflegältern.

Der Consistorialrath war ein ehrlicher alter Mann, der es mit der ganzen Welt, und auch mit mir, recht gut meinte; der auch Jedermann nach bestem Vermögen zu dienen und gefällig zu seyn strebte, wenn es sich durch Worte — mochten deren auch noch so viele erforderlich seyn — in's Werk richten ließ. Seit seinem fünf und zwanzigsten Jahre, wo er von der Universität gegangen, und hier durch Zuthun einer Kammerjungfer, angestellt

war: — seit dieser Zeit hatte er den Kreis seiner Studien beschlossen. Was nachher in der literarischen Welt vorging, kümmerte ihn nicht; auch nahm er sich eben nicht zu Herzen, wenn allgemach gar vielerlei, was ehemals noch in diesen Kreis aufgenommen worden war, wie die Lebensluft aus stehenden Wassern, verdunstete. Wer nicht viel weiß, kann nicht viel lehren — dieser Satz scheint sehr evident: mein Consistorialis stieß ihn aber thätlich um, denn er wußte wahrhaftig nicht viel, lehrte mich aber doch vieles, sehr vieles — wenigstens weit mehr, als ich mein Lebenslang haben brauchen können. Man denke: — ich habe einen förmlichen Cursus der gelehrten Theologie gemacht, wozu er mir seine wiederhervorgesuchten, bestäubten Hefte übersetzte; und da dies das Einzige war, was er mit mir streng und wissenschaftlich betrieb, so hätte ich in meinem zwölften Jahre wol manchen Zweifelsknoten lösen können, an welchem der Candidat im Examen vergeblich knau- pelt. Manches aus der Geschichte, das neben der Reher- und Reformationshistorie unverse-

hends heiberlief; Brocken aus der, zuweilen etwas bedenklichen Klugheitslehre der lieben Frau von Beaumont, deren Magazin mir wöchentlich einige Stunden eröffnet wurde; und noch das und jenes, was in den ascetischen Schriften jener Zeit sich verkrümmelt hatte: — das ist alles, was ich mich rühmen kann von meinem Lehrer bekommen zu haben.

Das ist wenig; eben darum sei mir's erlaubt, etwas aus meinem Eigenthum hier zuzulegen, und zwar nicht nur für die Leserinnen, sondern sogar auch für die Leser — wenn mir deren beschert seyn sollten. Mein Lehrer unterschied sich von den spätern, philanthropischen und andern beliebten Erziehern auch dadurch, daß er langsam ging, und mich sehr früh schreiben, und alles zu Papiere bringen lehrte, was sich mir deutlich darstellen und für immer in meiner Seele haften sollte. Das halte ich für durchaus probat — nicht nur aus den an mir erfahrenen Versuchen, sondern auch aus nicht wenigen spätern, die ich an Andern gemacht habe. Mir kömmt's vor, als ob bei allem, was wir thun,

selbst bei dem Geistigsten, etwas hinzukommen müßte, das auch die Sinne nicht ganz übergeheth, sondern sie fesselt — wenn nehmlich die Sache ganz zu Stande kommen soll. Wenigstens ist es mit Kindern und uns Frauenzimmern so. Ich will mich erklären, so gut ich kann —

Die Französinnen, die fast ganz durch gesprochene (weit weniger durch gedruckte oder geschriebene) Worte für zu sprechende Worte unterrichtet werden, lernen schnell, lernen vielerlei, und sprechen darüber allerliebste; aber man versuche, ob diese bezaubernden Schwärzerinnen, selbst von den alltäglichsten, von ihnen tausendmal hübsch besprochenen Dingen, einen hellen und fest stehenden Begriff haben, und ob sie von irgend etwas wirklich und für immer überzeugt sind? Das ewige Wechseln ihrer Moden — und daß alles bei ihnen Mode ist, selbst Irreligiosität oder Bigotterie, wie's fällt, das weiß man ja: — selbst das scheint mir größtentheils Folge jener Erziehungsweise zu seyn, wobei es nichts Haltbareres giebt, als das flüchtige Wort — —

Hält man aber darüber, daß das Kind, was es erlernt hat und glaubt gefaßt zu haben, niederschreiben muß; giebt man so den Sinnen einen Halt bei dem, was in den Kopf gebracht wird: so wird das ganz anders, und gewähret noch überdies bedeutende Nebenvortheile. Der Zögling findet, indem er an's Schreiben gehet, oft, daß er sich nur eingebildet habe, etwas zu verstehen, das er doch nicht verstanden hat; er findet, daß er vieles vergessen habe, wovon er glaubte, es stehe fest in seinem Kopfe, weil ihm ein Schimmer, ein unbestimmtes Bild davon in der Phantasie, oder ein allgemeines Resultat im Gefühl geblieben ist. Soll er's nun niederschreiben, so muß er jenes mit Anstrengung sich klar machen, dieses mit Anstrengung zurückrufen, oder sich mühsam irgendwo Rathsholen: das alles ist großer Vortheil! Und endlich wird das Begriffene durch dies schriftliche Aussprechen ordentlicher, und tiefer, meistens für immer in die Seele gedrückt — wozu sogar, wie mich wenigstens die Erfahrung gelehrt hat, sogar der Anblick der

selbst geschriebenen Worte nicht wenig beiträgt. Ich habe z. B. seit mehr als dreißig Jahren — wie man ohnehin glauben wird — nicht an die kizlichen und spizfindigen Lehren von der genügenden Gnade, die genügt und die nicht genügt, von der Erbsünde, nach Augustin und Luther, gegen die Pelagianer, Halb-Pelagianer, und Verstohlen-Halb-Pelagianer, gedacht: ich stelle mich aber, wenn es die Probe gilt, jeden Tag einem Examinator über diese furchtbaren Sätze — weil ich darüber in jenen frühern Jahren mit aller Genauigkeit geschrieben habe! Hätte nun mein Lehrer mich vernünftigere, zweckmäßigere, und auch solche Dinge gelehrt, denen ich durch mein inneres Wesen zugeneigt worden wäre: was hätte nicht aus mir werden können! —

Man vergebe mir diese Abschweifung: ich stehe schon mit einem Fuße in der Sittenschule meiner Pflögältern!

Da ging es gar nicht vorwärts! Onkel und Tante predigten täglich, stündlich in mich hinein: so gehen Leute von Stande, so stehen,

so sitzen sie, so verneigen sie sich, so drücken sie sich aus! so richtet man sein ganzes Benehmen verschieden ein, je nachdem die, mit welchen man eben zu thun hat, von dieser oder jener „Condition“ sind! so muß du etwas höflich verweigern, was du doch gern gehabt hättest und am Ende, nach gehörigem Nöthigen, auch annehmen darfst! so kannst du etwas höflich schwankend zusagen, was du eben nicht zu halten gedenkst! und was dergleichen beliebte — Chesterfieldsche und Knigge'sche Regeln zum Umgang mit Menschen mehr waren: es war alles an mir verloren. Man zwang, man strafte mich; ich nahm mir auch wol vor, mich darein zu fügen: es ging nicht, und blieb blutwenig davon in und an mir. Man gab mich endlich fast ganz auf, und beschloß nur, wenn ich plattes, ungeschlactes, gemeines Wesen in reifere Jahre käme, strengere Maasregeln mit mir zu nehmen. —

Der Unterricht des geistlichen Herrn gab, wie man siehet, meinem Herzen und meiner Phantasie gar nichts, und hatte, außer der Erweiterung meiner Verstandes- und Gedächtnis-

Fähigkeit, gar keinen Einfluß auf mein inneres Wesen und Leben. Die herabsetzende, verächtliche Behandlung von meinen Pflegältern scheuchte mich zurück, machte mich furchtsam, machte mich verschlossen — wol auch ein wenig stöckisch. Wie ich mich den Jahren der Jungfrau allmählig näherte, fing ich an über mich selbst trübe und müßig zu sinnem, meine Einsamkeit mit Klagen auszufüllen, an mir selbst zu verzweifeln; und ich würde vielleicht wirklich tief zurückgesunken, wo nicht ganz zu Grunde gegangen seyn, wenn sich nicht, ohne mein Bewußtsein und wissentliches Zuthun, ohngefähr in meinem zwölften Jahre, die Ahnung von irgend etwas hervorgearbeitet hätte, das anders, und anziehender, und befriedigender wäre, als alles, was ich sahe oder kennen gelernt hatte.

Diese Ahnung erzeugte Sehnsucht; diese Sehnsucht fand sich mit jedem Monat inniger und dringender ein. Von Einer Seite drückte sie mich zwar darnieder, machte mich schwermüthig, wurde Schuld, daß ich mich matt und verdrossen an alles hingab und doch nichts liebte; daß ich gegen meine Versorger im geheim erbit-

tert wurde, sie zuweilen sogar verächtlich, und mich weit besser als sie fand; daß ich darum bald sie heuchelnd hinterging, bald ihnen störrig trozte: — von anderer Seite aber erhob sie mich doch auch über das ganz Gemeine, das mich allenthalben umgab, ließ das Höhere, das Gott auch in meine Brust gelegt hatte, nicht — gleichsam verschlemmt werden, und bereitete mich in der Stille auf ein Leben vor, wo es galt, viel zu erfahren, viel zu leisten, viel zu leiden, und doch zu siegen. Hätte aber — mit Entsetzen denk' ich daran — hätte die Vorsehung nicht eben damals ihre Hand über mich gehalten; hätte ein wahrhaft böser und feiner Mensch mich an sich ziehen, mich kirren, mich verführen wollen: ich glaube, ich wäre zu allem fähig gewesen und vielleicht jetzt — eine Verbrecherin. —

Fünftes Kapitel.

Wonne der häuslichen Zufriedenheit.

Ich bin, wider Willen, zu ernsthaft geworden. Um wieder in den Zug zu kommen,

schildere ich, wie wir um die Zeit, von welcher ich zuletzt sprach, lebten. Das zeigt sich vielleicht am besten, wenn ich, statt aller Erörterung, nur Einen der gewöhnlichsten Nachmittage durchgehe.

Es war heute das schönste Frühlingswetter. Die Bäume standen in voller Blüthe; in dem blauen Aether jubelte — im jungen Grün des Bodens schwirrete Leben und Freude. Ich war lebendiger und gereizter, aber auch weicher und inniger, als seit langer Zeit. Ein allgemeines Wohlwollen, eine herzliche Zuneigung zu allem, selbst was mir sonst widrig war, erhob und drängete mich. Darum konnte ich auch heute über Tische die gewöhnlichen derben Verweise, die ich, über ebenfalls gewöhnliche Verstöße gegen das Cerimoniel erhielt, leicht und ohne Erbitterung hinnehmen.

Nach Tische war mir erlaubt, bis drei Uhr im Garten zu seyn. Ich schweifste froh umher, ohne irgend etwas bestimmt zu denken, oder mir überhaupt irgend eines Dinges nur deutlich bewußt zu werden. Ich ließ auf mich einwirken, was von selbst auf mich einwirken wollte;

ein Eindruck verdrängte den andern, — keiner ging tief ein, — und mir blieb von allen nur das Resultat: es ist schön! mir ist wohl! möge es allem Lebendigen auch so wohl seyn!

Endlich bemerkte ich den Gärtner, der Blumen anband, die der Sturm in voriger Nacht von ihren Stützen losgerissen hatte. Es zog mich zu diesem harmlosen, idyllischen Geschäft. Da ich, während des Mittagschlafs meiner Pflegältern, unbeobachtet war, durfte ichs wagen, dem alten Manne zu helfen. Er erzählte mir die Geschichte jedes Blumenstocks, den wir anbanden, und kam mit vieler Freude von den Blumen auf seine Kinder: — ich fühlte mich sehr angenehm unterhalten. Darüber verhörte ich den Schlag drei. Der Consistorialis war gekommen und mußte mich abrufen: eine Strafpredigt! Ich trieb zwei Stunden — was er Christenthum nannte; war heute zerstreueter, als sonst: wieder eine Strafpredigt! Dann mußte ich Kaffee mit der Tante trinken. Der schöne Tag hatte doch so viel über sie vermocht, daß sie den Tisch vor das Haus in den Garten hatte tragen lassen. Ich fand sie hinter demsel-

ben — gelangweilt, verdrüsslich, gähmend. Da hast du das deine! ließ sie mich mürrisch an. Ich wollte gern bald wieder fort, trank, gegen die feine Sitte, geschwind: wieder eine Strafpredigt! Ehe diese noch beendigt war, bemerkte die Tante ein wenig Schmutz an meiner Schürze. Ich war vorhin beim Bücken, um die Blumen anzubinden, dazu gekommen. Was ist das wieder? wie hast du den Fleck gemacht? Gesteh'! gleich auf der Stelle! fuhr sie heftiger auf, und es that ihr sichtbar gut, etwas gefunden zu haben, woran sich ihre, heimlich immerfort prikkelnde Galle loswickeln ließ. Ich wollte eben meine Beichte beginnen, als der Onkel heraustrat — gelangweilt, verdrüsslich, gähmend.

Sie haben vortrefflich gehandelt, meine Liebste, daß Sie den Tisch haben heraustragen lassen — sagte er, die Hand vor dem Munde.

Ich hoffte, Ihren Wünschen entgegenzukommen, mein Werthester! antwortete sie, indem sie den keifenden Ton und die mürrische Miene, wiewol jetzt noch vergebens, umzustimmen bemühet war.

Sie sind doch immer auf meine Freuden

bedacht, Sie Gütige! sagte er, indem er sich sehr langsam und schwerfällig niederließ.

Wo fänden meine Attentionen einen andern und würdigern Vorwurf?

Sehr obligirt, meine Werthe! —

Hier entstand eine lange Pause, während welcher beide schlaff gerade aus ins Blaue blickten. —

Ein schöner Tag! begann er endlich wieder, und gähnete.

Sehr schön! sagte sie, und legte, von ihm angesteckt, die Spitzen des Zeige- und Mittelfingers zierlich auf den Mund.

Werden Sie den Nachmittag fernerweit in der schönen Natur zubringen, meine Liebste? fragte er, während er einer Schmeißfliege auf lauerte, die ihn umsummete, sich endlich auf seinen Rockärmel setzte und gerade bei „meine Liebste“ todgeschlagen wurde.

Wenn ich auf Ihre Participation rechnen dürfte, mein Werthe! antwortete sie, indem sie Kaffee einschenkte, und bei „Werthe! ster“ sehr verdrüsslich an der Milchkanne schüt-

telte, weil die Schneppe die dicke Sahne nicht durchlassen wollte.

Wo könnte mir wohler seyn, als bei Ihnen?
(Hier gähnete er wieder.)

Sie geben meinem guten Willen große Satisfaction: wie glücklich bin ich!

Während der letzten Worte befahl sie durch Zeichen, sehr mürrisch, dem Bedienten, mehr Milch zu bringen, und es entstand die zweite große Pause.

Ich war leise hinter dem Rücken beyder herumgeschlichen, um mich unbemerkt abzuführen: unglücklicher Weise wendete der Onkel das Haupt und erblickte mich:

Wohin? rief er. Kannst du nicht theilnehmen an unsrer Unterhaltung? Ich glaube, sie ist dir nicht angenehm genug?

Scherz à part, sagte die Tante. Was weiß das Mädchen von den Douceurs der feinern Conversation?

Ich setzte mich schweigend und nahm den Strickstrumpf. Dritte, und längste Pause — denn der Himmel wollte durchaus nichts herbeiführen, worüber man etwas zu sagen gewußt

hätte. In gänzlicher Ermangelung alles Bessern griff endlich die Tante wieder — nach mir! Nun, und womit hast du dich so zugerichtet?

Ich gestand es kurz und gleichgültig. Jetzt hatten beide Stoff:

Sag' ichs nicht immer? sie hält nichts auf sich —

Vollkommen gegründet! sie macht Freundschaft mit Dienstboten —

Offenbar! sie treibt am liebsten Mägdearbeit —

Gewiß! nächstens wollen wir sie mit ins Gras auf die Wiese ziehen lassen —

Vortrefflich! mit dem Schiebkarren! Fräulein Emma mit dem Schiebkarren! —

So wiederholten sie immerfort und lachten. So wohl wurde ihnen selten: kein Wunder, daß sie den Schiebkarren, der ihnen einiges Leben gab, so bald nicht entließen. Aus Ueberdruß erwiderte ich kein Wort. Das brachte sie endlich im Ernst auf: denn so erschöpfte sich ja auch diese Quelle der Belebung. Man wollte mich bestrafen. Sie wurden eins, bis zum Abendessen auszufahren, ich aber sollte hier

sitzen bleiben und stricken. Jetzt schwoll mir das Herz von Unmuth: O Gott, warum hast du mir nicht den ehrlichen Gärtner zum Vater gegeben! seufzte ich im Stillen, und meine Augen wurden naß. Sehen Sie? sagte die Tante. Nun wird sie stöckisch! O wenn wir nicht zögen, was würde aus diesem Geschöpf! — Sie gab den vorigen Befehl geschärfter, machte ein Zeichen an meinen Strickstrumpf, damit sie hernach sehen könnte, ob ich wirklich immerfort gestrickt hätte, gab der Jungfer einen Wink, hier zu bleiben, mich zu bewachen, und stieg dann zufrieden in den Wagen. Ich blieb stumm, mit gebrochenem Herzen sitzen. Ich hörte Gesang — man trug eine Leiche durch das Dorf: O mich — mich tragt dorthin zur Ruhe! rief ich laut, und ein Thränenstrom stürzte mir aus den Augen. Die Jungfer, ein ganz alltägliches Geschöpf, hatte doch Mitleiden mit mir. Geben Sie mir den Strumpf, sagte sie; ich will für Sie stricken, und gehen Sie spazieren — ich ver-rath' es nicht! —

Der Gegenstand des Mitleids einer so

beschränkten Seele zu seyn, beugte mich noch tiefer. Ihr Anerbieten, mit mir ein geheimes Verständniß anzuknüpfen, reizte aber meinen Stolz: Ich stricke gern! sagte ich, und blieb sitzen. Nun flossen meine Thränen sanfter und mein Herz ward erleichtert.

Der Onkel und Tante kamen zurück; über Tische erzählten sie dem Consistorialrath, wie vergnügt sie heute gewesen wären, und dieser hielt, wie er pflegte, eine sehr weitläufige, schmeichelnde Betrachtung über die „Bonne der häuslichen Zufriedenheit.“ —

Sechstes Kapitel.

Anfang der geheimern Geschichte.

Mit jedem Monate wurde mir die Welt, die mich umgab, widriger; und je widriger sie mir wurde, je mehr entfernete ich mich von ihr, und lebte in meinen Phantasieen, an welchen sich allmählig auch meine Gefühle immer mehr entzündeten. Meine wachen Träume und mein geheimes Sehnen fingen nun an,

eine bestimmtere Richtung zu nehmen. Ich achtete jetzt auf Dinge, die mir vorher ganz entgangen waren. Die älteste Tochter des Gärtners z. B. wollte heirathen. Ihr Bräutigam war ein hübscher Bauernbursch. Ich lauerte stundenlang hinter dem Vorhange, ob er die Braut nicht heute besuchen würde; und wenn er kam, so wußte ich unter allerlei Vorwänden es möglich zu machen, daß ich manche zärtliche Scene zwischen dem Pärchen unmerkelt belauschen konnte. Nach jeder solchen Beobachtung fühlte ich meine Einsamkeit noch viel drückender; fand alles, was mich umgab, noch viel widriger. Zuweilen überfiel mich plötzlich eine so tiefe Schwermuth, daß ich mir den Tod wünschte. Und doch wußte ich mir selbst durchaus nicht anzugeben, was mich eigentlich so bewegte.

Meine Pflegältern fanden indessen, es sei nun hohe Zeit, meine Bildung strenger zu betreiben. Dem alten Geistlichen wurden seine Geschäfte zu beschwerlich; auch waren Onkel und Tante denn doch nicht in dem Maße als bern, daß sie nicht eingesehen hätten, ich

bedürfe noch gar manches Unterrichts, den mir weder der gute Alte, noch sie selbst zu geben im Stande wären. Man wollte eine französische Gouvernante annehmen. Diese Wesen waren aber damals nicht so gäng' und gäbe, als jetzt, und überdies noch in hohem Preise. Endlich fand sich folgende Auskunft. Der Consistorialrath hatte einen Neffen, der vor kurzem mit den ausgezeichnetsten Empfehlungen seiner Lehrer von der Akademie abgegangen war. Diesen ließ man kommen, meine Bildung fortzusetzen, und zugleich den alten Herrn in seinem Amte als Prediger zu unterstützen. Da man ihm das Versprechen schriftlich gab, er solle einmal ganz in dies Amt rücken, nahm er den Antrag an, und begnügte sich mit dem unbedeutendsten Gehalte. So wird Allen geholfen, glaubte man.

Herr Theodor Willich war ein schöner, durch Wissenschaften und den besten Umgang gebildeter Mann. Beides leuchtete zu sehr hervor, als daß man ihn nicht mit Achtung und einer gewissen Scheu behandeln sollen; seine Bescheidenheit und freund-

liche Gefälligkeit machten aber, daß man sich durch seine Ueberlegenheit nicht gedrückt fühlte und ihn desto williger auszeichnete. Er überfah die Verhältnisse gar bald, brachte zuerst einiges Leben in unser Haus, wobei sich alle wohl befanden, und wußte sich durch kluges Benehmen bald zum Herrn desselben zu machen, ohne daß es jemand bemerkte oder es im mindesten übel aufnahm.

Ich betrachtete ihn anfänglich mit Schüchternheit und ziemlich gleichgültig. Da er jedoch so aufrichtigen Antheil nahm — an mir, die sonst Niemand eines herzlichen Antheils würdigte; da er durch Unterricht und Umgang meinem Geiste eine bessere Nahrung, meinem Herzen eine schönere Richtung gab: so faßte ich Zutrauen zu ihm. Bei aller Unbefangenheit in seinem Betragen, ging er doch in allem behutsam. So mußte er denn freilich für gerathen finden, Alle, und auch mich, bei dem Schein von vertraulicher Annäherung, doch entfernt zu halten. Darum empfand ich auch mein Zutrauen zu ihm weit mehr, als daß ich es hätte äußern können. Man verstehe mich

aber nicht falsch: in einige Verbindung mit jenen geheimern Ahnungen in meiner Seele brachten ihn selbst meine stillen Wünsche und Träume nicht. Er gab mir weit mehr Beschäftigungen, als ich bisher gehabt hatte, und diese Beschäftigungen waren mir angemessener, waren mir willkommen: das füllte meine Einsamkeit meistens aus, erheiterte mich, und machte mir das Leben wieder lieb. Nur selten, in einzelnen — besonders in schönen Abendstunden kehrte jene schwermüthige Sehnsucht, dann aber auch desto stärker zurück.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung der geheimern Geschichte,
wahrscheinlich nur meinem Geschlecht ganz
verständlich.

Nach einem halben Jahre ohngefähr fing ich an zu kränkeln, und fühlte mein ganzes inneres Wesen ergriffen, seltsam gereizt, und wie verwandelt. Alle Bitterkeit verschwand aus meinem Herzen. Eine Weichheit und Milde

gegen Jedermann, ohne Ausnahme, (selbst gegen Thiere,) die bis zur hingebenden Schwäche ging, nahm mich ein. Eine, nicht mehr schmerzende, sondern unbeschreiblich wohlthuende Wehmuth verließ mich, wenn ich allein und nicht zerstreuet war, fast gar nicht mehr. Die ganze Natur nahm für mich eine andere Gestalt an; und wovor ich tausendmal gleichgültig vorübergegangen war, das wurde mir jetzt wichtig, und schien mir eine geheime Bedeutung zu haben. Ich konnte, um diese zu erforschen — was mir jedoch nie gelang — zu halben Stunden einen blühenden Rosenstrauch oder meine Tauben beobachten. Es war mir, als ob die Rosen wie die Tauben lebten, und beide empfänden, wie ich; als ob Ein Geist der Milde und Güte in allem wohne — — Ich hatte bisher, ohne wahre Theilnahme des Gefühls, von Gott sprechen, Kirchenlieder singen, Andachtsbücher lesen können: jetzt ging mir bei dem Gedanken an Gott, oder bei Andachtsübungen, zuweilen ein Himmel beseligender Gefühle auf. Aber dazu muß ich allein seyn, und das Sprechen mit Andern über jene Gegenstände sonderte sich

ganz von jenen stillen Betrachtungen ab, und ließ mich, nach wie vor, kalt. Ich verbarg sogar vor Jedermann, wie wahrhaft fromm und religiös ich jetzt war, und verbarg es mit Scheu und Aengstlichkeit. In der Einsamkeit betrübte ich mich aber oft bis zum Zagen und Verklagen meiner selbst, daß mein Herz noch viel zu hart sei, um genug an Gott und dem Guten zu hangen — —

Ich nahm wenig Nahrung, und bedurfte nicht mehrerer. Ich schlief wenig, und doch war mir's genug. Ich hatte mich sonst wol flüchtig erfreuet, wenn ich meine rothen, vollen Wangen im Spiegel erblickte; jetzt fühlte ich mich immer matt und schwächlich, und doch war mir's lieb. Ich sahe meine Farbe erbleichen, und doch bemerkte ich's mit Wohlgefallen. — — Die nun verheirathete Gärtnerstochter kam in ihr erstes Wochenbett: meine ganze Aufmerksamkeit war, bis zur Begier, auf dies Ereignis gespannt. Ich hielt das Kind zur Taufe: mein Pothchen entzückte mich. So oft es möglich war, stahl ich mich zur Wöchnerin, brachte ihr, was ich von

Leckereien bekam oder bei Seite zu bringen verstand, und trug mich fröhlich mit dem Kinde, wo ich sein nur habhaft werden konnte — —

Ich fing auch an zu bemerken, daß Onkel und Tante doch nicht ganz Unrecht hätten, wenn sie mir vorwarfen, ich halte nichts auf mein Aeußeres. Ich kleidete mich nun sorgfältiger, wählte bei meinem Putz, änderte, besserte daran oft und gern, suchte gewisse Vorzüge meiner Gestalt, wofür ich jetzt erst Aufmerksamkeit und Sinn bekam, auf, und bemühte mich, sie durch meine Kleidung, so weit Unschuld und wahre jungfräuliche Sittsamkeit es verstatteten, geltend zu machen. Ich wachte über meinen Gang und alle meine Bewegungen, über meine Sitten, meine Ausdrücke, sogar über meinen Sprachton und Dialekt. Ich wollte durch alles das gefallen, durchaus aber, ohne Jemand zu haben, ja auch ohne mir bestimmt Jemand zu wünschen, dem ich gefallen wollte — —

Meinen Pflegältern entging das nicht ganz: sie waren zufrieden und benahmen sich gütiger

gegen mich. Jetzt freuete mich das ungemeyn, und ich sah' ihnen alles an den Augen ab. Sie bemerkten aber auch mein Kränkeln, obfchon ich nie klagte, fonderu es möglichft verheimlichte. Die Tante sprach mit mir: aber fo gut ichs jetzt mit ihr meinte, fo unmöglich war mir's doch, mich hierüber mit ihr einzulaffen. Eine geheime, fremdartige Macht fchien mich abzuhalten. Man ließ einen gefchickten Arzt aus der Stadt kommen. Er fragte — es war mir unmöglich zu antworten, außer, ich befunde mich wohl. Man ließ mich nun gehen; auch Er fragte nicht mehr und reifete zurück. Das war mir fehr lieb, denn feine Gegenwart ängftigte mich.

Seltfam war es, daß ich mich nach einiger Zeit denn doch zuweilen dabei überrafchte, und zwar zu meinem nicht geringen Schrecken — wie ich mir „einen Freund“ wünfchte, mit dem ich fchwäzen, lefen und fpazierengehen könnte. Eine Freundin mir damals gewünscht zu haben, erinnere ich mich nicht: nach diefer lernte ich mich weit fpäter fehnen. Herr Billich war nun zwar folch ein

Freund, und ich schwatzte, las und spazierte mit ihm allerdings, und so oft ich wollte: aber — es schien mir doch nicht das rechte. Der Gedanke kam öfter wieder: nun erschrak ich weniger, und fing an, mir das Bild des vermißten Freundes auszumalen. Erst versuchte ich das mit seiner Seele: sie wurde der meinigen sehr ähnlich, nur gefaßter und etwas heroisch. Dann kam ich an sein Aeußeres: das glich dem meinigen weniger, gefiel mir aber darum gar nicht minder. Mein Freund war anfänglich nur ein wenig größer und stärker, als ich, und auch nur von meinen Jahren; aber er wuchs viel schneller, so daß er schon nach einigen Monaten in stattlicher Länge und fast männlichem Ansehen vor meiner Phantasie stand. Aber gut — o seelengut blieb er, und zart, wie ein Täubchen, ohngeachtet er sich zum raschen Tänzer, kühnen Ritter u. dgl. ausbildete. Das wunderbarlichste bei der Sache war, daß ich alle einzelne Theile seiner Gestalt ziemlich genau kannte, und daß sie mir doch kein vollständiges Bild des Ganzen gaben. Ich konnte es

schlechterdings nicht weiter bringen — und gab mir doch, wie man denken kann, nicht wenig Mühe — als zu sehr unbestimmten und überdies wandelbaren, bald so bald anders sich ordnenden Umrissen seiner ganzen Gestalt. Aber so weit kam es wirklich mit mir, daß ich mir zuweilen einbildete — z. B. wenn ich allein im Garten ging — er müsse hinter dem Fliederstrauch stehen oder hinter der Buchenhecke lauschen. Ich fürchtete mich dann vorüberzugehen, ging aber endlich doch, und wenn nun nichts rauschen, nichts hervorstürzen wollte, warf ich wol ein Blickchen verstohlen dahinter, ob ich mich geirret habe, wollte aber durchaus immer dabei aussehen, als führe mich nur der Zufall vorüber und ich sehe nach gar nichts. —

Ich war nun vierzehn Jahr. Die Tochter des benachbarten Edelmanns hatte Hochzeit. Wir waren dabei. Ich fuhr mit meinen Pflegältern. Die Trauung erschütterte mich in der tiefsten Seele, so daß ich meine Thränen kaum zurückhalten konnte. Ueber Tische

war ich zerstreuet, dann tanzte ich viel und mit ungewohnter Hefigkeit. Wir fuhren spät nach Hause. Ermüdet legte ich mich sogleich nieder und entschlief auch sogleich. Nach einigen Stunden erwachte ich. Ich befand mich sehr übel, aber ich war auch so matt und so betäubt, daß ich nicht aufstehn, Niemand rufen konnte. Eine Quaal, wie aus Körper- und Geistes Schmerz zusammengelassen, überfiel mich und vermehrte meine Betäubung, während schreckliche Bilder sich vor meiner Phantasie durchkreuzten: und dennoch überließ ich mich diesem allen gern — Nur später, in den Stunden, wo ich Mutter wurde, empfand ich etwas ähnliches — Ich sank wieder in Schlaf: mir wurde besser, freundlichere Phantasien beschäftigten mich. Ich erwachte am Morgen spät: mir war wohl, ich fühlte eine süße Ermattung. Noch liegend rief ich die einzelnen Züge meines erträumten Freundes zurück: plötzlich vereinigten sie sich, und er stand zu meinem freudigen Erschrecken vor meiner Seele — Ich erkannte den stattlichen Theodor.

Ich stand auf: mir blieb wohl, aber ich war — wie in dieser Einen Nacht um einige Jahre älter geworden.

Ende des ersten Buchs. *)

*) Ich werde das kleine Ganze in dem ersten Jahrgange dieses Journals beendigen, wenn auch nicht in den unmittelbar folgenden Hefen. Ich darf ja wol den meisten Leserinnen zutrauen, sie betrachten dies Journal nicht wie wir eine Zeitung, die von uns durchgelaufen, und vergessen wird, sobald wir sie aus der Hand legen.

Die Verf.

Die Dryaden.

Elegie.

Also find' ich euch wieder, ihr holden Gesilde?
wo ist er,

Der sich hier säuselnd erhob, euer ambro-
sischer Hain?

Wo die Erlen am Strom? die silbernen Pappeln?
ach, streckt ihr,

Süße Birken denn nicht zärtlich die Arme
mir mehr?

Wie so lustig sie sind, wie täuschend, die Träume
der Hoffnung!

Freudig vom dumpfen Gelärm eilt' ich der
Gassen heraus;

Euch zu finden, so hofft' ich, im Arme des Früh-
lings, mit lichten

Kränzen umwunden, und hold glänzend im
bräutlichen Schmuck.

Ja, ihn fand ich, den Lenz! er schwebt in der
 Bläue des heitern
 Himmels und lächelt im Strahl milderer
 Sonne herab:

Aber die Trümmer nur sieht er der lieblichen
 Schattengewölbe,
 Nicht mehr durch Bitter von Laub wasset das
 goldene Licht!

Wie ein Tempel, den einst die Götter bewohnten,
 in öden
 Trümmern lieget — zerstückt ragen die Säu-
 len hervor.

Also schimmern auch hier nur selten aus niederm
 Gebüsch
 Weiße Stämme; es sind trauernd die Götter
 entflohn!

Nicht entflohn! ach nein: sie sind gestorben,
 die holden,
 Schönen Dryaden, die hier wohnten in hei-
 liger Nacht!

Jene mörderische Art, die euch, ihr Bäume, zu
 Boden
 Stürzte, den Göttlichen auch hat sie das
 Leben geraubt!

Also betrog sie mich nicht, die nächtliche Him-
melserscheinung

Voriges Herbstes? so hat, ach, sich die
Ahnung erfüllt?

Eine Göttin des Hains stand vor mir; sie neigte
sich traurig

Ueber mein Lager, und sprach, leise, wie
Lüftchen im Rohr —

(Nimmer vergeß' ich der Stimme, der süßen) Du
schlummerst, Louise?

Schlummerst, da schon des Tags heilige Klar-
heit erwacht?

Hast du denn unser vergessen, die immer als Schwe-
stern dich liebten;

Oft dich vor brennender Glut schützten im
fühlenden Schooß?

Die dir aus lustigen Zweigen Begeisterung rausch-
ten? gedenkst du

Nicht der Trennung, die bald grausam der
Winter uns droht?

Wie? und wolltest du nicht noch einmal die
Scheidenden grüßen?

Nicht noch einmal im Schmuck säuselnder
Locken uns sehn?

Ach, was giebt nicht sonst ein Liebender, seiner
Geliebten

Schatten zu zaubern! im Bild hält er die
Fernen zurück!

Aber dein Busen ist kalt: es ruht dein Griffel —
und sind wir

Nun geschieden, so mahnt nichts an die
Freunde dich mehr.

Stirbt die Liebe so bald, die Sehnsucht, im mensch-
lichen Herzen? —

Siehe, zum Abschiedsfest schmückt sich der
herbstliche Tag!

Blau ist und heiter der Himmel, kein Wölkchen um-
zieht ihn; die Sonne

Wallet vom östlichen Thor golden und strah-
lend herauf;

Und du schlummerst noch hier? O, eile! bald wird
uns der Winter

Trennen, wir scheiden auf lang — ach! wol
auf ewig von dir! —

Ihre Stimme verlor sich in leises Seufzen, wie
ferner

Blätter Gelispel; nur noch hört' ich den ster-
benden Ton.

Auch sie selber zerfloß, die liebliche Bildung,
im Nebel,

Ach! und ihr himmlisches Aug' sah' ich mit
Thränen gefüllt.

Angstlich riß ich mich auf; da flammte der Pur-
pur des Morgens

Schon durchs Fenster, ich warf schnell die
Gewänder um mich,

Nahm die Kreide und nahm ein fliegendes Blatt,
die geliebten

Formen zu fassen, den Hain und den unwal-
deten Strom.

Also versehen enteilt' ich der Stadt, und kam
in die Gegend,

Wo der liebliche Hain dort am Gestade sich
hob.

Alles strahlte vom Licht der Morgensonne. Zum
Sterben

Hatte mit festlichem Schmuck noch die Natur
sich geziert;

Hatte den thauigen Hain mit Gelb und glühender
Röthe

Uebergossen, die noch freudig das Grüne
durchbrach.

Farben wallten in Farben. Mit purpurnen Kränzen
der Büsche

Waren die Felsen und war glänzend das Ufer
umhängt.

Meine Seele berührte Erinnerung, und wie hier
das frische

Grün mit schmelzendem Gelb wechselt' und
herbstlichem Roth,

So auch lächelte mir aus Bildern vergangener
Freuden

Fernher das heitere Bild künftiger glücklicher
Zeit.

Muthiger nahm ich die Kreide: die holden Gestal-
ten, sie gingen,

Flüchtig wie Schatten, hervor auf dem gefäl-
ligen Blatt.

Aber mein Busen schlug hoch, kaum konnt' ich es
enden; herüber

Weht' es vom Haine so süß, wehte so seh-
nend mich an.

Ich durcheilte die Wiesen und nahte dem heiligen
Schatten,

Wo ich so wohl im Gebiet freundlicher Geister
gewohnt.

Ach! da war es als bebten die Zweige mir
 zärtlich entgegen,
 Und von den Wipfeln des Hains rauscht' es
 mir klagend herab.
 Wunderbar fühlt' ich mein Innres bewegt, von
 heimlicher Wehmuth
 Schwohl das Herz mir und kaum hielt ich die
 Thränen zurück. — —
 Wie? das waren sie also die Grüße des Abschieds?
 das leise
 Blättergelispel — es sprach darum so zärtlich
 mich an? —
 Süße Freunde, wir sehen nun nimmer uns
 wieder? ich werde
 Nicht mehr ruhen bei euch in der ambrosi-
 schen Nacht?
 Nicht mehr werdet ihr mir Begeistrung aus
 lustigen Zweigen
 Gießen, und nicht mehr ins Herz ahnende
 Träume mir wehn? —
 O wie werth ist mir nun der Schatten von euren
 geliebten,
 Holden Gestalten, den dort schwach nur mein
 Griffel entwarf!

Feierend will ich ihn jetzt mit Blüthen bekränzen,
ihn vor mein

Lager hängen, daß mich täusche das freund-
liche Bild.

Euch dann glaub' ich zu sehn mit jedem Erwachen:
es regen

Sich die Blätter, es bebt noch mir zum
Ohre so süß

Euer Gelispel; wir sprechen noch immer liebend
einander —

Schaffet die Sehnsucht denn nicht selber das
Todte belebt?

Also noch dauert ihr fort im Herzen der Freundin.
Es konnte

Nicht der grausame Tod trennen das zärtliche
Band.

Nimmer erstirbt die Liebe, die Sehnsucht, im
menschlichen Herzen:

Was sie umfakte, bewohnt ewig die liebende
Brust.

Louise Brachmann.

 F a b e l n.

D e r K i r s c h b a u m.

An einen Felsen gelehnt, breitete ein junger Kirschbaum seine Arme zutraulich der erquickenden Mittagssonne entgegen, während der Fels ihn vor dem rauhen Nord schützte. Seine glückliche Lage verleitete ihn, sich selbst besser und kräftiger zu dünken, als die andern seines Geschlechts in der Nähe. Sein Glaube wurde zum übermüthigen Selbstvertrauen: so gab er den Lockungen einiger schönen Tage nach und öffnete seine Knospen vor der wahren Blüthenzeit. Sie schwellen, sie dehnten sich um die Zweige, bedeckten sie mit ihren Blüthenkränzen: der Wanderer verweilte entzückt bei ihnen. Stolz schauete er nun auf seine Brüder —

Ich beklag' euch, sagte er; aber helfen kann ich euch nicht. Es ist euch nun einmal nicht verliehen, euch so früh zu entwickeln, und den

Menschen mit unverhoffter Freude zu überraschen!

Sei unfertwegen unbekümmert, antwortete ein älterer Baum; es ist wol für dich mehr zu sorgen, als für uns! die Zeit wird's lehren.

Sie beneiden mich! dachte der blühende Baum, und blickte verächtlich schweigend umher. —

Ueber Nacht brausete ein kalter, schneidender Wind daher, schüttelte die zarten Blüthen herab und wehete sie weit, weit weg. Der Baum hatte nicht Kraft, sie festzuhalten; seine Klagen führten sie nicht zurück. Gegen Morgen schwieg der Sturm. Der Baum bot alles auf, die Ueberreste seiner Schönheit zu nützen und doppelt geltend zu machen: aber der Himmel streuete seine weißen Flocken aus, und Niemand bemerkte nun die Blüthen. Am Abend kehrte der Sturm zurück: da fielen alle Blüthen des Kirschbaums zur Erde: er stand ungeschmückt und auch seine Kräfte waren dahin. Als nun der May die andern Bäume mit herrlichen, gesunden Blüthen zierete und die Menschen entzückt bei ihnen verweilten,

stand er beschämt und kränkelnd — das ärmliche Laub konnte seine Blöße nicht decken. —

Das Weilchen.

Der Frühling hatte Felder und Bäume mit jungem Grün geschmückt. Ein Weilchen stand einsam am klaren Bach und freuete sich der holden Frühlingssonne. Am Mittag wurde es heißer: das Weilchen ermattete und senkte das Köpfchen. Da kam es dem Bach nahe, schmiegte sich an ihn, und wurde erquickt. Nun wollte es seine Blüthe entfalten, als ein starker Frost eintrat, der der Natur den Winterschleier über das jugendliche Gewand warf. Das Weilchen blieb nicht verschont: traurig sanken seine erstarrten Blätter nieder. O du weißt, was dir dienet! dacht' es, und tauchte wieder in den Bach. Doch das Wasser gefror an ihm. Ach, seufzte das Weilchen sterbend; so wird, was einst mich labete, jetzt mein Tod — ! —

Bruchstücke aus den Briefen
und dem Leben der Ninon de
Lenclos.

Fortsetzung.

Ninon an Villarceaux.

Marquis, ich wiederhole, was ich gestern Abend sagte: ich bin unzufrieden mit Ihnen. Wozu Verstellung? warum mich täuschen wollen? Untreue betrübt, aber Mangel an Vertrauen kränkt. Wirklich, so verlieren wir beide: unsre Verbindung wird gezwungen — damit verliert sie allen Reiz. Erklären Sie mir nur dies hartnäckige Verstecken! Warum mir ableugnen, was ich weiß? weshalb eine Rolle übernehmen, die Ihnen nicht natürlich ist? Gehen Sie doch — Sie können nicht falsch seyn; denn wenn Sie es versuchen, geräth es Ihnen so allerliebste links, daß man

Ihnen danken möchte. Zum Beispiel, für ihren Unwillen gegen Mere! Seyn Sie nur nicht böse, daß Ihr Aerger mir so vielen Spaß macht! Sie schwören, daß sie eher an alles, weit und breit, denken, als an die d' Aubigne, und fragen doch so naiv, ob ich wol glaube, daß sie an Mere Geschmack finden könne — beides in Einem Athem. Wie die liebe Natur spielt! Wäre ich rachsüchtig, so sagte ich: Freilich ist er ein gefährlicher Nebenbuhler! Ich bin aber eine noch ungeschicktere Lügnerin: also gerade heraus — der ist nicht furchtbar! Er ist ja kein Liebhaber — nur ein liebevoller Philosoph. Er denkt hübsch ernsthaft nach über die Schönheit, die das Glück hat, ihn zu interessiren, und huldigt ihr aus der Ferne, wenn er sie probat gefunden. Und nun, Marquis, Ihnen ins Ohr: wir Weiber erlauben das diesen Herrn zwar sehr gern, aber sie glücklich machen — das lassen wir wol bleiben! Man muß Feuer dahin bringen, wo es brennen soll. Die Liebe krönt nur den, der um die Krone zu ringen weiß. Auch das tugendhafteste Weib will gern aus-

gezeichnet, aber nie kalt begehrt seyn. Also getrost, Marquis: Mere macht Sie nicht unglücklich!

Aber, aber — die schöne Indianerin! *)
 Wenn die nun einen Andern liebt, als Sie? —
 Jetzt gestanden! heraus mit der Beichte! diese verlang' ich von Ihnen, nicht ein Bekenntnis, Sie haben mir Unrecht gethan, und dergleichen! Geben Sie den Liebhaber getrost auf, und seyn Sie mein Freund. Besorgen Sie, ich werde mich dann vornehm zurückziehen? Lieber Marquis, wenn ich das nur mit gehörigem Pomp könnte! Doch nein, auch dann würd' ichs nicht. Und darum wollen wir beide ehrlich seyn. Eine gewisse Art von Glück ist vorüber — für mich und für Sie vorüber, denn der Zauber ist gelöst. Die Liebe knüpft die Rosenkette nicht wieder an, die die Zeit zerrissen hat. Aber lassen Sie uns darum nicht klagen und pimpeln: der Sommer bringt andere Blumen, wenn die des Frühlings verwelkt sind, und er bringt zugleich Früchte.

*) Eben die nachher so berühmte d' Aubigne. Man sehe die folgende Anekdote.

Ein Thor verschmähet diese, weil sie nicht jene sind. Die Freundschaft ist die neue Blume, und ist Frucht obendrein. Wollen Sie sie nicht brechen? Ich will es! Und glauben Sie mir, ich bin in der Freundschaft nicht weniger innig, als ich es in der Liebe bin. Leben Sie wohl, Marquis! —

Demoiselle d' Aubigne, die in diesem Briefe erwähnt wurde, ist eins der ausgezeichnetsten Frauenzimmer jener Zeit — und zwar ausgezeichnet durch Geist und andere Vorzüge, wie durch die seltsamsten Schicksale. Diese fingen sich mit dem ersten Augenblicke ihres Lebens an und endigten nicht eher, als mit dem letzten. Sie wurde zu Niort im Gefängnisse geboren, wo ihre Aeltern politischer Händel wegen verhaftet saßen. In ihrem dritten Lebensjahre wurde sie mit diesen nach Amerika gebracht — daher jener Beiname, der schönen Indianerin. Die Aeltern starben dort: sie kam als eine zwölfjährige Waise zurück nach Paris. Sie war eins der schönsten Mädchen der Stadt, und heirathete doch in ihrem sech-

zehnten Jahre den alten Scarron, der arm,
 und von der Gicht obendrein hart geplagt, aber
 freilich auch einer der witzigsten Köpfe und der
 angenehmsten Gesellschafter von ganz Paris war.
 Der gebrechliche, verliebte Bräutigam sagte,
 mit vieler Selbsterkenntnis, am Hochzeitstage:
 Je ne lui ferai pas de sottises, mais je
 lui en apprendrai beaucoup. Doch ging
 es mit letzterm über sein Verdienst: die d'Alu-
 bigne wurde ein sehr braves, gutes Weib.
 Sie wurde im fünf und zwanzigsten Jahre
 Wittwe. Außer einer Million von witzigen
 Einfällen, verließ Scarron der guten Frau
 nichts — denn eine Anwartschaft auf seine Hof-
 pension war wirklich nichts. Sie erfuhr das
 auch, denn die Anwartschaft wurde nicht hono-
 rirt. Endlich wurde die schöne Wittwe durch
 die berühmte Geliebte Ludwigs XIV, die Frau
 von Montespan, dem König empfohlen. Die-
 ser ließ sie sich vorstellen, fand sie aber so streng
 und kalt, mithin so sehr gegen seinen Sinn,
 daß er sie nicht besser anzustellen wußte, als —
 zur Gouvernante; und zwar zur Gouvernante
 seines natürlichen Sohns, des Duc du Maine,

den er sehr liebte. Gerade diese Anstellung war ihr, unter allen möglichen, die willkommenste, und sie verwaltete ihr Amt so treu und weise, daß der König sie auf alle Art auszeichnete und mit Geschenken überhäufte. Nachher erhob man sie zur Hofdame der Dauphine. Nun aber sahe sie der, von Alter schwach werdende Ludwig oft, und sie machte auf ihn einen tiefen Eindruck, der wahrscheinlich durch ungewohnten Widerstand noch verstärkt wurde. Sie leistete diesen Widerstand, bis der berühmte Beichtvater des Königs, la Chaise, es ihr zur Gewissenssache machte, den König zu erhören, damit seine Schwäche nicht durch listige und boshafte Weiber zu seinem und des Landes Verderben gemißbraucht würde. Die tugendhafte d' Aubigne wich dieser Gewissensrüge dennoch nicht, bis la Chaise die Auskunft fand und den König beredete, sich von der Montespan ganz zu trennen und mit der d' Aubigne sich förmlich im Geheim trauen zu lassen. Dies geschah; und das Wunderliche der Sache wird noch auffallender, wenn man sich erinnert, daß die königliche Braut eben damals im fünfzigsten

Lebensjahre stand. Daß sie, ohngeachtet ihres glänzenden Looses, nicht glücklich war, ist leicht zu begreifen, und man kann es nicht gleichgültig lesen, wenn sie darüber an eine vertraute Freundin schreibt: Welch eine Pein, einen Menschen amüsiren zu müssen, der nicht mehr zu amüsiren ist! Lieber möcht' ich todt seyn! Schreiben Sie mir nur Neuigkeiten, damit wir nicht vor Langweile umkommen! Und Neuigkeiten sind das Einzige, womit sich diese erschöpfte Seele noch einen Augenblick fest fassen läßt u. dgl. Ueberhaupt gehören ihre Briefe unter die schönsten, die die ganze französische Literatur aufzuweisen hat, und die Leserinnen dieses Journals sollen in der Folge auch von diesen eine Auswahl übersetzt erhalten.

Nach dem Tode des Königs zog sich die d' Aubigne mit vielem Anstand und allgemeiner Achtung nach St. Cyr in die Einsamkeit zurück, errichtete eine milde Stiftung für arme Mädchen, und widmete sich der Aufsicht des Ganzen und der Bildung der vorzüglichsten unter diesen Kindern. Ihren Reichthum theilte sie mit den Armen. Sie war der ganzen Ge-

gend eine Mutter von Seiten des Herzens,
und ein Orakel von Seiten der Einsichten.
Sie starb im vier und achtzigsten Jahre, und
unzählbare Thränen flossen auf ihr Grab.

Minon an Villarceaux.

Sie sind folgsam, Marquis: das freut
mich. Nur weiter auf diesem Wege: Sie
werden gut fahren.

Aber nicht weiter in Ihrer Schüchternheit
in der Gesellschaft! Wie kommen Sie zu die-
ser? Sie waren ja verlegen, wie ein zwölf-
jähriger Knabe, den man Fremden vorstellt.
Ich habe Sie schon öfter darüber ausgeschmält:
seit einiger Zeit wird's aber schlimmer mit Ih-
nen. Ey so werfen Sie doch diesen Rest von
Furchtsamkeit ab, und so schnell als möglich!
Er muß Ihnen in jeder Gesellschaft schaden.
Soll Ein Uebel von beiden seyn: — lieber
noch etwas zu vorlaut, als verlegen! Vom
Verlegenen zum Aengstlichen, vom Aengstlichen
zum Albernem ist nur ein Schritt: Marquis,
nehmen Sie Sich in Acht!

Wer ist in Gesellschaft am liebenswürdigsten? Der, dem es zur Fertigkeit geworden, bei hindurchblickenden Verdiensten, mit der freiesten, natürlichsten Leichtigkeit die sanfte Grazie der Bescheidenheit zu verbinden! Freilich will das lange geübt seyn: doch Ihnen kann's gelingen. Ohne Selbstvertrauen ist es aber unmöglich. Nun giebt es zwei Quellen des Selbstvertrauens: Anerkennung des eignen Werthes, und gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Meinungen Anderer von uns. Allerdings kann man aus beiden leicht zu tief schöpfen, und dann wird man zur lächerlichen Karikatur. Das ist bei Ihnen nicht zu besorgen. Aber, wie gesagt, Verlegenheit verdirbt alles. Sie vermindert die Mittel zu irgend einem Zweck zu gelangen; sie verräth Blößen, selbst die wir nicht haben, und giebt Andern Vortheile über uns, die sie nicht verdienen. Eine Ungeschicktheit wollen wir dann verstecken, und begehen darüber tausend.

Der alte d'Albret, einer der liebenswürdigsten Gesellschafter, sagte einst dem jungen Herzog von Rochefoucault:

„Freund, Sie treten in der Welt auf und zeigen glänzende Vorzüge: so macht die Gesellschaft auch große Ansprüche an Sie. Ein Mann, der oft und gern die Kosten der Unterhaltung trägt, der Geist mit Grazie verbindet — kurz, der liebenswürdige Mann, soll, verlangt sie, auch stets liebenswürdig seyn. Sinkt er Einmal unter sich selbst herab — sie vergiebt es ihm nicht. Darum ist mein Rath: wenn Ihr Kopf umnebelt, Ihr Herz verstimmt ist, so bleiben Sie hübsch zu Hause. So hab' ichs immer gehalten, und ich habe Glück damit gemacht.“ —

Nun, lieber Marquis, das ist auch mein Rath. Bekommen Sie wieder Anwandlungen, wie gestern Abend, so brauchen Sie das d'Albretsche Hausmittel: bleiben Sie zu Hause. Ich habe tausendmal gesehen, daß in der Gesellschaft ganz alltägliche Geschöpfchen den Mann von viel Geist und großen Einsichten verdunkelten — und womit? mit einer mäßigen Dosis von Unverschämtheit! und warum? weil jener Mann von Verdiensten seinen Schatz unter der Hülle ängstlicher Bescheidenheit ver-

barg. Es kann auch in der größern Gesellschaft nicht anders seyn. Man liebt hier nur den leichten Genuß, und selten interessirt ein Mann so sehr, daß man ihn dort studiren, ergründen möchte. Ueberdies: Verlegenheit steckt an; nun reißt der Faden der Unterhaltung, endlich auch der, der Geduld — und jetzt fühlt man höchstens noch so was von Mitleiden gegen den Verlegenen: das ist aber eben nicht schmeichelhaft! Man soll immer Herr seiner Empfindungen und Handlungen, immer den Verhältnissen überlegen seyn — wenigstens es scheinen: in der Gesellschaft, die nur nach dem Außern urtheilt, ist das gleich. Es kann keine Situation geben, wo man nicht dadurch sehr gewönne — besonders wenn man auch diese Herrschaft mit Gewandtheit und einnehmender Grazie zu führen versteht. — —

Welch ein Unglück: die Welt verdankt es dem ernsthaften Marquis, daß er seiner Dame den Hof macht! die Welt tadelt es, sie spöttelt darüber! Nun ja, wenn Sie alles gutwillig tragen wollen, was man Ihnen aufpacken möchte, so müssen Sie endlich freilich erdrückt werden: aber dann geschieht Ihnen schon Recht!

Ich dagegen dünkte, Sie machten's lieber anders! Führen Sie doch alle diese Vorur-

theile, denen die Gesellschaft räuchert, auf ihren wahren Gehalt zurück; prüfen Sie sie, und damit Sie sich das erleichtern, gehen Sie auf die Quelle zurück, woraus sie entspringen: dann entscheiden Sie, ob sie Achtung verdienen.

Sie leben in den glänzendsten Zirkeln: dort giebt man den Ton an. Da hat ein geheimer Rath von Weibern ein austeres und despotisches Tribunal errichtet; da wird denn in letzter Instanz abgeurtheilt über alles, was gethan, was gesprochen worden; da wird durch einen Nachtspruch Ruf gegeben oder vernichtet, Achtung zugestanden oder genommen, Verstand dem Thoren und Verdienst dem Trossf zuerkannt: kurz, da wird tyrannisiert — aber wer? ein Schwarm von Bethörten, der resignierend huldigt! Diese überstrengen Richterinnen — wollen Sie sie näher kennen lernen? Sie sind in der Regel Weiber in den dreißigen, die in ihrer Blüthenzeit viel Aufmerksamkeit fanden, was nun nicht mehr gelingen will, und die sich nun durch das ein Gewicht geben wollen, was sie Solidität nennen. Freilich müssen sie alles dran setzen, um die Vorurtheile, worauf ihr ganzes Regiment beruhet, als Grundsätze aufgestellt und anerkannt zu sehen. Sind sie in früherer Zeit von ihnen abgewichen, so reden sie davon mit ihren

Berehrern — denn Berehrer wollen sie noch allzugern haben — als von einem Verdienste, wenigstens als von einem Opfer, der Menschlichkeit dargebracht. Wollen die Berehrer nicht mehr Stich halten und es wird einsam um sie her: so soll das edle Strengere der Sitten heißen, was doch nur Nothtugend ist. So treffen denn ihre Handlungen mit ihren Aussprüchen so ziemlich zusammen: und was thun sie sich nun darauf zu gute! Nun geht es an ein Lobpreisen! nun bekommt man Ruf! Der Ruf vergrößert sich: er hebt sie zu den Sternen! Niemand darf mehr gegen sie sprechen! ihr Göttliches ist über das Urtheil der Sterblichen erhaben — Unrecht haben sie gar nicht mehr!

Diesen Triumph bringen sie nun also zu Stande: Sie wählen sich aus ihren Zirkeln einen Mann, der ihnen nicht mißfällt, und der gutherzig genug ist, sich näher an sie zu schließen. Einiges Ansehen muß der Mann haben: übrigens mag er immer ein Narr seyn. Eigener Charakter wird an ihm verboten, und ohngefähr gleicher Geschmack mit ihnen zur Bedingung gemacht; übrigens ist er — wenn man ihnen glauben will — eine so edle Natur, daß gar nichts drüber geht. Er heißt, der Freund: „Freund A.!

Freund B.!" Unter diesem Namen spielt er etwas von Cicisbeo, der allenthalben um sie ist. Leute, die ihre Augen haben, könnten ihn für einen Liebhaber halten: aber, behüte! solche Damen, und solch ein Verdacht! — Diesen armen Tröpfen wird nun das Gehirn so erhitzt, daß man sie am Fädchen führen kann, wohin man will. Mit dieser erhitzten Phantasie idealisiren, vergöttern sie nun alles, was ihre Gebieterin ist und hat, und will, und gewährt. So gehen die Herren nun hin und verkündigen die frohe Botschaft von der Hohen und Reinen; und so breiten sie nun auch aus, was die Richterinnen für Verdammungsurtheile über alles ausgesprochen haben, was von dem Wahne, dem sie huldigen und verbreitet sehen wollen, sich frei erhält — —

Nun offenherzig, Marquis: kann ein Mann, dem noch seine fünf Sinne geblieben sind, sich solchen Luftgespinnsten unterwerfen? Ich geb' es zu, es ist nicht leicht, sich einem so wohl berechneten Despotismus zu entziehen: aber eben darum, rathe ich, muß man ihm unverholen die Spitze bieten! — —

Wird fortgesetzt.

D i e L a r e n .

Daunus Gemahlin, die sanfte Venilia, war zu den Schatten gegangen; bald war sie vergessen, und im Hause waltete die Fremde.

Juturna, die Tochter des Hauses, floh vor der eifersüchtigen Verfolgerin, floh vor der Hand des aufgedrungenen Gatten. Niemand begleitete sie, als der Knabe Turnus, ihr Bruder, und ein alter Diener des Hauses.

Schwester, rief der zarte Jüngling, du wirst verstoßen; und ich, ich sollte dich schützen!

Schützen, Turnus, sollte ich Dich; ich bin die Ältere!

Turnus schwieg, auch Juturna. Thränen füllten die Pause.

Turnus, begann die Jungfrau von neuem, indem sie den Knaben umarmte, du bist sanft, bist so schön, du wirst einst lieben!

Lieben, bis zum Tode, und für die Geliebte sterben!

Fleuch die Liebe, du Unerfahrer; ein mächtiger Nebenbuhler raubt dir die Geliebte, nie, nie wird sie dein!

Dann zu den Waffen! Was jener vermag, vermag auch ich!

Recht, Turnus! rief der Alte. Ich führe dich mitten in den Streit, die Geliebte entreißen sie uns nicht, wie jetzt die Schwester!

Du führst ihn in den Streit, guter Metiscus? fragte mitleidig Juturna, ach, wer wird dich aus demselben führen? Siehe, von tausend Pfeilen durchbohrt sinkt der treue Metiscus unter die Todten; ich fasse die Zügel der Rosse, mir leihen die Götter des Führers Gestalt, ich bins, ich rette den Bruder!

Und ob Juturna mich zehnmal der Wuth des Nebenbuhlers entriß, schrie voll Feuer der Jüngling — doch stürzt' ich von neuem ihm entgegen.

Turnus! Turnus! rief die weißagende Jungfrau mit bang gerungenen Händen, ja das thätst du! das wirst du thun! du fällst!

Er durchbohrt dich! Ach für dich und mich
keine Rettung, als dort im Schooße der
Götter!

Die Geschwister sanken einander von neuem
weinend in die Arme. Ferner Zukunft Vorge-
fühl überraschte sie; was geschehen sollte, ge-
schah ihnen jetzt. Jetzt, jetzt gaben sie sich
den Scheidekuß des Todes, den Kuß der Be-
willkommnung im Schooße der Götter!

Juturna war eine Geweihte, eine Geliebte
der Götter vom ersten Hauche des Lebens an.
Der Göttin des Himmels, der hohen Juno,
legte sie die Mutter bei der Geburt in die
Arme. Lucina, die sie ins Leben begrüßte,
rief alle Götter auf, die Neugebohrne zu be-
schenken, und gewährte selbst, als Diana, ihr
zum Geschenk eine Stelle in ihrem Gefolge.
Da gab Cypris dem Kinde einen Blick ihrer
himmlischen Augen, Flora die Blüthe ihrer
Blumen, Pallas die Künste des Weberstuhls,
und Apollo einen Ton seiner Leyer. Themis,
die Göttin des Schicksals, die so viel Vorzü-
gen zürnte, gesellte zu ihnen die traurige Gabe
des Voraussehens in manchen bedenklichen

Momenten. So ging in der Folge Cassandra wissend allein unter den Unwissenden umher, höchst elend unter verblendeten Glücklichen; so auch zuweilen Juturna.

In jener Stunde der hohen Begehung wars Zeus allein, der dem Kinde nichts schenkte; schon sah er tiefdenkend in ihm die vollendete Jungfrau, und beschloß, ihr sich selbst nebst der Vergötterung aufzubewahren.

Ach Juturna ahnete nicht, wie groß sie war, wie groß sie einst werden sollte. Jetzt war sie ganz unglücklich, ganz eine Sterbliche, doppelt unglücklich durch den geflügelten Blick, der ihr die trübe Zukunft aufschloß.

Juturna stand! — Turnus, rief sie, bis hieher! Hier laß uns scheiden!

Scheiden? wohin, du Geliebte?

Siehe hier die Quelle, mein Bruder, die den Eingang von dem Hain meiner Göttin benezt!

Und seh ich nie, o nie dich wieder?

Du siehst mich in jenem entscheidenden Augenblicke, der sich vorhin dir mahlte! Wenn Tod und Leben auf der Wage liegt, dann

wird dir Juturna helfend erscheinen, es senden sie dir die Götter! Sie hilft, Geliebter, sie hilft dir, verschmäht du das Leben, im Tode! und dann dort willkommen! willkommen!

Turnus und Metiscus hatten die Jungfrau verlassen, sie ruhte allein an der Quelle, die den Eingang von Dianens heiligem Hain benezte. Lara! rufte sie der Tochter der Naja-jade. Hier ist Juturna, nunmehr ganz dein! Auf! führe mich zu Dianens Füßen!

Wenn Latiums Töchter zum jungfräulichen Geschäft des Wasserschöpfens an diese Quelle kamen, dann blieb stets am längsten Juturna. Einst als der späte Mondstrahl sie hier überraschte, da gesellte sich zu ihr Lara, die Tochter der Quelle. Sie war eine der Nymphen Dianens, sie redete mit der trauten Gespielin von Dianens heiligem Dienst, und andern himmlischen Dingen. Beide sahen sich hier oft, wenn Juturnen es unter den Menschen zu bang ward; dann schwuren sie sich, einst nie sich zu trennen. Rufe, rufe mich nur, sprach Lara, wenn einst dich die Menschen

verstoßen. Siehe, dein harret Diana, im Triumph will ich zu ihr dich führen!

Dieser Augenblick war jetzt gekommen. Lara erschien auf den Ruf Juturnens, und fest umfaßt eilten beide zu den Füßen der Göttin der Haine.

Lara war höherer Abkunft als Juturna, sie war unsterblich, aber — sie war nicht ganz so edel als sie. Sie war schön wie die Blumen des Ufers, rein und geschwäßig wie die Welle, aus der sie entsprungen war; dies war alles, was sich von ihr sagen ließ.

Himmlich liebten sich die beiden Mädchen, und nie kam Mißtrauen, nie Zwietracht in ihre Seelen. Zwar Träume warnten Juturnen oft, es warnten die Oceaniden, es warnte die Göttin selbst, der Freundin zuviel nicht zu trauen: aber nur ein Blick in Larens unschuldsvolles Auge, und der Bund der Freundschaft wurde von neuem beschworen.

Lara, sagte Juturna eines Tages, der Traumgott hat mir wieder deinen Namen genannt.

Und wie, du Geliebte?

Wir wanden Kränze für unsere Göttin.
Ich wählte die Rose, die Blume Cytherens,
und darum verklagtest du mich bey Dianen.

Wiederum dünkte es mir, der Adler Jupiters pickte Futter aus meinen Händen, und du verriethst es der Göttin. So verklagst du mich stets im Traume, bald habe ich die goldenen Pfeile zerbrochen, bald die heiligen Hirsche entführt, bald die Hand nach dem wachsenden Monde ausgestreckt.

Juturna! das verhüten die Götter! Bleib du der Tugend nur treu, und nie werd' ich wider dich zeugen. Leicht bin ich, und gesprächig, das weiß ich, aber nicht treulos, und ewig wird mein Herz dich lieben. Warnen doch Träume auch mich. Diese Nacht stand ich im Traum am Ufer des Almon; Almon, du weißts, ist mein Vater. Tochter, sagte der Flußgott, siehe den gehaltenen Lauf meiner Wasser! Sie ergießen sich in den Strom, in dessen Fluthen sich einst die Königin der Welt, die heilige Roma spiegeln wird.

Siehe dagegen das rauschende Bächlein, das aus der Urne deiner Mutter strömt; un-

bemerkt verrinnt es im Sande! — Siehe, Juturna, so träumte es mir, und hoher Deutung sind diese Worte. Nie vergift sie Larunda, denn auch wachend ertönt also zu mir die Stimme des liebenden Vaters.

So gut Larens Vorsatz war, so kam doch bald die Gelegenheit, da sie sich anders erwies, als sie beschlossen hatte.

In einer schwülen Sommernacht, da Cynthia mit ihren entzückendsten Strahlen leuchtete, waren die Nymphen all' um die Göttin versammelt; einige ruhten mit sanft verschlungenen Armen im Grase, andere stellten sich zu leichten Tänzen, andere unterhielten sich von Thaten der Jagd. Lara und Juturna ruhten heute der schweigenden Göttin zunächst, und die immer Sprechende begann:

Schön wäre in dieser Nacht ein Lied. Juturna sollte uns mit einer Hymne zum Lobe unserer Göttin erfreuen.

Lara, antwortete Daunus Tochter mit Erörthen, ich, eine Sterbliche, wie kann ich die Unsterblichen singen?

Sangst du nicht Cytheren? — Lägne es

nicht, Bescheidene! Es ist eins deiner süßesten Lieder.

Juturna? rief die Göttin, die aus ihrer Träumerei erwachte; Juturna hat Cytheren gesungen?

Juturnens Wangen glühten. Zürne nicht, Göttin, stammelte sie; das Lied, das Lara meint, ist ein altes Lied. Als Daunus meiner Mutter eine Nachfolgerin geben wollte, sollte ein Myrtenhain ausgehauen, und zum künstlichen Garten gemacht werden. Ich hatte einst im Gebüsch ein Bild der Venus Urania entdeckt, ich bat für den Hain und das Bild; so ist das Lied entstanden.

Keine Entschuldigungen, Juturna! rief die Göttin mit steigender Empfindlichkeit. Ich will, daß du singest. Oder glaubt die Sterbliche, daß ich Venus um ein Lied beneide?

Juturna mit glühendem Erröthen, doch ohne Verlegenheit, stimmte ihre Lyra und sang:

Dir, Dione, unschuldsvolle, holde,
Stille Göttin frommer Särtlichkeit,
Dir, die dieses Haines Dunkelheit

Sich zur Ruhestatt erwählen wollte,
 Dir, die gern den Lärm der Städte flieht,
 Dir ertönt mein unentweih'tes Lied!

Als du mit gesenktem Augenliede
 Sanft erröthend aus den Fluthen stiegst,
 Jeden Reiz, womit du uns besiegst,
 Halb verhülltest, holde Adonide,
 Dich in deinen Rosenschleier wandst,
 Und in süßer Einfalt vor uns standst:

Da erfüllte staunendes Entzücken
 Erd und Himmel, Thal und Flur,
 Sieh! da huldigte dir die Natur!
 Damals sahn mit unverwandten Blicken
 Alle Wesen sehnend nach dir hin,
 Und erwählten dich zur Königin.

Sittsam standst du mit verschämten Wangen,
 Schön in deiner Unschuld standst du da,
 Venus Acidalia.
 Dich als eine Göttin zu empfangen
 Lud man dich in goldne Tempel ein,
 Doch du flohst in diesen Myrtenhain.

Du, die nie ein kühner Blick entweihte,
 Dring' in siebenfache Schatten ein,
 Dennoch wirst du Göttin seyn!
 Schönheit, die den lauten Beifall scheute,
 Ists, der jedes Herz zu Füßen fällt,
 Ists, die ewig uns gefangen hält.

Niemals tön' in diesen Myrtenlauben,
 Wo du wohnst, bey wilder Schwärmerei
 Der Mänaden tobendes Geschrei!
 Nur die Stimme deiner Turteltauben,
 Nur die Lieder deiner Nachtigall
 Becken hier den Wiederhall.

Und, o Wehe den verwegnen Händen,
 Die Dionens Götterhain
 Durch den Prunk der Kunst entweihn! —
 Weg mit euren ausgeschnittnen Wänden!
 Weg mit Marmor, Gold und Pracht,
 Wo Natur und Unschuld lacht!

Die Sängerin hatte geendet, und die
 Nymfen, die jetzt alle dicht gedrängt um sie

standen, horchten noch den verhallenden Tönen hin, denn Juturnens Stimme hatte dem Liede himmlischen Zauber gegeben. Amor, der gern unter den Nymfen ist, hatte sie belauscht, und entfloß voll Entzücken, der schönen Sterblichen, die seiner Mutter mit so viel Unbefangtheit ein Opfer vor den Augen ihrer Feindin hinlegte, den höchsten Lohn zu bereiten.

Aber die königliche Diana, die so wenig auf die unschuldige Sängerin zürnen, als ihr ganz verzeihen konnte, erhob sich und griff nachlässig nach Pfeil und Bogen. Du hast wohl gesungen, Juturna, sagte sie; dies ist ein Lied, das ich selbst nicht verschmähen dürfte.

Juturna war vor ihr niedergesunken und umfaßte ihre Knie. Wie dürfte ich, rief sie, es wagen, die Königin des Himmels zu singen!

Stehe auf, Juturna, erwiederte Diana, indem sie sich aus den Armen der Nymphe losmachte, du hast nicht gesündigt!

Lara hatte während des Gesanges, und während des gesprochenen Urtheils kaum geathmet. Mit strömenden Augen warf sie sich

jetzt ihrer Freundin in die Arme. Ach, rief sie, dies ist wieder einer von meinen Streichen, die ich so oft erwünsche, und so oft von neuem begehe!

Laß mich, Lara, antwortete Juturna lächelnd mit der Göttin Worten, laß mich! Du hast nicht gesündigt!

Auch hat es ja gut geendigt, rief die Leichtsinnige, indem sie vor Freude über die leichte Verzeihung hüpfte; und gut muß alles endigen, was dich angeht, und dies ist's auch was ich gewußt habe!

Ein so leicht vergeßnes Verbrechen verspricht schlechte Besserung. Herzlich verzieh Juturna, aber doch wars als wenn sie aufmerkamer auf die Warnungen vor der leichtsinnigen Freundin würde. Der Umgang zwischen ihr und Laren war nicht mehr so innig, so ununterbrochen. Juturna suchte mehr die Einsamkeit und Stille, und sie hatte bald wol noch eine Ursache, die Gesellschaft zu fliehen.

Auch Larunda ward immer einsamer; die Nymfen, durch manche Proben ihrer Unbesonnenheit, und nun noch durch die letzte furchtsam

gemacht, flohn die Schwägerin. Die bekannte Geschichte der unglücklichen Callisto, in welcher Lalara auch die erste Verrätherin gewesen seyn sollte, ward wieder hervorgesucht, und ob man gleich, der heiligen Tugend zu Liebe, den Verrath, an jener begangen, nicht tadeln durfte, so scheute man doch die Verrätherin. Selbst Diana zog sich von Laren zurück. Die nächtlichen Fahrten nach Latmos wurden mit doppelter Vorsicht angestellt; statt des Drachengespanns wählte die Göttin zwei Feldgrillen, die mit dem heimlichen Geschwirr ihrer Flügel alles, worüber sie hinzogen, in Schlummer senkten, und als Lara, die alles wußte, alles erfuhr, doch einige Worte von einer gewissen Selene hatte fallen lassen, die in der Höle eines gewissen Berges in Carien einen gewissen Endymion besuchte, da geschah es, daß Lalara allemal in diesen für Dianens Liebling so glücklichen Nächten von einem so tiefen Schlaf befallen wurde, daß sie erst die dritte Morgenröthe aus demselben wecken konnte. Kein anderes Mittel war ja, die Schwägerin zu schweigen! Die Nymfen, die sie schlum-

mern sahen, gingen leise vorüber, und banden den Zephyr die Flügel, daß keiner sie weckte.

Dieser periodische Schlaf war für Larens und Juturnens Schicksal entscheidend; höret hiervon die Sage:

Amor, der in jener Nacht Juturnens himmlisches Lied auf die Göttin der Liebe vernahm, floh zu seiner Mutter, sie zur Dankbarkeit aufzunehmen. Noch, rief er, bist du ihr ohnedies den Lohn für dein gerettetes Heiligthum schuldig. Denke an die Geschichte, die Juturnens Lied veranlaßte! Die heiligste deiner Bildsäulen ruht, durch die Vorbitte des frommen Mädchens geschützt, noch in unentweiheten Schatten.

Venus schwieg mit Erdröthen. — Juturna war zu schön, um ihr Liebling zu seyn; sie dachte an Psyche, und als Amor sich erbot, der Nymphe an ihrer Statt mit einem seiner Pfeile zu lohnen, da mußte er ihr erst diesen Pfeil zeigen, und ganz genau den nennen, den er für Juturnen und sie für ihn verwunden wollte, ehe sie alles zufrieden war.

Die höchste Eroberung war dem entzückten

Eros für die schöne Sterbliche nicht zu wichtig: er wählte für sie aus den Vater der Götter, und da Venus immer auf der Lauer war, der stolzen Juno einen kleinen Verdruß zuzufügen, so ward die Sache am Ende fröhlich der Ausführung übergeben.

Amor hat in seinem Köcher der Pfeile viel, aber nur wenige, die ganz reine, ganz himmlische Liebe entzündeten. Aehnliche trafen den frommen Numa und seine Egeria, und ähnliche waren, die Cythere, Juturnen irdische Liebe nicht gönnend, ihrem Sohn für sie und den großen Zeus in die Hände gab. So entstand ein Bündniß zwischen dem Gott und der Sterblichen, das selbst Juno mit ihrem Beifall beehrte. Sie war es, die in der Folge die fromme Nymphe bei der Entdeckung schützte, sie war es, die die Begünstigte der Götter der Vergötterung entgegen führte.

Larunda wußte nichts von der Heiligkeit dieses Bundes; ihn selbst sollte ihr der Zufall entdecken, der, wie bekannt, mit den Mächten des Orkus, die die Freundinnen verderben wollten, immer im Bunde ist.

Von jenem geheimnißvollen Schlummer erwachend, sah Lara eines Tages Juturnen, die den Fesseln dieses Schlafes noch traute, die keine Zeugen scheute und keine zu scheuen hatte, an dem Arm eines hohen überirdischen Jünglings wandeln. Von der innigsten Vertraulichkeit der Wandelnden zeugten ihre Blicke; von der heißesten Liebe die Worte, die beider Munde entströmten. Lara schaute und hörte, und banges Entsetzen befiel ihr jungfräuliches Herz. Sie kannte kein heiligeres Gelübde, als Dianens, keine unerlaßbarere Pflicht, als scheue Entfernung von jenem gefährlichen Geschlechte, nichts bindenderes, als die Treue gegen die ewig jungfräuliche Göttin! — Liebte sie Juturnen wie ihr eigenes Ich, so mußte sie auch, wie sie glaubte, mit ihren Vergehungen als mit ihren eigenen verfahren. Keine war, die sie nicht reuend zu den Füßen ihrer Göttin getragen und Verzeihung oder Vernichtung willenlos von der Angebeteten hingenommen haben würde; so hätte sie sich selbst gethan, so that sie auch Juturnen.

Sie floh zu Dianens Füßen. Sie zitterte, sie stammelte; endlich wurden der Heißerröthenden Worte gegeben, und ihre lange, unaufhaltsam strömende, vor dem ganzen Kreis der Nymfen ausgegoßne Klage schloß sich endlich mit den Worten, in welchen sie ihre letzte Kraft ausathmete: Zürne nicht, reine Göttin! Juturna hat gesündigt! ich selbst habe es gesehen! Die That ist geschehen! Mildere du nun ihre Strafe, oder lieber laß mich für sie büßen!

Vordem folgte der Anklage der armen Callisto ein strenges Gericht. Damals brachten die Nymfen die Beschuldigte Rache fodernd selbst vor die Richterin, sie durch den Augenschein zu überführen. Bey Juturnens Anklage war es nicht so: die Richterin schwieg voll Bestürzung und keine Zeugin wollte sich finden. Viele der Nymfen, weitsehender als Almons Tochter, ahneten die wahre Beschaffenheit der Sache, und Diana, die nicht ohne Unwillen war, daß Zeus, den sie in der Beschreibung Larens wohl erkannte, ihr wieder eine Gespielin entführt hatte, ward vom Schicksal gehalten, entscheidende Worte zu sprechen.

Alles wozu sie sich am Ende ermannen konnte, war der Befehl, die Beklagte vorzuführen.

Er war vergebens. Juturna, von den Göttern geliebt, die ihre Unschuld kannten, geschützt von der Königin des Himmels, die hier allein über Verbrechen und Schuldlosigkeit entscheiden konnte, Juturna war schon hinweggerückt, weit über das Gebiet der Mächte des Orcus, die keine Vortrefflichkeit unangetastet lassen, hinauf in die Regionen des Lichts, in die Arme der Göttin, die sie schützte.

Mit einem Blicke voll himmlischen Mitleids sah sie an Junos Seite von einer Gewitterwolke herab auf die unglückliche Lara, die der Tugend ein schweres Opfer gebracht zu haben glaubte; denn nicht leicht wards der Irrenden, die Freundin zu verrathen. Und nun sah' sie sich mit dem schwärzesten Verbrechen besleckt! —

Noch immer lag sie fast vernichtet zu Dianens Füßen, noch immer dauerte das Schweigen der Richterinnen und der Nymphen; Blicke des Unwillens fielen von allen auf sie, und in ihrer Seele erwachten Vorwürfe und Gewissensangst, erwachte der schreckliche Gedanke: Was

hast du gethan? Du hast die Freundin verrathen!

Jetzt schiens, als wenn ein Wort aus dem Munde der ernstestn Göttin, die zu Gericht saß, laut werden wollte; aber ein fürchterlicher Donnerschlag verschlang es. Der Himmel schwärzte sich von hängenden Gewitterwolken. Juno schwebte mit Juturnen in den heitern Aethern hinauf, und Zeus zerstreute mit flammenden Blitzen den Kreis, der versammelt war, seine Erwählte zu richten.

Lara glaubte unter den Schlägen des erzürnten Himmels zu vergehen. Sie erwachte am Ende aus einer tiefen Betäubung. Der Himmel war rein und lächelte gleichgültig auf sie herab, aber rund umher war todte Einsamkeit. Sie rufte die Namen ihrer Gespielinnen; nur der Wiederhall gab ihre Stimme zurück. Sie ging aus, die Verlorenen zu suchen, aber selbst die Gegend hatte sich geändert; hier war kein Hain, hier war keine der heiligen Stätten, sonst dem Dienst ihrer Göttin gewidmet. Sie wollte Dianens Namen nennen, ein gellendes Geziß nahm ihr ihn von den Lippen; Jutur-

nens Namen — ihr Herz gab ihn mit den erschütterndsten Zusätzen zurück.

Die Erinnyen trieben sie von hinnen. Sie streifte über die ganze Erde, die Verlorenen zu suchen; ach, was sie verloren hatte, war die Ruhe ihres Herzens, und nichts gab sie ihr wieder!

Göttinnen wandern anders als Sterbliche. Die Sage hüllt die Wanderung Larens in Schleyer.

Keiner der heiligen Wälder, wo Diana wohnte, war von der Unglücklichen unbesucht geblieben; die Göttin war nirgends. Sie suchte sie an den Altären, wo sie von Menschen verehrt ward: auch da fand sie kaum ihr Schattenbild. O heilige Phöbe, wie könntest du seyn, wo Priester mit blutigem Schwert an deinen Altären wachten!

Sieben Tage weilte sie bey der Marmorsäule Cynthiens, die im freyen Felde, eine Zuflucht aller Weinenden, steht; weder Thau noch Regen benezt den heiligen Stein! Ach, Lara, wie

es schien, ganz zur Sterblichen herabgesunken, fühlte alle Ungemächlichkeiten der Witterung, ohne sich durch ihre Leiden nur ein Wort von den Unsterblichen zu gewinnen.

Und mußt nicht du mich erhören, Mutter der Götter, und auch die meine? Juno! was ich gethan habe, that ich für dich! Für dich hab' ich die Freundin verrathen! So weinte sie im Tempel zu Samos.

Tochter des Flüsschens Almon und einer Nymphe, von der du nur die Geschwägigkeit erbtest, was du gethan hast, thatst du für dich! Trage nun seine Folgen!

Diese Stimme, wol nicht die Stimme der großen Göttin — wie könnten Götter der Elenden spotten? — kam aus Juno's Heiligthum herab, und voll Verzweiflung entfloh Lara.

Sie kehrte zu dem aricinischen Walde zurück, dem Schauplatz ihres schuldlosen Frühlings, und — Turna! Juturna! wiederholte das Echo, Larens alte Freundin, die nie ihr eine Antwort schuldig geblieben war. Ach, welcher Trost konnte in der Erwiederung des kalten, leeren Lautes liegen! Die verrathene Freundin,

die Ruhe des Herzens wollte die Unglückliche wieder haben! und ach, wo sollte sie sie finden?

Der erste Strahl des jungen Mondes wird meine Schwestern hier wieder versammeln! so tröstete sie sich. Vielleicht ist Juturna unter ihnen; vielleicht sagt wenigstens eine mir, ob zu dem Unglück, das mich trifft, ich auch das Unglück der Freundin zu beweinen habe. — Ach, wer weiß, in welcher schrecklichen Verwandlung sie die Liebe des ersten Gottes — ich, ich verrieth sie! — büßen muß! Man kennt ja Juno's — —

Hüte dich die Götter zu lästern! — rief eine von Larens vormaligen Gespielinnen, die schnell aus dem Schatten hervortrat — und fliehe diese Stelle! Siehst du die silberne Sichel des Mondes, die über den Schatten herausschwebt?

Ach, einst die Verkündigerin meiner heiligsten Freuden!

Jetzt nicht mehr, Lalara! Die Göttin und die frommen Nymfen werden in diesem Hain seyn, aber du nicht!

Sage, was sprechen meine Schwestern von mir?

Meine Schwestern, die hohen Oceaniden,
nennen dich nicht, Lalara!

Wo ist Juturna?

Juturna ist glücklicher als du, und die
Nymfen sind es auch. Die Lauscherin ist
nicht mehr um sie, die jeden unschuldigen
Schritt der strengen Göttin verrieth.

Ach, war auch unschuldig Callisto? und
soll ich um Tugend nicht eifern?

Strenge! sei allezeit auch streng gegen
dich selbst, damit nicht die Götter dein lachen!
Wisse, von nun an verfolgt dich, du Strenge,
Verführung bis in die Schatten des Orkus.

Die Nymphe war verschwunden, und Lara
entfloh voll Verzweiflung.

Ein Heiligthum war ihr noch übrig, bei wel-
chem nie ein Gott oder ein Sterblicher verge-
bens gefleht hat. Ja, selbst Götter forschen hier
nach dem Gange des über ihnen waltenden
Schicksals! Fragte nicht hier Cythere, ehe sie
den Bruder des himmlischen Eros gebar? *)

*) Zu schön ist diese Dichtung, und, wo ich
nicht irre, nicht bekannt genug, um mir nicht eine

Im heiligen Hain von Dodona thronte die älteste Gottheit, die dreimal heilige Themis, die Wägerin des Rechts und des Unrechts, sie, die das Schicksal der Welten und ihrer Götter bestimmt, die sie aus der ewigen Undenkbarkeit hervorgehen sah. Durch siebenfache Schauer drang Larunda zu der Unbegreiflichen. Fast entkörpert mußte man seyn, oder die Schmerzen des Todes erfahren, um sich der furchtbaren Macht, die hier wohnte, nahen zu dürfen, und Lara, so sehr zur Menschheit herabgesunken, mit so manchen Schwachheiten der Sterblichen behaftet, war nicht Göttin genug, um auf leichtem Wege zu Erfüllung ihres Wunsches zu gelangen. Was sie erlitt, verschweigt die Sage. Doch, sie litt nicht vergebens; die

kurze Erwähnung verzeihlich zu machen. Venus eilte zu dem Orakel der Themis, um zu erfahren, warum der kleine Eros so gar nicht gedeihen wollte. Du wirfst, sagte die alte Göttin, ihm noch einen Bruder geben, den du Anteros nennen sollst. Nur zusammen gedeihen diese Kinder. Liebe ohne Gegenliebe muß vergehen.

Mutter aller erbarmte sich ihrer, und gab Antwort auf ihre Fragen.

Göttin, weinte Lalara, was hab' ich gethan? Und warum fliehen mich Götter und Menschen.

Die Götter und Menschen, sprach das Orakel, fliehen dich, o Nymphe, weil du keinen ganz gehörst. Deine Abkunft ist göttlich, deine Schwächen ziemen nur der Menschheit. — Und was du thatst? — Du glaubtest der Tugend zu dienen, und fröhntest bloß der kleinen Eigenheit deines Wesens.

Göttin, wo ist Juturna?

Da ihr wohl ist! Juturna war nichts als eine Sterbliche, und nie wollte sie mehr seyn. Ihr Herz war verführbar, aber rein blieb es vor den Augen der Götter. Wie sie die Götter liebte, so lieben sie sie. — Sie ließ die Tugend nicht fallen, und diese hat sie zur Göttin erhoben.

Und was bin ich? und was soll aus mir werden?

Du, Göttin, wirst wie Sterbliche fallen. Zum Orkus sinkst du hinab! Auch er behält

dich nicht lange! — Du kehrest zur Sonne zurück, und — wirst bei deinen Kindern wohnen.

Ich, Göttin, ich wie Sterbliche fallen? — Der Orkus? — Ich kehre zurück? — Ich wohne bei meinen Kindern? — So wogten die Fragen in Larens Innersten auf und ab, als sie den Hain von Dodona verließ. — Am unbegreiflichsten war ihr die Wohnung bei ihren Kindern. Sie, die strengste Nymphe der strengen Göttin der Jungfrauen? Sie, die nie den Wunsch oder die Ahnung von mütterlichen Freuden hatte? Sie, die einen solchen Gedanken schon für Verbrechen wider die Treue gegen die Göttin würde gehalten haben? — Nein, nimmer! nimmer! rief sie im Entfliehen, und Echo, die ewige Jungfrau, ihre Gefreundin, antwortete: Nimmer!

Von zwei Dingen überzeugte sie sich nach und nach völlig, und glaubte sie durch die Worte des Orakels erwiesen: Juturna sei todt, und ihr sei die Unsterblichkeit genommen.

Dir die Vergötterung, und mir den Orkus! rief sie voll Verzweiflung. O Juturna,

ich beneide dir nicht dein glänzendes Loos, aber du, eine Sterbliche, du mußt sterben, um es zu erlangen, und ich, ich Elende, gab dir den Tod! O Tod! furchtbare Macht! ich, meiner Vorrechte beraubt, gehe dir entgegen! Schon das Grauen vor dir sagt mir, was Juturna gelitten hat! Mit Recht ist's, daß ich leide!

Lara eilte an die blumigen Ufer des Almon, sie hielt sich für sterblich, und wollte ihr Schicksal beschleunigen. In den Armen ihres Vaters suchte sie den Tod, aber die Wellen trugen sie empor, und legten sie sanft in den Rasen. Unverständlich war ihr das Murmeln des Gottes, der seine trüben Gewässer mit trägern Schleichen der gelben Tiber zuwälzte, und die Verzweiflung seines Kindes nicht zu achten schien.

Mittlerweile war Jarens Endurtheil vom Olymp ausgegangen, und mit blitzschneller Eile kam die Vollführung desselben zur Erde herab. — Als Lara sich verzweifelt wandte, den Tod, den ihr die Wellen versagten, in irgend einem Abgrunde zu suchen, da stand

ein himmlischer Jüngling vor ihr; inniges Mitleid verschönte sein bleiches Gesicht, und schien ihn ganz zum Menschen zu machen, indeß sein ganzes All die Unsterblichkeit aussprach.

Sein Anblick gebot der scheuen Nympfe Flucht; aber eine leise Berührung mit einem Cypressenzweige, den er trug, und ein Wort aus seinem Munde hielt sie zurück. Bleib, Lara! rief er mit sanften Accenten, dein Geschick ist's, mir zu folgen.

Jüngling, wer bist du? fraate Lara, die, fest von seiner Hand gefaßt, zitternd neben ihm stand.

Dein Freund! antwortete Hermes, indem er sie leise davon zu führen begann.

Freund der Freundlosen! bist du der Schlaf? Ein sanftes Einschlummern aller bittern Gefühle empfinde ich, seit mich der Zweig in deiner Hand berührte.

Der Schlaf bin ich nicht, doch senden mich dir die Götter.

Bist du der Tod? fuhr sie mit einem

leichten Schauer fort. Doch wärst du der Tod, ich würd' ihn so sehr nicht scheuen.

Der Tod bin ich nicht, doch führe ich zu den Todten.

Jüngling! gehörst du zu den Glücklichen des Himmels? Du siehst so bleich und traurig!

Nicht ganz glücklich bin ich, seit ich dich sah!

Jüngling, wo führst du mich hin?

In die Thäler des Schweigens! Verstumme, Lara! Ein jedes deiner Worte erschwert mir die Vollziehung meiner Pflicht.

Und Lara schwieg, auch kamen sie bald in Gegenden, wo Schweigen Nothwendigkeit war. Dämmernde Schatten umfingen sie, und eine Luft athmete hier, die keinen Seufzer hörbar werden ließ, viel weniger Worte.

Dies, dies sind die Thäler des Schweigens, von denen er sagte, sprach Lara halbträumend zu sich selbst; wo sie doch enden werden? Oder ist dies der Weg zum Orkus?

Sie fuhr auf bei diesem Gedanken. Aber bald beruhigte sie sich wieder bei einem seiner milden, mitleidigen Blicke.

Ihre Augen schlossen sich, so wie sie im immer fester umfassenden Arm des sanft leitenden Götterboten dahinging. So wie ihre Augen, so schlossen sich auch die Wunden ihrer Seele: ihr war nicht wohl, nicht weh, in diesen wunderbaren Minuten. Nur zuweilen war's, als bebte ein schnelles Schrecken, von dem sie sich keines Gegenstands bewußt war, durch ihr Innerstes.

Und ist dies vielleicht der Acheron? fragte sie sich wieder, indem sie schnell die schweren Augen öffnete und in der düstern nebligen Gegend umhersah.

Himmelhohe Gebürge thürmten sich zur Seite des immer schmaler werdenden Pfades auf. Dieser Himmel, den man kaum noch erblickte, sandte ohnehin kein Licht herab, und alles Licht, das auf dem vor losgerissenen Felsstücken kaum gangbaren Wege leuchtete, schien allein von ihrem Führer auszugehen. Der Fluß, den sie in trübem Dämmerungscheine blinken sahe, wälzte sich aus nebliger Ferne mit trägen Fluthen herbei, und drängte sich am Ende schneller, mit einem Brausen, das

sie nur dachte, nicht vernahm, in eine schauer-
volle Höle, welcher sie sich jetzt näherten, und
in welche nicht zu gehen, der Macht des sie
gewaltig Umfassenden nicht zu weichen, die
schwache Wandererin ihre letzten Kräfte an-
strengte. Es waren die Kräfte einer Entschlum-
mernden. Hermes drückte sie fester in seine
Arme, und ein Kuß auf ihre Stirn versetzte
sie ganz in Traumgefüde.

So sah sie nun träumend und ohne Grauen
die schaudervolle Fahrt in Charons modrigem
Kahne, so führte sie der schonende Götterbote
vor den feurigen Fluthen der andern Höllen-
flüsse vorbei, und nicht ehe ließ er sie er-
wachen, als an den Ufern des sanften Lethe. —

Ein milder, lieblich verschleierter Frühlings-
himmel wölbt sich über ihn hin, und seine
Fluth spiegelt Blüthenzweige zurück, die außer
ihr keinen Gegenstand haben, der sie den trü-
gerischen Wellen anvertraute. — O Hoffnung!
Schwester der Vergessenheit! Schön bist du
doch, wenn du uns auch nur wesenlose Ge-
stalten bildest!

Mit dem Angstgeschrei: Turna! Juturna!

war's, daß Lara erwachte. Auch im Schattenreiche konnte sie die verrathene Freundin nicht vergessen.

Werden die Leiden der traurigen Erde und längst gebüßte Verbrechen denn ewig dieses sanfte Herz zerreißen? sprach Hermes zu der zagenden Nymphe. — Trink, o Geliebte, den Trank der Vergessenheit. Die Götter wehrten mir nicht, dir diese Labung zu bieten.

Merkur schöpfte, und die Nymphe trank. Eins der lieblichsten Bilder des Alterthums ist diese Scene. Viele verwechseln in derselben Juturnens unglückliche Freundin mit der Psyche, und der Irrthum thut wenig zur Sache.

Sanftern, liebevollern Händen konnten die Götter Larens Schicksal nicht anvertrauen, als den Händen des Sohns der schönen Maia. Vom ersten Anblick an liebte er die holde Verbrecherin nur zu sehr. Schön, himmlisch schön war Lara. Doppelt schön in ihrem Unglück, in einer Neue, die so wahr, als ihr Verbrechen bey der Einfalt und Reinheit ihres Herzens, verzeihlich war. Mitleid hatte die Leidenschaft des Götterboten von Stufe zu

Stufe erhöht, und kaum glühte Amor so für die junge Psyche, als Hermes für Laren.

Die erste Wirkung des Lethe ist, wie bekannt, ein sanfter Schlummer. Oft entwenden hilfreiche Genien einige Tropfen des Stroms, um schon auf der Erde ihre leidenden Lieben mit der Ruhe gereinigter Seelen zu erquicken; aber kurz ist der lindernde Schlummer, den sie bewirken, und noch kürzer die Vergessenheit. Ach, oft schon im beseligenden Traume kehren uns Sterblichen Bilder der Leiden zurück! — So ist's nicht jenseit des Acheron. Lange ruhte Lara in den Armen ihres entzückten Führers, und mit ganz geheiltem Herzen war's, daß sie erwachte.

Mit dem Erwachen kam ihr die Sprache zurück, jene Sprache der Seelen, die allein in der Schattenwelt gilt, und auf der Erde so wenig verstanden wird.

Larens Urtheil war strenger gewesen, als der milde Götterbote es ausgerichtet hatte. Wie hätte er diesen schönen Mund, der wegen seiner Geschwätzigkeit zu ewigem Schweigen verdammt war, durch irgend eine Gewaltthat

entstellen sollen! Zwar erwähnt das Alterthum die bestrafte Nymphe oft unter dem Namen der stummen Göttin; doch dies ward sie ja in der Oberwelt durch ihres Führers strenges Verbot, und in den Reichen der stillen Persephone, da jeder Schatten in dem innern Wesen des andern zu lesen vermag, ist Sprache ohnehin entbehrlich.

Wie soll ich die Unterhaltung zwischen Hermes und Lara beschreiben — zwischen ihnen, die eigentlich nicht zu der Schattenwelt gehörten? Es war etwas von jenem stummen Verkehr, das seit der Zeit auch auf der Oberwelt unter angehenden Liebenden Sitte geworden ist. — Sie verstanden sich vollkommen. Merkurs Augen schilderten der holden Nymphe seine Leidenschaft, die ihrigen ihm die innigste Dankbarkeit. Dies war ihm zum Anfange genug. Der Trank, den er ihr aus dem Lethe gereicht hatte, war so stark gewesen, daß er hoffen konnte, alles sey aus ihrem Gedächtniß hinweggetilgt, auch das zu strenge Dianengelübde, das Liebe zum Verbrechen macht.

Das Ceremoniel der Unterwelt erforderte,

daß Lara der sanften Königin der Schatten vorgestellt wurde. Sie kam zu einer guten Stunde und ward holdlächelnd aufgenommen. Man sahe die Neuankommende gern, denn man hoffte etwas von ihr. Ach, auch im Erebus sind Rücksichten dieser Art nichts Fremdes.

Proserpina, ewig und ewig an der Seite des finstern, niemals lachenden Dis, hatte hier noch eine heimliche Gefährtin, die im Orkus so verhaßt ist als auf der Oberwelt, und die mehrere, welche hier nicht durch Leiden beschäftigt wurden, recht gut kannten. Es war die Langweile! Welcher Genuß, welche Erleichterung dieser fürchterlichen Last, in der Gesellschaft einer Fremden wie Lara!

Proserpina durfte den Schatten zu ihrem Zeitvertreib soviel von ihrer Erinnerung aus der Sonnenwelt auf beliebige Zeit zurückgeben, als sich mit der Ruhe der Fremdlinge vertrug. So erfuhr sie von ihnen ihre Schicksale, als die Schicksale anderer, ihnen nicht angehender Wesen; so hörte Ceres unglückliche Tochter von Laren auch das ihrige, hörte doch wenigstens

von der lieblichen Sonne, von den ewigen Sternen, von der blühenden Erde und ihren wallenden Saaten, alles Gegenstände, denen sie hier unten auf ewig entsagen mußte, und an denen ihre Seele immer noch mit wehmüthiger Erinnerung hing.

Larens Umgang war für die schöne Persephone entzückend. Göttinnen stiegen selten in den Erebus nieder, und man liebte auch an diesem Hofe standesgemäßen Umgang, den man allenfalls wol bei den Töchtern der alten Nacht, Damen, denen ihr uralter Adel nicht abzusprechen war, nur nicht auf die angenehmste Art, hätte finden können.

Hermes war froh, seine schöne Anvertraute so wohl aufgenommen zu sehen. Er schied, weil man den Allgeschäftigen im Olymp schon zu lang gemißt hatte, doch er versprach Rückkehr, und Lara vernahm es nicht ungern, daß sein Amt ihn täglich an den Hof der Schattenkönigin rief.

Und ach wie oft sah ihn jetzt der Erebus! und wie lange dauerte immer sein Aufenthalt in diesen düstern, ihm sonst nie behagenden

Reichen! Viel könnte ich von den süßen Stunden des zärtlichen Bundes sagen, der zwischen dem schönen Sohn der Naja und der stummen Göttin immer fester geknüpft ward, dürfte ich nur von dem Ausgange desselben schweigen. Ihr, ihr Lauben im Garten der verschwiegenen Persephone, ihr waret Zeugen ihres Glücks, möchtet ihr nur nicht auch Zeugen von Larens Thränen gewesen seyn!

Proserpina sahe das Unglück kommen, aber es war ihr nicht erlaubt, ihre leichtsinnige Freundin anders als bildlich zu warnen. Wie oft hatte sie ihr an dem Beispiel anderer erwiesen, daß nur auf strenger Enthalttsamkeit Hoffnung der Rückkehr in die Sonnenwelten beruhte, wie oft sagte sie ihr, indem sie ihre eigene Geschichte zum Vorbild nahm, Laren fast so schön als es uns Schiller übersezt:

- „Willst du frei seyn in des Todes Reichen,
- „Koste nie von dieser Gärten Frucht!
- „An dem Scheine kann der Blick sich weiden,
- „Des Genusses trügerische Freuden
- „Rächet schleunig der Begierde Flucht.

„Selbst der Styx, der neunmal sie umwindet,
 „Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
 „Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
 „Ewig sie des Orkus Pflicht.“

O des unseligen Augenblicks — weinte noch
 am letzten Abende Persephone an dem Busen
 der stummen Göttin — da ich dem Genuß eini-
 ger Granatkörner die Wiederkehr zur Mutter
 aufopferte, und nun ewig, ewig hier bleiben
 muß!

Lara weinte mit der traurigen Göttin, aber
 eben kam der schöne Hermes auf einem Mond-
 strahl, den er nach seiner Art aus der Ober-
 welt gestohlen hatte, und über den Freuden-
 glanz war alles vergessen. Lara wußte ja, daß
 es ihr so leicht war, dem Genuß der goldenen
 Früchte dieses Gartens, so leicht, dem Trank
 aus diesen silbernen Quellen zu entsagen; daß
 ihre Liebe zu dem verführerischen Sohn der
 Maja kein Maß hatte, fühlte sie auch, aber
 hier kannte sie keine gefährlichen Gränzen, bis
 es endlich dahin kam, daß, da ihre Leiden-
 schaft nicht mehr wachsen konnte, — die sei-

nige abnahm, und die fürchterliche Nemesis, die Rächerin des Gleichgewichts, ihr Recht behauptete.

Ob sich bei dem Schritte, der dieses schreckliche Wunder bewirkte, alle die Zeichen sehen ließen, als bei Psychens Fall, weiß ich nicht. Daß plötzlich alles anders war wie sonst, fiel Laren in die Augen. Persephone war nicht mehr die freundlich lächelnde, die Gärten blühten nicht mehr so schön, und ach — Hermes kam nicht mehr, jeden Tag die Verlassene zu trösten. Noch immer liebte er seine Lara, noch immer sah er sie, aber kurz waren seine Besuche, feltner wurden sie, und am Ende, Götter! welche Kälte!

Und kennst du, sagten die Erinnyen, die jetzt, da die Königin Laren nicht mehr hold war, sie fleißig besuchten; kennst du denn nicht den flüchtigsten aller Götter? Kaum Zephyr ist leichter als er. Ihn ewig zu halten ist kein Mittel, als ihm nichts zu gewähren. Suche also, du Elende, suche dein Unglück in dir selbst, und zittere, denn noch schrecklicher folgt es.

Was die drei gefürchteten Töchter der Nacht begonnen hatten, das vollführte ihre Schwester Eris. Beim ersten Blick nicht ganz so schaudererregend als die Eumeniden, und etwas sanfter in ihrer Sprache zu dem Herzen, gelang es ihr, die verzweifelnde Lara ein wenig zu beruhigen. Sie rieth ihr Mäßigung, und gab nur schließlich zu verstehen, eine ernste Vorhaltung könne hier viel bessern. Im Grunde widerfahre auch der schönen Lara selbst bei gänzlicher Verlassung, die man wagen müsse, nichts neues, denn — — Ach, Lara! wie ward dir, als hier ein ganzes Verzeichnis von deinen Vorgängerinnen in Hermes Liebe von den Lippen der Unholdin floß, die im Tartarus nebst ihren Schwestern allein das Recht hat, laut zu reden!

Lara entfloß, indem sie vor dem gräßlichen, ungewohnten Ton, der ihr hier im Gebiet der ewigen Stille wie ein Gewitter daher brauste, die Ohren verschloß. Ach, so ist's der Unglücksstifterin Weise, mit sanftem Schmeicheln zu beginnen, und mit der Stimme der Donner zu enden!

Gram und Verzweiflung erfüllten das Herz der unglücklichen Göttin, und Vorwürfe harrten Merkurs bei nächster Zusammenkunft. Nur schmachtende Liebkosungen waren es, die sonst den wandernden ermüdeten Gott empfangen, dem's freilich bisher Entzücken gewesen war, auf diese Art mitten im Tartarus seinen Olymp wieder zu finden.

Lange verschob er diesmal seine Erscheinung und erschwerte dadurch sein Urtheil. Ach Lara, du fälltest das deinige, als du versuchtest mit Vorwürfen Liebe zurückzurufen! Du hattest dir, durch Verhandlung der Töchter der Nacht, das Vorrecht der Sprache auf die Stunde der Wiederkunft zurückerkauft; o wärest du doch ewig die stumme Göttin geblieben, denn heute, eben heute kam Hermes mit verneuter Liebe, einmal das verhaßte Todtenführer-Amt in deinen Armen zu verträumen! Du nanntest ihm mit Spott die Namen der schönen Ocythoe, der sanften Herse? Ach du warst jetzt nicht schön wie die eine, nicht sanft wie die andre! Duldung ist die einzige Rettung des Weibes! Der Gott entfloh, um nimmer

wiederzukehren, mit einer Thräne bitterer Erinnerung im himmlischen Auge.

Dies war Euer Werk, ihr falschen Töchter der Nacht, und Lara blieb von nun an Eure unbestrittene Beute.

Sie floh in eine der fernsten Hölen des Tartarus, ohne den Quälerinnen entfliehen zu können. Sie kam vor dem Anblick der Hölenstrafen vorüber, die der liebende Gott und die freundliche Persephone bisher vor ihren sanften Augen verborgen hatten. Sie schauderte — aber mehr als die Qual der Danaiden, mehr als der nagende Geier, war der Gedanke in ihrem Herzen, den Geliebten verloren, die Freundin verrathen zu haben! — Wars nicht zu viel, ihr Furien, auch Juturnens Andenken in ihr zurückzurufen?

In der grauenvollen Abgeschiedenheit ihrer Höle wars, daß sie den Laren das Leben gab, und das Schicksal wollte, daß, so wie die Knaben das Licht erblickten, die Gewalt der Töchter der Nacht über sie aufhörte; es war ihr sogar im Dahinsterben aller Sinne gewesen, als hätte sie Dianen, in Lucinens Gestalt, als

Helferin an ihrer Seite erblickt. Zu schön, fast zu schön war dieses Unterpfand von der Auslösung der Götter! Konnte es wahr seyn?

Schön waren die Neugeborenen! Schön wie Majas Sohn, schön wie Lara vor ihrem Falle. Ihr Lächeln erheiterte die Seele ihrer unglücklichen Mutter. Blumen blühten um ihr kleines Lager, und ein Sonnenstrahl schien die ewige Dunkelheit zu erhellen.

O bestes Geschenk des Himmels, heilige Mutterliebe! Du versüßest jedes Elend, du söhnest selbst mit Irrthum und Schwachheit aus! Ueberall schaffst du ein Eden um dich her! Jede deiner süßen Schmerzen lindert die Hoffnung.

Mit den lachenden Zwillingen im Arm eilte Lara zur Königin des Schreckens, deren ernstes Gesicht sich bei dem Anblick der lieblichen Kinder entwölkte.

Göttin! rief die entzückte Mutter, hier in diesen ewig unfruchtbaren, ewig nichts hervorbringenden Gefilden, gab ich diesen Kindern das Leben; darf ich sie in deine Arme legen?

Du dürftest, o du dürftest wol, rief die

sanft weinende Proserpina, die nie das Glück hatte, eigene Kinder an den Busen zu drücken. O diese Kinder sollten mein seyn! Aber hier ist nicht das Thal Enna, wo ich zuletzt menschlich fühlen durfte! — Nichts darf in den Reichen des Erebus geboren werden, das der trübe Tag, welcher unsere Zeiten mißt, bei seiner Wiederkehr noch lebend finde. Dies ist das ewige Gesetz der Unterwelt! Fliehe, fliehe mit deinen Neugeborenen: doch zuvor reiche sie mir, daß ich sie küsse und segne.

Ihr werdet, fuhr sie fort — denn schon lagen die lächelnden Knaben in ihrem Schoos — ihr werdet nicht so schnell erwachsen, nicht so groß werden, als euer Vater, aber besser; nicht so reizend, als eure Mutter, aber weiser und glücklicher! Gehet hin, mit euch zürnt keine Gottheit! in jedem ihrer Tempel seid ihr willkommen, in jedem Hause der Sterblichen wird man euch aufnehmen. Freude an den Menschen, und die höchsten Opfer, die ihr ihrer Wohlfahrt bringt, führen euch hinauf in die Reiche des Lichts. Jedes Volk wird euch verehren! Gehet hin, ihr Götter der häuslichen Liebe und Ein-

tracht, wandelt euren kurzen Weg, eurer Gott-
heit unbewußt, bis zu eurer Vergötterung unter
den Menschen, bis zur Aufnahme in den Olymp.
Gehet! und — eure Mutter begleite euch.

Ich begleite sie? unterbrach die entzückte
Lara die Worte der heiligen Weihe.

Ja, erwiederte Proserpina, indem sie mit
einem Lächeln, das den ganzen Orkus erhellte,
die Kinder zurückgab. Ja, du begleitest sie!
als Schatten, als wesenloser Hauch, als lallens-
der Laut, denn nur so kann, was so wie du sich
dem Orkus eignete, diese Schattenreiche ver-
lassen; anders verließen sie freilich die Helden!

Die gedemüthigte Lara schwieg. Ihre Ent-
körperung, das Herauffschweben ihre Söhne an
die Sonnenwelten, dies sind Dinge, die sich
dem Auge der Ungeweihten entziehen.

Der Beschluß folgt.

Weiblicher Genius.

Ein Fragment.

„Nein, Sophie — mit diesen Worten trat mein Mann zu mir ins Zimmer — nein, zu diesem Besuche fordre mich nicht noch einmal auf! Das ist kein Wesen nach meinem Sinne.“

„Gefalle ich dir besser, liebster Mann,“ erwiderte ich, und legte mein glühendes Gesicht an seine Wange.

Allerdings. Wären alle schöngeistigen Damen der Baroness W. ähnlich, so dürfte man es den Rigoristinnen eures Geschlechts nicht übel nehmen, wenn sie ihnen aus dem Wege gehen, so weit sie können.

„Wenn ich etwa mit darunter gemeint seyn soll, so mußt du schon so gut seyn, das Beizwort mit einem andern zu vertauschen. Mich erinnert es immer unwillkürlich an eine Kari-

tatur, und für eine solche wirst du mich doch nicht ausgeben wollen?“

Es ist wenigstens nicht zu läugnen, daß du es glücklicher als Frau von M. anzufangen weißt, die Menschen für deinen Geist zu interessiren. Der gelehrte Apparat, womit sich diese umgiebt, ist wahrlich schlecht berechnet, um Effekt zu machen.

„Sollte sie aber auch Effekt machen wollen, außer auf Journal- und Recensionsanstalten?“

Leider hat die Berkehrtheit, für ein Meteor am literarischen Himmel zu glänzen, sie vergessen gemacht, was sonst schwerlich ein Weib übersieht — daß sie noch in der Blüthe ihrer Jahre ist, daß das widernatürliche Leben am Schreibtische die Rosen von ihren Wangen streift, daß ein lebenswürdiger Gatte, von ihr vernachlässigt, fremden Reizen huldigt, blühende Kinder vergeblich nach der Mutter verlangen. —

„Sage mir nur geschwind, wie du sie eigentlich fandest? wie sie dich aufnahm?“

Ich fand sie am Theetisch hinter einem

Berge von Broschüren und Zeitschriften, die das Sopha bedeckten. Ein junger, schulge-
 rechter Terrorist, vom neuesten Zuschnitt, saß
 ihr zur Seite; mein Eintritt unterbrach auf
 wenige Minuten ein lebhaftes Gespräch unter
 ihnen. Da sie es mit großem Eifer fortführten,
 ohne eben auf mich viel Rücksicht zu nehmen,
 so glaubte ich Anfangs, es sey von einer sehr
 wichtigen Materie die Rede; vernahm aber
 bald, daß es allerhand Partikularitäten von Per-
 sonen aus der gelehrten Welt gelte, deren Na-
 men die Nation bis jetzt mit Ehrfurcht ge-
 nannt hat. Unmuthig nahm ich zum ersten
 besten Buche meine Zuflucht. Schlegels Ueber-
 setzung des Calderon fiel mir in die Hände:
 mit Verwunderung erfuhr ich bey dieser Ge-
 legenheit, daß die Dame auch spanisch ver-
 stände.

„Das solltest du nicht gewußt haben?“

In der That, es überraschte mich. Ich
 empfand eine Art Respekt für ihre Belesenheit,
 aber zugleich etwas Widerwärtiges, das ich
 dir nicht weiter beschreiben kann. Dies wurde
 durch folgendes kleine Ereignis noch sehr ver-

stärkt. Der Bediente trat ins Zimmer und übergab der Baronesse einige neuangekommene Hefte. Ungestüm durchblätterte sie sie in unserm Beiseyn, fing unruhig an zu lesen, und ihre Farbe veränderte sich mehrmals, während der junge Aesthetiker seitwärts in die Blätter hineinschielte, und ein schadenfrohes Lächeln zu verbergen suchte, das seinen breiten Mund umzog. Nach vollendeter Lektüre warf die Baronesse mit einem spöttischen: das ließ sich erwarten! die unglücklichen Zeitungen auf den Schreibtisch, belehrte mich, daß von einer höchst erbärmlichen Recension ihrer neuesten Erzählungen die Rede sey, und äußerte, bei aller aufgewendeten Mühe, ihre Empfindlichkeit zu verbergen, die übelste Laune, und zwar auf eine so ungraziöse Weise, daß ich mit wahrer Betrübniß über das Schicksal der armen Familie, die heute an Einem Tische mit ihr das Souper einzunehmen verurtheilt ist, mich so schnell als möglich beurlaubte. Wenn Du mir einmal so erscheinen könntest, Sophie —! Es überläuft mich eiskalt bei dem Gedanken.

„Bin ich denn, wie die Baronesse, für das

Publikum gebildet, oder bin ichs für dich? Bist du es nicht selbst, auf dessen Veranlassung ich manches lerne, was andre Weiber nicht interessiert? War es nicht dein eigener Einfall, daß ich Botanik, Astronomie studieren mußte? und nun fällt es dir ein, mich zu tadeln?"

Ich tadele nichts, worauf die Natur von selber hindeutet; nur das Erzwungne erregt meinen Widerwillen, und das Wichtigthum mit Bestrebungen, die doch bei Euch nur einen relativen Werth haben. Glauben, nicht Wissen ist euer eigenstes Wesen. Doch freilich bedarf die erhöhete Reizbarkeit eures Geschlechts, in einem Zeitalter der Entkräftung, künstlicher Gegenreize — Opiate, gegen die Abgestorbenheit der Gesinnungen. Dies scheint mir in unsern Tagen eure wissenschaftlichen Uebungen zu rechtfertigen. Wer spricht aber viel von einer nervenstärkenden Arznei, die man zu brauchen genöthigt ist? Nur ihren Effekt läßt man bekannt werden! So sollten die Weiber, nach meiner Meinung, statt mit ihren wissenschaftlichen Uebungen vor den Leuten wichtig zu thun, nur

mit dem Resultate, der dadurch erworbenen Bildung, im Leben auftreten.

„Du kannst aber auch nicht läugnen, liebster Mann, daß überhaupt nur die Deutschen Männer sich darüber streiten, ob wir nicht so gut als ihr Ansprüche auf wissenschaftliche Vorzüge machen dürften.“

Ein böses Zeichen! Denn dann kann man annehmen, daß auch nur die Deutschen Frauen einer Arroganz fähig sind, welche einem Widerwillen in uns Männern zum Vorwand dienen mußte, den z. B. die Engländerinnen nie zu bekämpfen hatten. Addison vertheidigt sogar gradezu den Grundsatz, daß das Studieren dem weiblichen Geschlechte angemessener sey, als dem männlichen, indem es dem häuslichen Leben angehöre, und der Beruf der Männer sie mehr in die Weite hinaus treibe. Er erwähnt an eben der Stelle zugleich aber auch einer Lady Lizard, die sich Fontenelle's Buch, *sur la pluralité des mondes*, vorlesen ließ, während sie damit beschäftigt war, Früchte einzumachen, und bewundert die Gewandtheit, womit sie ihre Aufmerksamkeit zwi-

schen Sternbilder und Geleegläser theilte, oder vom kopernikanischen Systeme zu einem Aprikosentkompot übergehen konnte.

„Dieses Beispiels wegen hättest du eben nicht nöthig gehabt, den alten Engländer zu bemühen.“

Ich erinnere mich, liebste Sophie, daß du oft etwas ähnliches thatest und mich dadurch in Entzücken setztest. Oder glaubst du, daß ich das liebliche Bild vergessen habe, als du vor wenigen Monaten unsern kräftigen Gustav stilltest und oft mit dem Kinde an der Brust die italienischen Aufgaben für deinen Lehrer übst? So lange du überhaupt die Miene beibehältst, als ob du die Menschen, welche deine höhere Bildung bemerken, um Duldung zu bitten hättest, für eine Anmaßung, welche du dir erlaubst; oder so lange du deine wissenschaftlichen Beschäftigungen als eine Vergünstigung betrachtest, welche dir zugestanden wird, und nicht als ein Verdienst, das du dir um die Welt erwirbst: so lange wirst du wenig Widersacher finden in der Gesellschaft, und nie einen in mir. Oft bedarf der mehr an die Erde gebundene,

schwerfälligeren Sinn des Mannes einer fremden Schwungkraft, die ihn hebt, und wenn da der ewig rege, fessellose Genius eines geistreichen Weibes nicht auf seinen Schwingen emporträgt, an dem wird alle Poesie alter und neuer Zeit vergebens ihre Kräfte versuchen.

„Du wirst ja ordentlich selbst poetisch! Und doch dringst du bei mir meistens auf trockne Sachkenntnisse! Jetzt bitte ich dich um das Einzige: sage mir, gegen welches Uebel du mir die astronomischen Tabellen dort auf meinem Schreibtisch als Arznei verordnet hast!“

Spötterin! auf diese Weise denkst du mich in die Enge zu treiben?

„Ich weiß zwar noch recht gut, daß dir ehemals meine etwas exaltirte Stimmung, meine Kunstschwärmerei, mein Leben im Idealen etwas beschwerlich wurde; daß du von einer Gymnastik des Geistes sprachst, deren ich bedürfte —“

Nun? und hältst du deine jetzigen Uebungen nicht für eine solche? Glaubest du nicht, daß du allein dadurch zu der Beherrschung

des Zustandes gekommen bist, ohne welche du sehr unglücklich geworden wärest? Die Schärfe, womit du jetzt dein inneres, ideales Leben von dem äußern in der Wirklichkeit zu sondern vermagst; die Klarheit, womit du dir im Momente des Eindrucks deiner selbst bewußt bleibst: glaube mir, sie sind dir auf diesem Wege gekommen. Durch diese trocknen Sachkenntnisse, wie du sie nennst, bist du zu so vielem Trefflichen gelangt, was jenen Damen, die sich an der Form begnügen, ohne die Materie des Wissens zu achten, gewöhnlich abgeht — wohin ich auch deine Bescheidenheit rechnen will, die gewiß davon herrührt, daß du bestimmt etwas weißt. — Störe mich nicht durch dein Knixchen, sondern sage mir lieber selbst — ist es nicht ein wahres Leidwesen, wenn man hören muß, wie oft Frauen mit Männern für und wider ein philosophisches System, eine ästhetische Ansicht streiten — Frauen, denen es an den nothwendigsten Elementen des Unterrichts fehlt? Oder was meinst du dazu, wenn du Görre's Aphorismen oder Fichte's Wissenschaftslehre auf den

Toiletten unter den Schminkdosen umherliegen siehst, und niemals einen vorzüglichen Geschichtschreiber, oder eine interessante Reisebeschreibung?

„Daß ihr uns das Feld der Spekulation versperren wollt, ist im Grunde eine Art Sicherheitsmaasregel, die ihr gegen uns nehmt. Ihr fürchtet, die Weiber hätten vielleicht schon von Natur eine Anlage zur Dialektik, ohne sie in den künstlichen Schlußgeweben irgend einer philosophischen Schule erst üben zu dürfen.“

Lies du mir, vor wie nach, statt des todtten Schulkrams, neben deinen Dichtern, deinen übersehtten Plutarch, deinen Gibbon, deinen Müller. — Erweitre deine naturhistorischen Ansichten, und willst du — nicht etwa nur für mich, sondern auch für dich, ein Uebrigesthun: so sträube dich nicht länger gegen Mathematik. Die Richtung nach dem Idealen, wohin sich das Gemüth des Weibes — wie nach der schönern Heimath wendet, bedarf eines Gegengewichts, und nur die Wirklichkeit kann es ihr geben. Nicht die uns umgebende — sondern jene in den Strom der

Zeit gesunkene, von der die Ferne, hinter welcher ihr Bild zu uns aufsteigt, alles Kleinliche abstreift, und nur die großen Massen bis zu unsern Augen heranreichen läßt. Des Menschen Sinn bedarf des Begriffs der Nothwendigkeit, wenn er nicht ohne Raft und Haltung schweben soll zwischen Himmel und Erde. Den giebt ihm die Geschichte. In ihrem Spiegel sieht er das mächtige Schicksal, von dem die Dichter ihm sagen. — Und damit er vor dem gewaltigen nicht verzage, lerne er in der ewig lebendigen, immer sich neugestaltenden, sich verjüngenden Natur den stärkeren Gott der Liebe finden, den Freude erfreuet — —

Minna — r.

Weibliches Herz.

Ein Fragment.

„Weine nicht, meine Mutter, ich muß sonst auch weinen,“ tröstete mich Gustav. — Ich drückte mein thränenschweres Auge in die Ecke des Sopha. — „Hörst du, Mutter? Du siehst gar nicht auf mich, nimmst meine Hand nicht, und ich habe dich doch so lieb —“

„Hast ich das, mein geliebtes Kind? Ich wollte es nicht. Du bist ja mein Alles! Ich habe ja nichts mehr auf der Welt, Gustav, als ein theures Grab — und dich.“

„Sprich nicht vom Grab, Mutter, ich kann's nicht leiden; sprich lieber vom Himmel, wo wir den Vater wiederfinden. Das hast du mir versprochen. Und du lügst nicht Mutter! Nicht wahr, Mutter, du lügst niemals? —“

„Nein, Gustav, ich lüge nicht, und Gott lügt auch nicht! — In diesen klaren Augen —“

da öffnet sich mir schon jetzt der Himmel, von dem du redest. In dieser süßen Stimme höre ich die Engelsharmonieen, die seine müde Seele in den Schoos der ewigen Güte trugen. —

Der Knabe schlang seinen Arm um meinen Hals — es war eine heilige, stille Minute.

B. trat herein.

„Sie werden den Knaben verderben, Julie! Wozu das ewige Erweichen? Wenn es ein Mädchen wäre! — Aber einen Knaben: — bedenken Sie wol, was sie thun? die kräftige, zu kühner Thätigkeit berufene Natur in Thränen aufzulösen! —“

„Geh zu Bett, guter Gustav, und morgen komm zu mir; die Mutter taugt jetzt nichts für dich. —“

Sie sind hart gegen mich, B., und mißverstehen sich selber. Grade dem Knaben ist meine jetzige Stimmung nicht unnütz.

„Wohin gerathen Sie, Julie? wollen Sie ein Weib aus ihm machen?“

Ich wollte, ich könnt' es!

„Das ist nun wieder eine von den Paradoxieen, die mich, wenn Sie sie nicht sagten,

ein wenig aufbringen könnten. Julie, ist Ihnen denn der kräftige Muth, die rüstige Besonnenheit, das entschlossene Beherrschen der Umstände — diese Vorrechte einer männlichen Seele über eine weibliche — sind Ihnen die weniger, als dies schmerzliche Auflösen in müßige Nührungen, wozu Sie Ihrem Sohne behülftlich werden? Habe ich Unrecht, wenn ich da sage: wäre er lieber ein Mädchen?“

Wer sagt Ihnen, daß das ausschließende Vorrechte des Mannes sind? Wenn es mit einer Sentenz, mit einer Phrase ausgemacht wäre, da möchten Sie Recht haben. Ach, wie verkehrt erscheint euch oft alles, ihr Männer! Ich sage dreist: grade ein Mädchen würde ich von mir, so wie ich jetzt bin, entfernen; ein Mädchen vor dem niederdrückenden Anblick meines Kummers bewahren; gegen ein Mädchen lieber gezwungen lächeln, als die Wunden meines Herzens vor ihren Augen blutend enthüllen.

„Sind denn aber nicht eben die Weiber die berufenen Leidträgerinnen des menschlichen Geschlechts?“

Eben darum! Der Mann soll kämpfen mit dem Schicksal, das Weib soll es tragen.

„Liebe Julie, so vertheidigen Sie ja meine Sache, und nicht Ihre —“

Hören Sie mich doch aus! Bermüchte der Mann mit aller Kraft seines Geschlechts auszureichen zu seinem Berufe, so gäbe es gar keine Leiden. Die Welt bedürfte keiner Dulderinnen, vielleicht gar keiner weiblichen Gemüther. — So aber fällt oft sein Arm im Kampfe gegen das Schicksal, gelähmt, ermattet zurück. Die Waffen sinken ihm aus der Hand; er läßt ab von dem Streite gegen die Nothwendigkeit; und nahet sich ihm nun ein Verhängnis, so verhüllt er schweigend sein Antlitz. Es fest ins Auge zu fassen in seiner sichtbaren, schrecklichen Gestalt — dies ist dem Weibe gegönnet. In ihrem Busen regen sich die Kräfte, wenn sie im starken Herzen des Mannes absterben wollen. Liebend nimmt sie den Verstorben, den Getäuschten, den Verirrten in ihre Arme. Kämpfen nicht, aber sich muthig, gläubig, demuthsvoll und thätig unterwerfen — das kann das Weib. Jetzt ist es

ihr gegeben zu handeln, der Mann ist Zuschauer; aber wehe ihm, wehe den Seinigen, wenn er ein kalter, liebloser Zuschauer ist; wenn er sich wendet von der Scene des Leidens, wo seine Nähe das Weib kräftigt und hebt; oder wenn er, in neue Kämpfe sich stürzend, es vorzieht, lieber unterzugehen in dem Strudel wilder Gefahren, als zu dulden mit dem Weibe. Ein solcher Mann wird zwar stark genannt, unternehmend, entschlossen: — aber ein solcher Mann soll mein Gustav nicht werden.

„Wer wollte da nicht mit Ihnen einstimmen!“

Und wenn Sie es nun zugeben, daß das letzte Kleinod, der heiligste Schatz, dem Manne in dem Herzen des Weibes bewahrt ist; daß hier der Anker ruht, der ihn festhält, wenn Stürme des Lebens ihn an schroffe Klippen verschlagen wollen: — würden sie da dem Ihren Beifall geben, der ein Gut, das sein letztes Heil, seine späteste Zuversicht seyn sollte, zwecklos, in rascher Jugend verpraßte?

„Ich weiß nicht, wohin diese Frage uns

führen soll; aber ich getraue mir um so sicherer Mein zu antworten, da schon die alte Lehre von der Oekonomie des Lebensgenusses die Antwort auf Ihre Fragen enthält.“

„Sie freveln an dem Heiligsten. Nicht zum flüchtigen Lebensreize, wie der gemeinere Sinn es wähnt, nicht zum bedeutungslosen Spiel der Kräfte ist die rührende Holdseligkeit schöner weiblicher Naturen. Doch wozu das jetzt? Ich sehe in Ihrem Auge etwas, das mich stört; aber es soll mich nicht herunterziehen zu Ihrer niedern Ansicht.“

„Sie sind so ernst, Julie, so schwermüthig ernst: gewiß ich will nichts, als sie erheitern, und daher mein vorgegebener Leichtsinn. Oder trauen Sie mir nicht zu, daß Reinheit des Sinnes im Weibe der Genius ist, dem ich am liebsten Altäre errichtete?“

So lassen Sie uns dabei stehen bleiben. Aehnlich dieser jungfräulichen Reinheit ist der heilige Funken des Gefühls in dem Busen des Mädchens. Jene entheiligt die entfernteste Annäherung des Gemeinen, dieses ent-

weihet die Berührung künstlicher Schmerzen. Zu heiligern Zwecken ward ihm die lebendige Energie seiner Empfindungen gegeben, als sich in müßigem Weh zu zersplittern. Mit verhülltem Auge möchte ich das reizbare Mädchen an den Irrgängen des Lebens, mit verschlossenem Ohre an seinen kreischenden Mistönen vorüber führen, bis zu dem Punkte, wo sein Leben beginnt. Ach, glauben Sie mir, wir bedürfen auch für unsern Beruf, neben der physischen, einer Gesundheit des Herzens! Es giebt auch einen Luxus der Gefühle, der unsre edelsten Kräfte aufreibt; und wohl dem werdenden Geschlecht, daß jene Periode vorüber ist, wo man glaubte, dem weichen Mädchenherzen nicht Schmerz genug zumuthen zu können! Hätte ich ein Mädchen — der heiterste Genuß sollte mir sie bilden für die höchste Entfagung. Denkt denn Niemand daran, daß, wer geben soll, auch empfangen mußte? — Heiterkeit für die Gegenwart, Muth für die Zukunft, Enthusiasmus für das Ewige: — ihr holden Genien, die das Leben zum Leben machen — ihr bleibt dem Weibe

angehörig, wenn eine freie Entwicklung ihm zu Theil würde! Eine freie, keine aufgedrungne: — und die Behmuth wird dem Kinde immer aufgedrungen!

„Und Ihr Gustav?“

Ist ein Knabe! Ihn erwartet ein Leben voll That und Geräusch. Wo er nicht schaffen wird, wird er zerstören; wo er nicht genießen kann, kämpfen um den Genuß. Seine Kraft wird sich brechen an Anderer Kraft, sein Muth sich reiben an Anderer Muth. Das Glück, das er erbeutet, ist ein Raub, den er einem Andern abjagt. Die Natur entwickelt alles an ihm: nur die Milde überläßt sie dem Schicksale. Kann der Knabe verlieren, wenn das Schicksal früh zu ihm hintritt?

„Lassen Sie uns abbrechen, Julie; Ihre Empfindung überwältigt Sie. Man sollte mit Ihnen nie über dergleichen streiten: Sie verwechseln nur zu schnell das Herz mit dem Kopfe. — Lassen Sie uns abbrechen. Wenn sich auch noch vieles gegen Ihre Sätze ein-

wenden ließe, so gestehe ich Ihnen doch gern, daß sie mehr sind, als Phantome.“

Ach, gönnt dem armen Mädchen seine Kindheit voll goldner Träume, sein Lächeln, seine harmlosen Spiele! Zeigt ihm bunte, glänzende Farben, aber keine schwarzen Bilder des Grabes! Gebt ihm Blumen, aber keine Todtenkränze! Lehrt es aufblicken zu den Sternen, aber möge es freundliche Gespielen, einen lächelnden Schutzgeist sehen in dem zitternden Mond, in den friedlichen Himmelsbildern! Liebe erwärme sein Inneres, für das Unsichtbare, wie für das Sichtbare. Sie belebe ihm das Bewegungslose, und befreunde ihm das Lebendige: aber heiter und kräftig bleibe das Herz! Ihre Sehnsucht fliehe an den Busen der großen, reichen Natur, die der Mensch nur dann zu verstehen anfängt, wenn der Sinn für das heilige Ganze in ihm aufgeht! Den Standpunkt zu finden, wo dieses Ganze ihm in den geistigen Horizont tritt — das sei das höchste Ziel des Erziehers! Das Herz des Weibes ist die letzte, heiligste Freistätte für die gescheiterten Hoffnungen des

Mannes; es ist der ewige, nie zu vernich-
tende Altar der Menschheit — der unsicht-
bare Bürge eines schönern Seyns. Kein
zweckloses Opfer verglimme an der heiligen
Flamme! — —

Minna — r.

 Lieder der Unbekannten.

V o r r e d e .

Nicht wolkendurchdringende Accorde der Harfe
zu entlocken — nur ihre tiefern Saiten leise zu
berühren, vermocht' ich. *)

I.

D e r M a y a b e n d .

Säusle sanfter, hohe Linde,
Phöbus letztem Schimmer nach!
Flüstert lieblicher, ihr Winde!
Plaudre leiser, kleiner Bach!

Zittre sanft auf dunkeln Bogen
Lunens Abglanz aus der Fern!
Funkle von des Himmels Bogen,
Funkle heller, Abendstern!

*) Die Dichterin erlaube zu ihrer Vor-
rede die Nachrede, daß eben diese tiefern, leisern

Töne süßer durch die Stille,
 Brautgesang der Nachtigall;
 Lieblicher, du Lied der Grille,
 Milder, ernster Wiederhall!

Denn es hält das Fest der Musen
 Hier die schweigende Natur,
 Und an seiner Mutter Busen
 Ruht der Genius der Flur. —

Oder wären diese Gründe
 Mir, nur mir Elysium?
 Ahnet' ich bei dieser Linde
 Meines Schutzgeists Heiligthum?

Ja, ihr seid, ihr stillen Haine,
 Meines Engels Aufenthalt,
 Wo, bei blasser Mondenscheine,
 Ariel vorüberwallt!

Saiten der Harfe, meisterlich berührt, die lieb-
 lichsten von allen sind. Nur der anekdotensüchti-
 gen, deutenden Welt hat die verehrungswürdige
 Unbekannte unbekannt bleiben wollen.

Seines Fittigs sanftes Rauschen
 Naht sich langsam feierlich;
 Echo schweigt, die Vögel lauschen,
 Und kein Lüftchen reget sich.

Du, der jedes meiner Leiden
 Lindert, jede Lust erhöht,
 Mir in heiligen Einsamkeiten
 Ungesehn zur Seite geht;

Der zu sanften Harmonieen
 Oft mein Saitenspiel belebt,
 Oft in süßen Phantasieen
 Um mein schlummernd Auge schwebt;

Holder Führer meiner Jugend,
 Dessen Wink mich oft erschreckt,
 Wenn mit schlau verstellter Tugend
 Manchen Wunsch die Welt geweckt —:

Soll vor deiner Freundin Blicken
 Nie dein Glanz vorübergehn?
 Soll sie nimmer mit Entzücken
 Dein enthülltes Antlitz sehn?

O Bewohner dieser Haine,
 Hörest du die Freundin nicht?
 Nahe dich! erschein'! erscheine,
 Wo der Mond durch Buchen bricht!

Wo an jenen Felsenwänden
 Sich der Wiederhall verlor,
 Tön' in zärtlichen Accenten
 Deine Stimme mild hervor! —

Wie sich dort am Rosenstrauche
 Silberwölkchen gleich erhebt!
 Wie dies Laub von Geister-Hauche,
 Wie dies Herz von Ahnung bebt!

Wie in purpurfarbnem Strahle
 Hier die Dämmerung verfließt!
 Wie sich dort im fernen Thale
 Heller Mittagsglanz ergießt!

Welche Töne! welche Bilder!
 Welch ein reines Himmelslicht!
 Glänz', o Seraph, glänze milder,
 Oder ach — erscheine nicht!

Wandle unter diesen Bäumen
 Menschlich-schön — ein Schattenbild,
 Wie es oft in heiligen Träumen
 Mich mit Himmelslust erfüllt!

Flüster' in menschlich-süßen Tönen
 Meiner Seele Himmelsruh,
 Und das Vorgefühl des Schönen,
 Wahren, Guten, liebeich zu!

Schauernd werd' ich dann zurücke
 Auf die hehre Stunde sehn;
 Nie wirst du mit finstern Blicke,
 Niemals weinend von mir gehn.

Seh' ich dann in letzter Stunde
 Dein nicht fremdes Angesicht:
 O so schreckt aus deinem Munde
 Mich die ernste Botschaft nicht.

Durch die düsterste der Nächte,
 Die dein Schimmer sanft erhellt,
 Führt mich schützend deine Rechte
 In des Reinen ewge Welt! —

2.

A n L y f o n .

Was ist's, das so mit allen meinen Kräften
 An dich allein vermochte mich zu heften?
 Durch welche Macht kehrt jeder meiner Blicke
 Zu dir zurücke?

Was ist's, daß mich, im Wachen wie im Schlummer,
 Dein Bild umschwebt? Daß Trennung — ach,
 daß Kummer,
 Daß Untreu selbst, mich inniger entzünden,
 Und fester binden?

Laß Jahre über unserm Haupt entfliehen;
 Laß unsern Frühling, unsern Herbst verblühen;
 Verlaß, vergiß mich — laß mit heißen Trieben
 Mich Andre lieben:

Doch geh' ich kalt bey ihrer Glut vorüber;
 Doch ist von dir ein Wort, ein Blick mir lieber,
 Als ob die Welt des Reizenden, des Schönen,
 Mich wollte krönen!

Unmöglich ist's, unmöglich, dich zu lassen!
 So allgewaltig kann dein Blick mich fassen,
 Als wärst du einst der schönste Theil gewesen
 Von meinem Wesen!

O wag' es nicht, die Banden zu verletzen,
 Die nach des Weltalls furchtbaren Gesetzen
 Um uns geschlungen sind — auf keine Zeiten,
 Auf Ewigkeiten!

Ja, sollt' ich je in künftigen Aeonen
 Getrennt von dir in höhern Sphären wohnen:
 So würde stets mein innres, bestes Leben
 Nach dir nur streben;

Und suchen würd' ich dich, bis ich dich fände,
 Und dich so fest, so fest umfassen könnte,
 Daß dich und mich der Herr der Ewigkeiten
 Nie möchte scheiden!

(Die Folge dieser Lieder wird von Zeit zu Zeit
 gegeben werden.)

Einige Worte einer Matrone.

Daß die Jugend der jetzigen feinen Welt das Alter weit — weit nachlässiger behandelt, als die ehemalige Jugend das ehemalige Alter, bemerkt jeder, der nicht selbst noch sehr jung ist. Es kann das auch nicht befremden, sondern nur betrüben. In einer Zeit, wo, wie seit dem Anfang der französischen Revolution, die rohe Kraft die Oberhand behielt — eine Veränderung, die so in den ganzen Geist der Zeit vielleicht aller europäischen Nationen eingriff, daß sie alles umstimmte, und nun selbst in den speciellsten und entlegensten Verhältnissen — von der militairischen Regierungsweise der Staaten bis in den Kabinetten junger Eheleute, von den Fehden der Gelehrten und den Urtheilen der Parterre bis zu dem Schicksal manches schönen kleinen Buchs, dem Aufmerksamsten immer und immer wieder zum Vorschein

kömmt — : zu einer solchen Zeit muß auch die rohe, aber kräftige Jugend, die im Nothfall Fäuste den Köpfen entgegensetzen kann, und zwar, wie es die Natur nun einmal eingerichtet hat, immer zwei Fäuste Einem Kopfe, gegen das gesittete, aber schwächere Alter überall obenauf seyn. Dies hat nun eine zweite Veränderung in unsrer jetzigen Lebensweise hervorgebracht, die ebenfalls nicht befremdet, aber betrübt: die Alten sind, vornehmlich in den vornehmern und reichern Häusern, von den Jungen fast ganz und überall geschieden, und die Einen passen immer weniger für die andern, und das um so viel mehr, da sich, wie es auch nicht anders seyn kann, die rohe Kraft auch in ihren Spielen, in ihren Freuden, Lustbarkeiten, Scherzen u. s. w. roh zeigt.

Diese Trennung ist aber gar nicht gut, und zwar für beide so von einander geschiedene Theile. Ich will gar keine Rücksichten auf besondere Verhältnisse nehmen, obschon es gut wäre, man nähme sie auch hier öfter, als eben jetzt geschiehet; ich bleibe nur bei dem allgemeinsten: was ist die Folge? So

wenig die neuesten Reisenden in ihren Urtheilen über Paris einig sind, so sind sie in dem alle einig, daß durch die Oberherrschaft der Jugend nicht nur diese selbst dort immer mehr und in jedem Betracht verdirbt, sondern daß auch alles Oeffentliche und Gemeinschaftliche, wo sie Zutritt hat, gemeiner und schlechter wird. Das Alter aber — nun, das wird freilich durch diese Trennung freudenloser, durch die Ursachen derselben moroser, wol auch störriger; kömmt in vielem, wofür es sonst unvermerkt interessirt wurde, wofür es sonst noch spät Sinn behielt, zurück, und schränkt sich auf sich selbst und seine Bequemlichkeiten ein. Wahrlich, beides ist von großer Bedeutung, von mächtigem Einfluß auf das Ganze, und werth, weit tiefer untersucht, weit lauter ausgesprochen, und weit kräftiger bestritten zu werden, als es mir möglich ist. Man muß sich einander wieder nähern, allmählig sich wieder vereinigen lernen. Wie soll das aber zu Stande kommen? Sollen die jungen Leute sich wieder an die Alten schließen? Sie sollten es wol, aber sie werden es nicht, denn sie sind im Vor-

theil; sie fühlen auch weniger, was sie entbehren, und müssen sich mehr zwingen, um die Annäherung leidlich zu finden. Die Alten haben, wenigstens durch Erfahrung, mancherlei Solides gelernt: neun Zehnthelle der jungen Elegants und Eleganten mögen so etwas nicht lernen, und divertiren sich genügend unter den Jhrigen, die so unwissend sind, wie sie. Das zehnte Zehnthell, das was lernt, siehet aber die Dinge (wissenschaftliche nicht allein) von der ganz entgegengesetzten Seite, als die Alten, an, spricht sogar eine Sprache, die diese nicht verstehen, lernt diese früh als gemein (höchstens verständig) verachten, und findet unter den Seinen die angenehmste Nahrung seiner unerhörten Eitelkeit, unter den Alten aber überall Anstoß. Was soll sie also nöthigen, sich den Alten zu nähern? Die Matrosen hingegen, die sich bei dem armseligen Gesplauder der Mädchen von nichts, als von den Laffereien der Moden, von den täglichen Bällen und Prunk-Gesellschaften und Thee's, und höchstens von den schlechtesten Artikeln der modischen Flugblättchen, deren Menge ihre gute

Aufnahme beweiset, und welche jetzt ein junges Modeweib fast zur alleinigen Lektüre wählet; — die Matronen, sag' ich, die daran keinen Gefallen finden, darein nicht lebhaft einstimmen können, darum über die Achsel angesehen werden; die alten Herren, die mit den jungen über die wilden Pferde des Einen oder Andern, über die Zech- und Spielpartheen, über die Geschichte der Aktrizen hinter den Kulissen, nicht angelegentlich sprechen können, darum sich vermieden sehen, darüber erbittert sind —: diese werden gewiß eben so abgeneigt, und vermöge der Hartnäckigkeit vieler unter ihnen, noch weniger geneigt seyn, Schritte zur Annäherung zu thun. Ich sehe darum nur Eine Möglichkeit, diesen Zweck zu erreichen. Man urtheile, und findet man meine Meinung gegründet, so benutze man sie.

Unter zwei Gegnern von ungleichen Kräften kann nur der mit Ehren und auch mit dem besten Erfolg Vorschläge zur Ausöhnung geben, der im Vortheil ist: und, wie gesagt, das ist die Jugend. (Ich übergehe

absichtlich, daß es ihr überhaupt am meisten zustehe; und dies im besondern auch darum, weil von ihr die Entfernung ausgegangen ist.) Ein solcher Gegner kann aber nur durch Güte von Andern bewogen, oder durch Edelsinn von sich selbst bestimmt werden. Den letzten zu verlangen will ich mich ebenfalls enthalten, weil er wenigen zuzutrauen ist, und weil dann auch etwas von Mitleid, folglich etwas Herabsetzendes gegen uns Alte in das Spiel gezogen würde. Also durch Güte — durch Vorstellungen, mein' ich. Ich will deren nur drei hier erwähnen, und allein zu der Jugend meines Geschlechts reden:

Meine jungen Schwestern: Ihr entbehret, wenn ihr den östern und traulichen Umgang mit gebildeten und guten Alten beider Geschlechter vermeidet — nicht etwa nur ein leichtes und schönes Mittel eurer eigenen Bildung, sondern auch eine sehr edle, und euch jetzt neue Gattung von Freuden. Versucht es nur, aber versucht es nicht Einmal — welches Neue verlangte nicht einige Gewöhnung? versucht es öfter, und wenn ihr mir

dann nicht Recht gebt, nennet mich öffentlich eine eitle Lügnerin.

Ihr entbehret die anständigste und sicherste Gelegenheit zu eurer Versorgung durch eine glückliche Verbindung. Das springt in die Augen, und ich will darum nur das hinzufügen, daß ihr eben jetzt, wie die Verhältnisse in der Welt sind, und wie sie, mit größter Wahrscheinlichkeit, für euch von Jahr zu Jahr noch schlimmer werden — eine solche Versorgung, und mithin eine solche Gelegenheit dazu, doppelt und dreifach schätzen und suchen solltet.

Endlich, lieben Mädchen, bedenkt, daß ihr — und früher als wir, auch alt werdet, und daß ihr selbst, wenn ihr Mütter seid, euren Kindern von klein an das nie zu verlöschende Beispiel, auch euch dann zu verlassen und zu verachten, gebt — ein Beispiel, das sie wahrlich nicht unbefolgt, und euch dann einsam und unter Fremden sterben lassen!

U z a k i a.

Zum Theil nach de la Dixmerie. *)

Die alten Einwohner von Canada schlachteten die ersten Franzosen, die der lieben Aufklärung halben zu ihnen kamen — schlachteten und verspeiseten sie. Man siehet, daß sie wirklich Wilde waren.

Nun versuchten die Franzosen es anders — erregten in der Nation künstliche Bedürfnisse, schwächten ihre Kräfte durch Branntwein, Krank-

*) Daß in dem Inhalte dieser Erzählung nichts aus unzeitigem Verschönerungstrieb entstellt, übertrieben verpußt worden, giebt man wahrscheinlich zu, wenn man Reisebeschreibungen kenne, oder auch, wenn ich gesagt habe, daß die Schilderung der schönen Wilden aus den Missions-Berichten eines gar nicht mehr jungen Jesuiten ist.

D. Verf.

heiten, Schwelgereien: da wurden die Wilden zahm und den Zähmenden unterthan. Man siehet, daß diese wirklich Kultivirte waren.

Seitdem die Canadier nur erst Tabak rauchten, Branntwein tranken, und ihre Weiber zu den aufgeklärten Europäern schlichen, war alles gut und im Reinen. Fried' und Einigkeit herrschten zwischen den Eingebornen und Fremdlingen, und diese konnten nun auch mit einiger Sicherheit anfangen, die zur Buße zu führen, die sie vorher zum Laster geführt hatten. Die Weiber erleichterten ihnen beides. Diese sind dort lebhaft, groß und schön. Kunst erhöhet — Kunst versteckt aber auch ihre Reize nicht. Ihr Charakter ist sanft, fast immer zur Heiterkeit gestimmt. Ihr Lachen und ihr Tanzen wird von den Aufmerksamen ganz besonders, als ungemein verschönernd, ausgehoben. Zur Liebe sind sie sehr geneigt, und die Mädchen dürfen sich dieser Neigung, ohne Vorwürfe zu erfahren, nach Belieben überlassen. Nicht so die Frauen! Das Mädchen, das sich einmal einem Manne ergiebt, mit ihm verbunden zu bleiben, ist nun zur strengsten Treue gegen ihn ver-

pflichtet, und erfüllet auch diese Verpflichtung aufs willigste und vollkommenste.

Ein solches junges Weib wurde einst im einsamen Walde von einem französischen Soldaten überfallen, der sich nicht darum kümmerte, ob sie Mädchen oder Frau sey. Ihr Geschrei zog den Baron Saint-Castins, der als Offizier bei der Besatzung stand und sich zufällig in der Nachbarschaft befand, herbei. Er verjagte den Soldaten, die Gerettete dankte ihm herzlich, und nun wollte sie wieder an ihre Arbeit gehen. Der Baron war aber von ihrer Schönheit zu sehr angezogen, als daß er ihr das so leicht gestattet hätte. Er behandelte sie mit Artigkeit und Delikatesse: sie nahm es bescheiden und freundlich an; aber kaum ahnete sie Wünsche in seiner Seele, als sie sittsam sagte: Mein Freund stehet vor meinen Augen: ich darf dich nicht sehen — das heißt, in unsere reichere, aber um so vieles unzartere Sprache übersetzt: Ich vergesse nicht, daß ich vermählt bin, und darum darf ich auf dich und deine Wünsche nicht achten.

Das war nun nicht etwa leere Redensart —

die Wilden wissen von solchen nichts — sondern der rundeste und festeste von allen Körben. St. Castins, der die Sprache und Sitten der Nation kannte, nahm es auch dafür; in jener galanten Großmuth und selbstschmeichelnden Honnetetät, die an französischen Kriegern nicht selten ist, verschonte er sie nicht nur mit Zudringlichkeiten, sondern ging ihr bei der Arbeit zur Hand und geleitete sie dann bis an ihre Hütte, um sie vor neuen Anfällen sicher zu stellen. Das Weib bezeigte sich auf die angenehmste — nur nicht auf die Art, erkenntlich, auf welche der Offizier anfänglich ausgegangen war. —

Nach einiger Zeit wurde St. Castins von einem andern Offizier im Dienst beleidigt. Er forderte ihn: sein Gegner blieb im Zweikampf. Der Erlegte war aber ein Verwandter und Liebling des General: Gouverneurs, und dieser, ein eben so unumschränkter Gebieter, als heftiger, rachgieriger Mann. St. Castins mußte flüchten. Man glaubte, er sey zu den Engländern nach Neu: York geflohen: aber er hatte

eine eben so sichere Zuflucht unter den Eingebornen gefunden.

Der Wunsch, die junge Azakia wiederzusehen, hatte vielleicht einiges zu dieser Wahl beigetragen, denn zu ihr, seinem Schützling, floh er. Sie erkannte ihn sogleich wieder, freute sich ungemein, ihn wiederzusehen, und bezeugte diese Freude eben so ungezwungen, als sie vordem seine Bewerbungen abgewiesen hatte. Ihr Mann — Cuabi hieß er — nahm den Flüchtling eben so freudig auf. Dieser erzählte, was ihn vertrieben habe. Der große Geist sei gelobt, daß er dich zu uns gebracht hat — sagte Cuabi. Dieser Leib soll deine Schutzwehr seyn und diese Keule deine Feinde darniederschlagen. Meine Hütte ist dein. So lange du die Sonne auf- und untergehen siehest, soll dir nichts mangeln, noch schaden. — St. Castins erklärte, er wolle wie sie leben — an ihren Arbeiten, Gebräuchen und Kriegen Theil nehmen: das verdoppelte Cuabi's Freude.

Die Nation war eben im Kriege mit den benachbarten Trokesen begriffen. Cuabi war Heerführer. Man lieferte eine Schlacht. St.

Castins focht an seiner Seite, und wurde gefährlich verwundet. Auf einer Tragbahre brachte man ihn in Cuabi's Haus zurück. Azakia war außer sich vor Schmerz: aber sie klagte nicht, sondern half. Sie hatte mehrere Sklaven: sie wartete den lieben Gast selbst und allein. Sie war so aufmerksam, so sanft, so unverdrossen, als wäre sie Braut und er ihr Bräutigam. Wie hätte Er — ein Franzos — etwas andres daraus schließen können, als daß er insgeheim innig geliebt werde? Mit seinen Kräften wuchs seine Hoffnung und seine Zuneigung. Die Gelegenheit, den ehrlichen Cuabi zu hintergehen, war jetzt so bequem: er versuchte behutsam seine Anträge zu erneuen. Erstaunt, hörte er eine eben so standhafte und noch derbere Zurückweisung, als vordem. Er schwieg, und nun erst veredelte sich seine Zuneigung wirklich zur Liebe. Er wurde schwermüthig: Azakia war gerührt. Sieh, sagte sie; ich kann ja deine Frau nicht werden, da ich Cuabi's Frau bin. Verließ ich ihn, so würde er eben so traurig, wie du bist. Hätt' er das um mich und dich verdient? — Nein!

rief der brave, junge Mann mit Hitze. Aber dann muß ich auch fort von hier! und bald! —

Das junge Weib trat erschrocken zurück, und sahe ihn starr mit großen Augen an, aus denen hernach Thränen hervorbrachen. Sie verbarg diese Thränen nicht; sie bat mit rührender Leidenschaft, er möchte bleiben — er sei ja ihr und ihrem Manne so lieb! sie wolle ihm auch ferner wie eine Sklavin dienen; sie werde sterben, wenn er sie so traurig verließ! — Cuabi kam heim: sie verbarg weder ihre Thränen, noch deren Ursache. Cuabi erschrak so sehr, als seine Frau erschrocken war. Wer hat dir etwas zu Leide gethan? rief er. Ich schwöre: ich will hin, und ihn strafen und dich rächen! — St. Castins gab allerlei an — denn den geheimern Zusammenhang verrieth er freilich so wenig, als Azakia ihn verrathen hatte. Cuabi fand das lächerlich und meinte, er sei noch krank, und daher kommen seine Grillen. Er solle sich nur ferner treulich von der guten Azakia abwarten lassen, während er wieder in die Schlacht zöge — da würde sichs schon verfleren. Und damit wan-

derte er guten Muths wieder fort gegen die Feinde.

Die Situation der beiden Leutchen war nun schwierig genug; aber Azakia wußte sie, mit eben so viel Schonung, als Feinheit zu mildern. Sie machte sich jetzt vielerlei außer dem Hause zu schaffen, und — sandte dem Gaste eine junge Sklavin, die noch frei mit ihrer Gunst schalten durfte, und die mit der Bitte zu ihm kam, sich ihre Dienste gefallen zu lassen. Das Mädchen war sehr jung, sehr schön, und sehr einnehmend. Sie saß an seinem Lager und heftete die Augen an den Boden: aber die schönen Augen funkelten von Feuer. Sie verrieth keine Wünsche, kam aber denen, die der Kranke äußerte, so eifrig entgegen, daß er nicht verkennen konnte, sie werde auch denen entgegenkommen, die er nicht äußerte. Aber auch Azakia's Absicht konnte er nicht verkennen; und wenn ihn diese von einer Seite kränkte, mußte sie ihm das zärtliche Weib von der andern nur noch achtungswürdiger und theurer machen.

Meine Quelle giebt nicht an, ob diese

Episode von dem jungen Franzosen gar nicht benutzt worden sey; so viel ist gewiß, daß sie in der Hauptgeschichte die Diverſion nicht machte, die sie machen sollte. Ein Zufall gab dieser vielmehr einen raschern und unvermutheten Fortgang.

Euabi hatte die Grotesken verfolgt, war aber von einem wohlverborgenen Hinterhalt derselben überfallen, und so total geschlagen und zerstreut worden, daß die Flüchtlinge, die die Botschaft brachten, es nicht schlimm genug angeben konnten. Aber noch erschütternder für das treue Weib war die bald folgende Nachricht, ihr Gemal sey geblieben. Der Schmerz schien ihr Leben zu bedrohen. St. Castins nahm herzlichen Antheil, und vergaß die Aussichten, die dies Ereignis seinem Eigennuß hätte eröffnen können. Mit Entsetzen hörte er aber jetzt von Azakia, von dem Gebrauch, dem sich jedes rechtschaffene Weib ergab, und den er jetzt zuerst kennen lernte — dem Gebrauch, daß eine Wittwe vierzig Tage auf ihre Träume achtete, und, wenn ihr in dieser Zeit ihr Gemal zweimal erschien, daraus schloß,

er sehne sich nach ihr im Lande der Seelen — wo sie dann, wenn sie Liebe und Ehre beweisen wollte, sich selbst den Tod gab, um die Sehnsucht des Gemals in jener Welt zu stillen.

Azalia war fest entschlossen, diesem Gebrauch zu folgen, wenn sie ihren Gatten in dieser Zeit zweimal im Traume sähe, und alle Bemühungen des jungen Franken, sie von ihrem Glauben und Entschluß abzubringen, waren vergebens. Sie ließ sich seine Zuredungen gern gefallen und lächelte dankbar zu seinen Demonstrationen; aber sie wich keinen Schritt von dem, was sie als Pflicht und heilig erkannte. Der Liebhaber ängstigte sich jede Nacht, daß seine Freundin nicht träumen möchte, und trat jeden Morgen mit Zittern zu ihr. Als er dies auch heute that, traf er sie bei der Zubereitung eines tödtlichen Tranks. Er entsetzte sich, er stürmte in sie ein: sie blieb ruhig — Quabi hat mir befohlen, mich zur großen Reise zu bereiten! sagte sie. St. Castins bestritt heftiger als je ihre Ueberzeugung, schalt sie Aberglauben, Selbsttäuscherei, schalt ihre Priester: — sie unterbrach ihn ernsthaft: Was

willst du denn? Cuabi hat sich diese Nacht sehen lassen. Er hat mich bei der Hand ergriffen. Ich sollte ihm folgen. Ich wollte auch, aber ich war zu schwer. Da ging er traurig fort. Er wird wiederkommen. Da muß ich folgen. Dieser Trank macht mich leichter: dann kann ich zu ihm gehen.

Gerade diese Rede mußte den lebhaftesten Franzosen außer sich setzen. Was Schmerz und Liebe, Verstand und Erfahrung ihm eingaben, wendete er ein; Azakia weinte über seinen Schmerz, ertrug seine Vorwürfe, beharrte aber bei ihrem Vorsatz. Eine einzige Wendung, auf die St. Castins endlich kam, machte sie stuhlig. Du weißt ja noch nicht einmal gewiß, sagte er, ob dein Mann todt ist. Sobald er die Wirkung dieses Einwurfs bemerkte, unterstützte er ihn auf alle mögliche Weise; und endlich erreichte er doch, daß Azakia ihm versprach, den tödtlichen Trank nicht eher zu nehmen, wenn sich auch Cuabi wieder im Traume sehen ließe, bis sie sichere Nachricht von seinem Tode habe. St. Castins unterzog

sich sogleich dem Geschäft, diese Nachricht einzuziehen.

Die Canadier wissen nichts von der Schonung gebildeter Nationen gegen Kriegsgefangene — sie haben keine unterirdischen Gefängnisse oder Schiffsräume, wo der Gefangene langsam vermodert oder ein Raub oder Verzweiflung wird; bey ihnen muß er als Sklav arbeiten, oder er wird unter feierlichen Opfergefängen sogleich hingerichtet. Gemeintlich steht die Wahl bei ihm; es wird aber öfter der Tod, als das Sklavenleben gewählt, besonders wenn man nicht hoffen darf, daß die Gegenparthei in kurzem kommen, und die Ihrigen mit Gewalt befreien werde. Azakia, die ihren Mann ehrete, trauete ihm auch Heldenthum zu, und darum war sie sicher, er werde, wenn er auch nicht geblieben, doch nun freiwillig den Tod gewählt haben. St. Castins wollte, daß sie wenigstens eine Zeit lang zweifelte, vielleicht in der Hoffnung, daß sich mit dem ersten Schmerz auch der erste Entschluß verlieren würde. Er sammlete die Geschlagenen wieder, und zog an ihrer Spitze aus, die

Gefangenen zu befreien und die Schmach der Nation abzuwenden. Azakia hielt ihn nicht zurück.

St. Castins hoffte zu siegen, wenn er sich, so viel sichs thun ließ, der europäischen Sitte nähere, durch Ueberlistung und Schleicherei die Oberhand zu gewinnen. Er ließ seine Leute zur Nachtzeit auf versteckten Wegen leise anrücken: die Trokesen wurden unvermuthet bei ihrem Siegesmal überfallen; Ueberraschung und Aberglaube ließen sie fast gar keinen Widerstand thun — sie hatten dasselbe Schicksal, das sie neulich ihren Gegnern bereitet hatten. Mit ausgelassenem, stolzen Jubel zogen die Sieger nun auf den Wahlplatz zurück, wo die Gefangenen, die den Tod gewählt hatten, gebunden, um das Feuer gelagert waren und nun in das Siegesgeschrei der Ihrigen einstimmtten. Man band sie los: da stürzte einer aus ihnen zu St. Castins und rief überlaut und immer von neuem: Du bist es — du hast meinem Volke Sieg und Ruhm verschafft! du hast mir das Leben wiedergegeben! Du sollst an meiner Statt Heerführer seyn und ich will

dir dienen! — Cuabi war es. St. Castins lag aber mehr an seiner schnellen Rückkehr, als an seiner Würde. Sie zogen zurück. St. Castins erzählte Azakia's Vorsatz, und erzählte so lebhaft, so besorgt, so ängstlich, daß endlich dem ehrlichen Cuabi die Augen aufgingen. Nun erinnerte er sich auch mancher frühern Bemerkung, die er im Stillen gemacht hatte. Er wurde ernsthafter und schwieg.

So kamen sie zu seiner Hütte. Azakia blieb vor Erstaunen erst starr und sprachlos vor Cuabi stehen; dann ging dies Erstaunen in die lebhafteste Freude über, die sie durch feurige Liebkosungen und ziemlich langes Geschwätz ausdrückte. Die wilden Frauen sind nämlich auch darin das Gegentheil von den gebildeten, daß sie dann viel schwätzen, wenn sie wirklich viel zu schwätzen haben. Endlich nahm Cuabi das Wort. Er sagte zu St. Castins: Du hast meinem Volke den Sieg und mir das Leben erkämpft; du bist auch Ursache, daß Azakia noch lebt. Vergelten kann ich dir's nicht. Aber ich will mein Weib nicht hindern, wenn sie dir's vergelten will. Ich

scheide mich von ihr. Sie ist nun wieder ein freies Mädchen, und mag von uns wählen, welchen sie will.

Dem jungen Franzosen schien diese Rede nicht so wunderlich, als vielleicht den Leserinnen. Er wußte, daß zu einer Ehescheidung unter diesem Volke nichts gehört, als der Wille des Mannes; er hatte auch seit geraumer Zeit Merkmale genug, daß Azakia ihn heimlich liebe, und nur aus Pflichtgefühl ihrer Neigung widerstehe. Dieses liebenswürdige Weib, das alle Versuchungen eines heimlich Geliebten standhaft besiegte, so lange es ihm Pflicht war; das den todt geglaubten Gatten nicht überleben wollte — besiegte nun in prunkender Großmuth ihre verborgenen Wünsche und schlug beide aus, um keinen zu kränken? Um Verzeihung! so würde wahrscheinlich die Heldin einer französischen Novelle endigen: aber Azakia endigte anders. Sie hatte ihre Pflichten erfüllet, nun glaubte sie auch ihre Neigung hören zu dürfen: sie reichte St. Castins die Hand, und Cuabi betrachtete ihr Glück mit wohlwollender Theilnahme. Azakia trat von

diesem Augenblick mit gleicher Gewissenhaftigkeit in alle Pflichten einer Gattin gegen den neuen Gemal, und ich wünschte nur, der Missionär, der sie bald darauf taufte, hätte auch angemerkt, daß St. Castins ihrer innigen, treuen Liebe auch immer würdig geblieben sei.

Die Wittwe.

Das höchste Glück.

Süß ist für's Herz der Ehre freud'ge Kunde,
 Des edeln Nachruhms schmeichlerischer Ton!
 Doch ach! wie oft erwacht zu trüber Stunde
 Das arme Herz! die Strahlen sind entflohn.
 Nur in der Seelen enggeschloßnem Bunde
 Erreicht die Sehnsucht ewigfesten Lohn.
 Nie wird der Freundschaft lichter Aether trübe,
 Und nie der Himmelsglanz der zarten Liebe.

Nicht was gerühmt, vergöttert wird von Allen,
 Ist's, was die Fülle höchsten Glücks gewährt!
 Laß ihn vom Antlitz des Geliebten fallen,
 Den eiteln Schimmer, den die Welt verehrt!
 In seines Tempels stillen, heil'gen Hallen,
 In deinem Herzen strahlt der Gott verklärt!
 Du hast den Altar einmal ihm errichtet,
 Nun wird durch nichts sein Götterglanz vernichtet.

O selig, wer in eines Andern Herzen
 Für sein Gefühl ein süßes Echo fand!

Erhaben ist er über Tod und Schmerzen;
 Schon hier dem Reich des Himmels anverwandt.
 Die Sterne lodern als des Altars Kerzen,
 Des ew'gen Bundes leuchtend Unterpfund.
 O selig, wer für eignes Herzens Wunden
 In fremder Brust ein lindernd Heil gefunden!

So kann auch mich nicht ird'scher Gram be-
 fangen;
 Auch mir ward ja das seligste Geschick!
 Aus einer gleichgestimmten Seele klangen
 Die eignen Töne schöner mir zurück. —
 Hält gleich das Grab mein liebliches Verlangen,
 Und birgt des Todes Nacht mein süßes Glück:
 Doch darf ich nicht mich freudlos arm verzehren,
 Mein süßes Echo tönt aus schönern Sphären!

Louise Brachmann.

 Offene Fehde.

Ich soll auch etwas für das Journal schreiben? Ob ichs denn thue! — Ja ja! der gute Wille ist schon da, und was sonst fehlt, wird auch kommen! Vor der Hand scheint mir aber nichts zu fehlen, als etwa — was ich schreiben soll, und wie ichs schreiben soll. Das heißen die Leute, so viel ich weiß, Materie und Form, und sagen, es sei Alles. Aber das ist nicht wahr. Denn sonst müßt' ich ja gar nichts haben; und ich habe doch die zwei neugeschnittenen Federn, die Sie mir, lieber Herr Mitherausgeber, aus großer Gefälligkeit haben aushändigen lassen — —

Da sitz' ich nun vielleicht schon eine halbe Stunde — Es ist doch im Ernst ein eigenes Ding um die leidige Materie und Form! Die Federn sind wechselsweis eingetunkt: es kömmt nichts in den Kopf, nichts aufs Velin. Stille! mir fällt 'was ein, das einer Bemerkung nicht unähnlich siehet: Wir Weiber werden oft

feiner, flüger, gewandter, scharfsinniger, muthiger, getroster — lebendiger ohnehin — kurz, wir werden mehr, als gewöhnlich, wenn wir uns ein Biſchen ärgern. (Ein Biſchen, ſag' ich um's Himmelswillen!) Die ganze Welt weiß, daß ſich dann bei uns das Was und Wie von ſelbſt findet — im Reden: ſollte es im Schreiben anders ſeyn, Wertheſter? Ich will's doch verſuchen; vielleicht kömmt dadurch was ins Journal, und ich werde obendrein meinen Verdruß los! *)

Worüber ich mich geärgert habe? Es kam vielerlei zuſammen. Es ſchien einander zu widerſprechen und fand doch geheimen Zuſammenhang: es war eine Welt von Verdruß.

Der Doktor, dieſer gutmüthige, aber ſatyriſche Hageſtoß, war da, und ſprach, wie

*) Ohne Noten und Einſchieſel kann ich nun ein- für allemal keinen Aufſatz ſchreiben, wie keinen Brief ohne Poſtſcript. Hier merke ich nur an, daß es mir vorkömmt, als ob eben jezt recht viele Männer recht viele Bücher gerade in derſelben Stimmung und mit derſelben Nebenabſicht ſchrieben, wie ich Obiges.

er so gern thut, über die Weiber. *) Unter anderm Folgendes. Ihr guten Kinder, sagte er, seid dahin zu bringen, daß ihr am Ende alles glaubt, auch das Verkehrteste, wenn man es euch nur recht oft vorsagt. So wie sich unser Gaumen an alles gewöhnt, gewöhnt sich

*) Schon wieder eine Anmerkung! Ist's nicht seltsam, daß gerade Hagestolze so gern über uns Weiber sprechen, und auch schreiben? Mein Mann führt Kant an und mehrere Franzosen. Von diesen weiß ich nichts, aber mir fallen ein: Hippel, Mauvillon, und noch einige, die ich jetzt gleich nur nicht nennen kann. Brandes und Pokels sind wol auch nicht verheirathet? oder waren's doch schwerlich, als sie schrieben! Nochmals: ist's nicht seltsam? Rousseau sagt einmal: Die irreligiösesten Menschen reden und schreiben am liebsten über Religion; sie fühlen das Bedürfnis derselben, und wollen sich durch Raisonnement und Krittellei damit abfinden. — — Noch eine Anmerkung zur Anmerkung! Man wird mich lächerlich machen und gelehrt schelten, weil ich Autoren citire; da ich aber zanke und streite, würde man mich ohnehin unter die Gelehrten geworfen haben, und ich finde mich geduldig darein.

euer Kopf an alles. Es ist bei euch mit den Sachen des Verstandes und Geschmacks, wie mit den Moden. Ihr sehet einen neuen Hut: er ist häßlich, und ihr findet ihn auch so; aber die trägt ihn, und jene, und wieder jene: da meint ihr, er muß ja wol hübsch seyn, probirt ihn auf, gewöhnt euch daran, und nun heißt ihr ihn wirklich von Herzen hübsch. So sagt euch nun auch Jemand etwas vor, das euch auffällt, das ihr aber ganz unwahr und thöricht findet, und mit Recht; allein er sagt's oft, und der sagt's auch, und jener ebenfalls: so meint ihr, es muß ja wol wahr seyn, spricht's nach, lernt's glauben, und vertheidigt's nun aus allen Kräften — —

Der ungezogene Doktor! Wir sprachen lange darüber, und er trieb mich so in die Enge, daß ich ihm am Ende wahrhaftig Recht geben mußte, nur mit dem kleinen, unbedeutenden Vorbehalt, daß es — den Männern nicht um ein Haar anders gehe. Er stuzte: während dessen bekam ich mehr Lust, und setzte schnell hinzu: Weise Herren, Sie lesen etwas, und lesen's wieder, und immer wieder:

da nehmen Sie es denn hin — es muß doch was dran seyn, meinen Sie! Das ist aber nicht viel anders, als unser: es muß wahr seyn. Oder stoppelt sich das, was man herrschende Meinung nennt, anders zusammen? und seid Ihr freier davon als wir? —

Darüber habe ich mich nun nicht etwa geärgert: aber es wird schon kommen!

Der Doktor hatte ein Buch in drei Bändchen mitgebracht und mir aufgetragen, es, als eine sehr anziehende Neuigkeit, meinem Manne zu geben, sobald er nach Hause käme.

Was ist's denn? fragte ich und nähete fort.

Ein treffliches Werk, antwortete er, und zwar von Jean Paul Richter.

Et so zeigen Sie doch — fiel ich ein, und nähete nicht fort: denn ich theile mit so vielen Frauen die Liebshaft zu Jean Pauls Schriften.

Es ist nicht für Sie und Ihr Geschlecht —

Hoho, Herr Weiberfeind! darum werd' ich den freundlichsten aller Legationsrätthe selbst fragen!

Im Ernst! ich will Ihnen einige Kapitel

anstreichen: das Uebrige ist wirklich nicht für Sie.

Ist's denn so gelehrt?

Ja! sagte der Mann, und das war doch wol ein bischen impertinent — obschon es, wie ich hernach erfuhr, wahr ist.

Nun, was ist's aber?

Die Vorschule der Aesthetik *) — —

Der Doktor sagte mir nun allerlei Hübsches über dies Buch, und erklärte, er halte es für das merkwürdigste unter den Produkten der vorigen Messe. Dann fuhr er fort und lachte vor sich hin — wie das nun manche Leute machen, zum Verdruß mancher andern Leute:

Ich habe noch einen besondern Grund, Ihnen vom Lesen des Ganzen abzurathen.

So! Und welchen?

*) Der Verf. wird mir's nicht übel nehmen: ich verstand „Vorschule der Aesthetik“; er darf's auch nicht übel nehmen: nach Flegeljahren und Hundsposttagen von seinen Titeln könnten Vorschule nicht befremden. Sie gäben ja überdies einen guten Sinn! Nicht wahr, witziger Verfasser?

Er lachte noch immer — fast fatal: Sie würden Sich ärgern; denn Sie fänden darin auch, was Sie schon in mehreren seiner neuern Bücher gefunden, und worüber Sie sich schon damals geärgert haben —

Nur heraus! denn ich hätte viel zu thun, wenn ich alles merken sollte, worüber ich mich einmal geärgert habe! Was also?

Er macht auch hier, wo sichs nur anbringen lassen will, die Leipziger in Masse lächerlich; und Ihr Patriotismus — —

„Es ist nicht wahr, ich habe keinen Patriotismus!“ sagte ich heftig: denn wenn ich auch hier nicht hätte ärgerlich werden wollen! „Es hat kein Weib wahren Patriotismus! Ihr Vaterland ist, was ihr Hauptschlüssel schließt“ — Und was ich etwa mehr hinzusetzte. „Wenn ich aber jemals böse darüber geworden bin, daß Jean Paul die Leipziger so gern Preis giebt, so war es“ —

Oder ist es — schob er recht tückisch ein —

Weil er ungerecht ist, oder wenigstens Ungerechtigkeiten veranlaßt, indem er unser Gutes übergeht, und nun hundert, die ihm, wenn

auch in meilenlanger Entfernung, nachtreten, es nach-beten, und mit Uebertreibung und plump, auch wol grob, und es nun, durch ewiges Wiederholen, öffentliche Meinung wird, und so wir, in dieser meiner Vaterstadt, überall ein Vorurtheil gegen uns finden —

Nun — so weit kömmt's wol nicht!

Woher wissen Sie das? Wer lacht nicht z. B., wenn er einen leipziger Magister nennen hört, seit einige witzige Köpfe Spaß daraus gemacht haben? Und ist denn ein leipziger Magister was komischeres, als ein Zeanaer, Göttinger u. dgl.? Denn daß er ehrlich genug ist, sich so zu nennen, und nicht, wie jene, Doktor — „der Philosophie,“ verschweigen sie, wo sichs thun läßt, damit man's nehmen soll, wie man will, oder vielmehr, wie sie wollen — darum, um dieser Ehrlichkeit willen, sollte man ihn loben, nicht auslachen. Und, mein lieber Doktor — a propos, wo sind Sie's doch geworden? —

Thut nichts zur Sache —

Und wie lange wird's währen, wollt' ich sagen, so bringen's die Herrn dahin, daß es

mit dem leipziger Gelehrten wird, wie mit dem Magister; das aber verdrießt mich, denn ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß dabei Personen leiden, die ich verehere, liebe, deren Schicksal an das meinige gebunden ist. Und, sehen Sie — wie's mit dem leipziger Gelehrten gehet, so geht's mit den Andern auch, und mit uns Weibern nicht minder.

Warum haben aber auch die Leipziger die wunderliche Eigenheit, fast alles, was sie sind und haben, niedriger anzuschlagen, als andere, was sie sind und haben? warum sind sie in dieser Absicht so geradezu das Gegentheil — besonders von gewissen Residenzen und Residenzchen? warum machen sie nicht auch ein bißchen Lärm, zu einer Zeit, wo alles lermt?

Warum? das weiß ich nicht: aber daß ihnen — wenn auch nicht Ihre Nummer Eins, doch Nummer Zwei und Drei, zur Ehre gereichen sollte, das weiß ich! Und wenn's nur am Lärm fehlt: der ist für Geld und gute Worte leicht zu haben! Man dürfte ja nur einem Paar jungen, federfesten Brauseköpfen ein Stipendium — —

Mein, ernsthaft w^{er}den Sie mir nicht werden, fiel er ein. Ich war's nun aber einmal, und weil hier mein Mann nach Hause kam, der Doktor ihn auf seinem Zimmer in die Vor-
schule nahm, auf meinem Tische aber zufällig Feder, Dinte und Papier lag: so nahm ich mir vor, gleich — wenigstens gegen einige Punkte zu Felde zu ziehen, und jedem offene Fehde zu bieten, der es besser wissen will.

So, liebster Herr — —, entstand, was ich beilege — —

Man ist in Leipzig nicht gastfrei — das ist ein Vorwurf, den ich überall, wohin ich gekommen, gehört habe. „Man ist es nicht — nämlich auf die edlere Art, daß man dem Fremden mit Theilnahme und Gefälligkeit entgegenkommt, für seine Unterhaltung, für sein geistiges Wohlbefinden sorgt, nicht etwa ihn nur einmal splendid abfüttert — was man denn freilich wol thut.“ So sagen die fremden Gegner. —

Daß man mit den Fremden, in der Regel,

nicht so lobenswerth umgehe, wie es hier angegeben, oder wie es an einigen wenigen andern Orten Deutschlands öfter als bei uns geschieht, gebe ich zu; aber daß es uns zur Last gelegt, zum Vorwurf gemacht werden könne, das gebe ich nicht zu. Ihr habt gut reden, ihr Leutchen, in —, —, —, wohin sich alle Jahre von Fremden etwa ein Duzend oder zwei verlaufen! Aber ist es nur möglich — selbst wenn man gar nichts weiter zu thun hätte und gar nichts weiter thun wollte, als Fremde abwarten — ist es, sogar nur der Zeit nach, möglich, herumzukommen, an einem Orte, wo in einem Hause, das durch irgend etwas auswärts bekannt ist, keine Woche vergeht, ohne daß Fremde Besuche machten? Und nun vollends in den Messen —! In der letzten Oster-Zahlwoche, wo denn auch schon die Buchhändler- und Gelehrten-Geschäfte angehen, hatten den Montag sich eils, den Dienstag fünf, die Mittwoch neun Fremde bei meinem Manne, theils persönlich, theils durch Karten angekündigt, und so ging's die ganze Woche fort, und, wohl zu merken, wir machen

kein Haus — denn sonst ging's noch viel schlimmer! Nun sagt, lieben Gegensüßler, was soll, was kann man da thun, als eine Partie zusammen einladen, und dann wieder eine, und so fort? und wenn man, so viel es sich thun läßt, dafür Sorge trägt, daß sich manche treffen, die sich gern sehen — ist das nicht alles mögliche? Aber gerade ihr — sehr werthe Herrn Autoren, und andere, die ihr zu Hause oder im Publikum das Wort führet, mündlich oder schriftlich — gerade ihr kommt ja fast sämmtlich nur in den Messen; und dann ziehet ihr ab, und sprecht und schreibt: die Leipziger sind nicht gastfrei, und geben Einem nur allenfalls einmal zu essen! Ist denn jenes wahr, weil dieses nicht erlogen ist?

Weiter fort: die Wiener, die Berliner, die Hamburger, vielleicht auch die Frankfurter, die sich jedoch in der Tugend der Gastfreiheit eben nicht zu übernehmen pflegen, wenden mir ein: Was? zu uns kämen weniger Fremde? ist die Frau nicht klug, in ihrem kleinen Nestchen? — Verstehet mich recht: vielleicht kommen weit mehr Fremde zu euch, als zu uns: aber ihr lebt ja

eben in dem weitläufigen, großen Neste; ihr seid ihrer viele — da theilt sichs ein; und überdies kommen sie zu euch nicht so schaarenweis in einige Wochen zusammengedrängt: da theilt sichs wieder ein, und ihr könnet, ohne große Unbequemlichkeit, mehr für sie thun, wenn ihr wollt so gut seyn. — Noch mehr: zu den Messen kommen ja nicht lauter feine, gesittete, und welterfahrene Leutchen, mit denen etwas zu thun ist, und die es Einem auch erleichtern — wie man im Durchschnitt denn doch von andern Reisenden wol annehmen darf; zu den Messen kommen so viele, so sehr viele Krähwinkler — die umständliche Frau Vice-Ober-Steuer-Einnehmerin, die Leinwand und andern Hausbedarf anschaffen, der poetisirende Herr Floßholz-Strassenbau- und Wege-Inspektor, der ein Manuscript weg-schaffen, der ernsthafte Herr Apotheker und Lesebibliothekar, der Spezereien und neue Romane herbeischaffen will, und nicht selten kommen diese sogleich mit der sämtlichen lieben Familie, mit Sack und Pack, und, wenn sie sich gefreuet haben uns wohl zu sehn,

setzen sie sich breit und stumm hin, als „nun frisch! unterhalte mich!“ Ach liebe Herrn Tadler: bedenkt doch dies ein klein Bischen! Nicht? Ich will aus Erkenntlichkeit auch nicht erwähnen, daß ihr selbst nicht selten es, der Hauptsache nach, wenn auch unter einem feinern Mäntelchen, nicht besser macht, als jene betitelte Personen; daß ihr, besonders wenn ihr euch selten aus euern vier Pfählen fortbewegt oder einigen Namen im Publikum zu haben glaubt, euch und eure kleinen Angelegenheiten als der ganzen Welt wichtiger, denn alles, anseheth und so behandelt haben wollt; daß ihr, wo das nicht geschiehet, beleidigt seid, hölzern, vornehm-kalt, oder noch vornehmer-ironisch thut, in Verlegenheit, in Verdruß setzt; daß ihr überall Egoismus zu entdecken glaubt, ohne zu bemerken, wie ihr eben da selbst die größten Egoisten seid; daß ihr verlangt, man soll euch gerade das seyn, was euch am besten zusagt, und vergesset, daß jedes diese Forderung an uns macht; daß ihr, wenn ihr nun bemerkt, wie man jedem, so gut als möglich, wenig-

stens etwas seyn will — (euch auch, Werthe! nur euch nicht allein —) daß ihr dann hingehet und von Allgefälligkeit, Oberflächlichkeit, Charakterlosigkeit und der Himmel mag wissen von was noch für saubern Dingen spricht —: das alles, und was sich noch hinzusetzen ließ, will ich aus Erkenntlichkeit nicht erwähnen; auch nichts von gewissen gelehrten Forschern bei Gelehrten, nichts von den Forderungen der Vornehmen mit ihrem Schweif von menschlichem und thierischem Zubehör, wovon ich doch viel sprechen und klagen höre —: nichts von alledem verrath' ich; aber, wie gesagt, erwägt's doch ein wenig, Beste! —

Ich komme auf einen zweiten Vorwurf: er betrifft unsre öffentlichen Anstalten für die Künste. Ich halte mich nur an das, wofür mir eine Stimme zukömmt. „Euer Theater ist nicht viel werth“ — sagt ihr. Ich denke darüber so! Entwirft man sich das Bild eines vollkommenen Theaters, eines Theaters wie es seyn sollte, einer idealischen Bühne: nun ja, so fällt unser Bretergerüst

zusammen, schlägt die Akteurs und Aktrizen todt, erdrückt — mit Erlaubnis — die Theaterdichter fast sämtlich ebenfalls, und die Sache ist am Ende; denn hoffentlich wird Niemand in den Kreisen Deutschlands — wie viele sind ihrer doch jetzt? — hoffentlich wird Niemand darin aufstehen und sagen: Wir haben das! — Denkt man sich aber aus, wie — in Deutschland, bei diesem Stande der Kultur für Poesie und Kunst, bei diesem Nationalcharakter, bei diesen Verhältnissen der Beschützer, Pfleger, Nicht-Pfleger, Verderber des Theaters u. s. w. wie da eine Bühne seyn kann: dann siehet's schon anders aus, und dann bleiben unser Schauspielhaus und unsre Gesellschaft am Leben, *) obschon nicht

*) Ich habe ganz vergessen, Anmerkungen zu machen; vielleicht stehen ihrer gleich oben im Text. Hier muß ich aber anhängen, daß ich in den letzten Jahren die bedeutendsten Städte Deutschlands fast sämtlich gesehen und auf ihre Theater genau geachtet habe. Der Freund, dem ich diesen — Mischling (so hat Einer Quodlibet

im höchsten Flor. *) — Siehet man sich nun aber in Deutschland um, wie es eben jetzt um die Bühnen stehet, und vergleicht die unsrige mit den andern, wirklich vorhandenen: so wird's noch anders, und ich bin gewiß, man giebt mir Recht, wenn ich sage: die leipziger Bühne muß nur drei — aber nur Eine ohne alle Einschränkung, über sich erkennen, und wieder drei neben sich achten:

übersezt) gebe: der mag's bezeugen, wenn man mir nicht glaubt.

*) Ich möchte aber, wenigstens am Rande, fragen, warum Leute, die es verstehen, nicht auszumitteln und möglichst auf bestimmte Sätze zurückzuführen suchen: wie dieser, unter den nun einmal unabänderlichen Verhältnissen wirklich erreichbare Flor seyn, und wie man dazu gelangen müßte. Das bekannt zu machen, könnte viel nützen, denn die Vorsteher und Direktoren wüßten dann doch, wohin sie zu steuern hätten. Wenn man aber nur vom Unerreichbaren spricht, so werden die Leute faul; sie denken — sagen wol auch: das ist nicht zu realisiren, und ein Narr, der das Unmögliche versucht! Und wenn man nur auf das wirklich Erreichte schmält und von

alle andere stehen tiefer. *) — Das wollen Sie mir nicht zugeben, lieben Feinde? So sind sie Fremde, und nur in der Messe hier gewesen! Aber — da sehen Sie ein neues Uebel der bösen Messen — dann spielt man vier Wochen lang alle Tage, jedes Rollenstück ist nur einfach besetzt, man kann mithin, aus beiden Ursachen, fast gar keine strengen Proben halten, wenn man sich nicht dem Tode in die Arme spielen will; man muß auf das Publikum rechnen, das dann die Mehrzahl ausmacht — und was dergleichen

oben herunter spottet, so werden die Leute schüchtern, verwirrt, und am Ende wol noch fauler; sie denken — ei so laß es gehen, wie es will: ausgehunzt und verachtet werdet ihr einmal! —

*) Wenn man nur einmal ins Notensmachen hineinkommt —! Hier muß ich schon wieder anstücken, daß ich nur vom Ganzen spreche, weil nur das entscheidet, und nicht ein einzelnes vorzügliches Mitglied, auch nicht eine einzelne Gattung von dramatischen Werken. Hab' ich darin nicht Recht?

mehr ist. Glauben Sie mir, und kommen Sie zu anderer Zeit — etwa im August! —

„Eure Konzerte sind gut, aber doch bei weitem unter ihrem Ruf!“ Unglücklicher Weise verstehe ich hiervon nichts — was man nämlich nun verstehen zu nennen pflegt. Ich sage darum nur das: Ganz Deutschland hat kein so feststehendes, wöchentliches, und so eingerichtetes Konzert, wo, in Absicht auf Wahl der Kompositionen, nicht der Mode, nicht dem Geschmack Einzelner, sondern, einem festen, bloß auf die Sache selbst gehenden Plane nach, nur dem Ausgezeichnetsten in allen Gattungen, (auch dem Alten, auch dem Ernstesten, auch dem Schwierigsten) — wo nur diesem gehuldigt würde: das geschiehet aber, wie Jedermann schon aus den Konzertzetteln sehen kann, bei uns. Daß wir weniger, daß wir nicht die ersten Virtuosen, noch weniger die ausgezeichnetsten Solosänger besitzen, ist wahr: aber das entscheidet über das Ganze eines solchen Instituts eben so wenig, und vielleicht

noch weniger, als die ausgezeichnete Kunst eines oder einiger Schauspieler über das Ganze eines theatralischen Instituts. „Über was ich bei euch gehört habe, ging auch nicht eben besonders!“ Lieber, so bist du wieder in der Messe da gewesen, und hast nur die Hälfte unsers Orchesters gehört, da die andere Hälfte im Theater spielen muß, was sonst nie geschiehet! „Und — euer Saal ist zwar der schönste in Deutschland: aber die übrige äußere Einrichtung ist unbequem — nicht einmal Ordnung und Stille findet man immer!“ Sagt’ ichs doch: du bist ein Messbesuch! Da hast du Recht: aber ihr, werthen Fremden, ihr seid es ja eben, die ihr euch nicht an die sonst durchaus beobachtete Ordnung kehret, Gedränge macht, laut werdet u. s. w. Nochmals: komm auf den Herbst wieder; ich gebe dir’s Wort, es soll dir gefallen —

Ach lieber Gott, wie selten ist der Mensch auf die Dauer, was er seyn, und wie selten vollendet er, was er vollenden wollte! Ich wollte nun auf einen dritten Vorwurf kommen, der

dem in unsern Gesellschaften herrschenden Tone gemacht wird, und auf einen vierten, der besonders das Gepräge betrifft, das unser Geschlecht in dieser Stadt im Ganzen annimmt; ich wollte auch hier — wie man sich ausdrückt — kurz zugeben: denn freilich ist auch da nicht alles aus der Luft gegriffen, was man tadelt; es könnte vieles besser seyn, selbst unter den nun einmal vorwaltenden Umständen; aber ich wollte auch zeigen, daß sich dennoch die Leute an uns versündigen, indem sie theils alles in eine Sauce quirlen, theils sich nur an die Rückseite der Karte halten, theils das Tadelnswerthe übertreiben — Das alles wollt' ich: aber ich habe mich heute müde geschrieben, und der Geist, der mich trieb — der Nerger nämlich — ist über dem Schreiben von mir gewichen. Ich werde darum erst abwarten, wie man diesen meinen ersten Fehdebrief aufnimmt; gehet's gut damit und ich werde einmal wieder böse gemacht — so daß ich neue Lebendigkeit und Courage bekomme — so wage ichs wol auch mit einem zweiten.

Hiermit empfehle ich mich den Zungen meiner lieben Schwestern, wenn ich mich zuvor ihrer Einsicht und ihrem Herzen noch mehr empfohlen habe! Den Schreibfedern der Herren empfehle ich mich gern auch; aber das wäre wol vergeblich, besonders wenn sie, um gerechter zu seyn, weniger witzig oder weniger auffallend erscheinen sollten! —

§.

The first part of the book is devoted to a general
 history of the world, from the beginning of
 time to the present day. The author has
 endeavored to give a full and accurate
 account of the various nations and
 empires that have existed on the
 face of the globe. He has also
 treated of the progress of
 science and the arts, and
 the state of the human mind
 in different ages. The second
 part of the book is a
 history of the British
 empire, from the reign of
 King Henry II. to the
 present time. The author
 has given a full and
 accurate account of the
 various reigns, and the
 state of the country
 under each of them. He
 has also treated of the
 progress of the British
 empire, and the state
 of the human mind
 in different ages. The
 third part of the book
 is a history of the
 American colonies, from
 the first settlement to
 the present time. The
 author has given a full
 and accurate account of
 the various colonies, and
 the state of the
 human mind in
 different ages. The
 fourth part of the book
 is a history of the
 French empire, from the
 reign of King Louis
 XIV. to the present
 time. The author has
 given a full and
 accurate account of
 the various reigns, and
 the state of the
 human mind in
 different ages. The
 fifth part of the book
 is a history of the
 Spanish empire, from
 the reign of King
 Philip II. to the
 present time. The
 author has given a
 full and accurate
 account of the
 various reigns, and
 the state of the
 human mind in
 different ages.

D i e L a r e n .

F o r t f e s u n g .

Wer die Geschichte des Waters der Laren kennt, der wird sich nicht wundern, daß, da er am ersten Tage seines Lebens die Lyra erfand, und die Kinder des Sonnengottes hinwegtrieb, seine Kinder so bald nach ihrer Geburt als erwachsene Jünglinge die Welt sahen. Wer sie waren, und woher sie kamen, das wußten sie nicht. Lara hatte sie vor dem Herauffschweben in dem Lethe gewaschen, und mit demselben getränkt, so daß jeder Eindruck der Unterwelt in und an ihnen ausgetilgt war. Unvorsichtig hatte sie ihnen hierdurch auch das Andenken an ihre Mutter benommen. Sie wußten es nicht, daß Lara sie liebend umschwebte, doch fühlten sie sich im Schooße der

großen heiligen Natur, in welcher sie zuerst zu voller Besonnenheit erwachten, wie vom Mutterarm umfassen. Furcht und Liebe der Götter und jeder edle Trieb lag in dem Herzen der menschlich schön gebildeten Jünglinge, und Liebe zu den Menschen, und Willigkeit ihnen zu dienen, und Fähigkeit zu jeder Kunst, dabei körperliche Stärke, und jugendlicher Frohsinn. Kann man, kann man, auch ganz allein hingestellt in die Welt, herrlicher von den Göttern ausgestattet werden?

Sie erwachten zuerst zum vollen Bewußtseyn an einer Wegsäule Merkurs, und unterließen nicht, ungeachtet ihnen niemand diesen Gebrauch gelehrt hatte, als sie aufstanden, mit Ehrfurcht einen Feldstein auf den an der Säule aufgetürmten Steinhaufen zu legen.

Ein Priester des Gottes, der die religiöse Handlung der Fremdlinge sahe, lud sie in den Tempel ein, und mit Freundlichkeit, fast mit Ehrfurcht, wurden sie von den Dienern des Tempels, die etwas übermenschliches in ihnen ahndeten, aufgenommen.

Man lud sie ein zu bleiben, und trug

ihnen, da sie Beschäftigung forderten, den Dienst bei dem heiligen, vom Meineid reinigenden Brunnen auf. Sie ahndeten nichts von der Ehre, die ihnen hierin widerfuhr: aber sie bewilligten, was sie nicht verstanden; sie lernten, was sie nicht wußten, und öffneten besonders willig ihre Seele dem Unterricht von dem Wesen der Gottheit und dem Leben der Menschen.

Doch der Dienst der Götter, wie sie ihn hier kennen lernten, behagte ihnen nicht lange, ein anderer war es, den ihnen ihr Herz lehrte. Sie wandten sich weg von der Entsündigung unverzeihbarer Verbrechen, wandten sich hinweg von dem Blut geschlachteter Thiere; und als sie die Geschichte der Gottheit dieses Tempels, die ihnen so nahe anging, ganz erfuhren, da sahen sie einander traurig an, und gaben sich das Wort, sogleich zu wandern. Die Künste der Arglist, deren Vorsteher Merkur genannt wird, vertrugen sich nicht mit der Geradigkeit ihres Herzens.

Als sie von den Priestern entlassen wurden, schenkten diese einem jeden von ihnen,

im Namen des Gottes, einen Stab; dem Ansehen nach ein armseliges Geschenk des Vaters an seine Söhne. Doch einer ihrer Vorzüge war auch Genügsamkeit, sie wünschten, sie forderten ja nichts, sie wußten ja nicht, daß sie zu mehreren berechtigt waren, und mit Dank nahmen sie ein Geschenk, dessen verborgene Kräfte sie nicht kannten.

Diese Kräfte waren nicht unbedeutend. Nie ermüdete, wer diese Stäbe führte, geflügelte Eiltrug ihn an jeden Ort, wohin er verlangte; auch haftete an der Gabe, die Merkur seinen Söhnen sandte, jene himmlische Kraft seines Schlangenstabes, die Kraft der Wiedervereinigung streitender Wesen, Friede und Liebe ward durch die leiseste Berührung mit demselben bewirkt, und was hingen nicht an diesen heiligen Stäben alles für Wunder! Nutzlos waren sie für die Eigner; sie kannten und sie brauchten sie nicht. Daß sie nie ermüdeten, das fühlten sie wol, aber sie rechneten dies auf innere Jugendkraft; daß sie nie irre gingen, merkten sie auch, aber demohngeachtet blieb immer bei ihnen scheue Behutsamkeit auf

der Wache, weil sie wußten, daß sie Menschen waren, und irren konnten, und so ging es ihnen mit jeder verborgenen Eigenheit der himmlischen Gabe.

Die Laren kamen zunächst durch einen Dianen heiligen Hain, dessen Wunder sie mit verklärten Augen sahen, ohne sie befremdend zu finden. Ihnen begegnete ein weißer Hirsch mit goldnen Geweihen, vermuthlich der nehmliche, den die Göttin in die Wildniß jagte, damit ihn Herkules nicht fangen sollte. Sie hielten ihn für verloren, und brachten ihn der Göttin zurück. Die freundliche Jägerin, die sie wol kannte, dankte mit Huld, und stellte ihnen frei, sich zum Lohn eine Gabe auszubitten.

Sie baten um ein Paar von Dianens Hunden, und da sie wählen durften, so fiel ihre Wahl auf den Schwarzen und den Weißen, welche die Göttin der Jagd einst von Pan zum Geschenk erhielt.

Gern gebe ich Euch, sagte sie über die Unbefangenheit der Jünglinge lächelnd, diese treuen Thiere, ob ich sie gleich ungern misse.

Sie verbinden die Stärke des Löwen mit der Flüchtigkeit des leichtesten Vogels. Nichts entgeht ihrer Spur, und kein Zufall entreißt sie Eurer Nachfolge, sie verstehen den Wink, und besorgen Euch jede Bothschaft. Zu nützlichen Begleitern gebe ich sie Euch, und als Sinnbilder der Treue und Wachsamkeit werden sie späte Jahrhunderte noch an Eurer Seite sehen.

Die Laren wußten aus dieser Weissagung nichts zu machen, und besprachen sich nach dem Abschied von der milden Geberin über nichts wichtigeres, als wie sie ihre Begleiter nennen, und unter sich theilen wollten. Sie nannten den einen Schwarz, und den andern Weiß, und nach diesen Namen findet man häufig, daß sie selbst benennt werden. Sie hatten nie andere, und da sie in der Folge als Hausgötter auf dem heiligen Feuerheerde thronten, und jedes Haus ihnen Namen, Namen der Liebe gab, da waren und blieben diese Namen immer ein Geheimniß, das man nicht gern laut werden ließ, damit nicht die Feinde vermittelst derselben versuchten, die

Ewigtreuen hinwegzurufen; nutzlose Besorgnisse, wie sie den Sterblichen eigen sind!

Die Jünglinge kamen, in der Folge ihrer Wanderung, in die Werkstatt des kunstreichen Vulkan, in des kriegerischen Ares Schule; sie lernten überall, aber nirgends behagte es ihnen lange. Sie waren jetzt noch Pilger, und ihre Ruhe, ihre Vergötterung hing von Bedingungen ab, die sie nicht in den Tempeln der Götter, nein, unter den Menschen erfüllen mußten.

O wer kann ihre lange Wanderung ganz erzählen? Wer die Lücke der sie verfolgenden Macht, der Götter des Orkus, denen sie ent-rissen wurden, und der noch nicht ganz ausgehöhten Juno! Doch hier flehte die himmlische Juturna, dort wachte Larens Freundin Persephone, und wunderbar waren ihre Rettungen. Der leichtsinnige Hermes, der sie mit den Wanderstäben abgefunden hatte, that nichts für sie, die meisten Gottheiten waren gleichgültig gesinnt, und so gingen die Laren meistens ihren Weg in eigener menschlicher Kraft, um desto schicklicher mitfühlende Schützer

der dem Schicksal Preis gegebenen Menschen werden zu können. Die heiligen Stäbe blieben in ihrer Hand, die Hunde der Treue an ihrer Seite; ihnen ganz gewöhnliche Dinge! Ward ihnen durch dieselben übernatürlicher Beistand, so geschah es ohne ihr Wissen; so merkt selten auch der Mensch den leitenden Genius an seiner Seite, es ist sein Stolz und seine Ehre, sein eigener Gott zu seyn, es ist das Mittel seiner Vollendung.

In den Tempeln der Götter, die sie endlich alle durchwandert hatten, entließ man sie nie ohne Geschenke, aber sie fanden sie für sich so nutzlos, und für andere immer so nöthig, daß sie stets an einem Orte zurückließen, was ihnen am andern geschenkt ward. Immer arm waren und blieben sie, und immer willige Geber. Klein war nach ihren Gedanken ihr Verdienst in diesen Aufopferungen, sie brauchten ja so wenig. Was sollten den Friedlichen die Schwerdter des blutgierigen Mars, was den Furchtlosen, Vulkans deckende Schilde! — Sie entledigten sich auf diese Art nicht allein der ihnen nutzlosen, sondern

auch mancher gefährlichen Geschenke, die ihnen in den Heiligthümern feindseliger oder verführerischer Gottheiten gereicht wurden. So kamen sie, ohne es zu wissen, vor manchen Gefahren vorüber, und leicht und froh ging immer ihre Reise zum unbekanntem Ziele von Statten.

Eine Eule, die sie in Minervens Tempel erhielten, behielten sie doch lange Zeit, und man sieht dieses Emblem der Wachsamkeit daher auf einigen ihrer ältesten Abbildungen. Auch behielten sie die breiten Schirmhüte, die ihnen in der Schule des Ackerbaues die freundliche Ceres mit den Halmen ihrer Saat geschmückt hatte.

Von ihr, der immer den Menschen nahenden Göttin wandten sich die Laren unmittelbar zu den Menschen selbst, und hier traf sie zuerst das grausame Loos, sich zu trennen. Das Schicksal gebot: Scheidet! und der schwarze Jüngling schied weinend von dem weißen. Den letzten führte seine Bestimmung in die Palläste der Großen, den ersten in die Hütten der Armuth; in den einen wie in den andern

folten sie nun erst das Leben der Sterblichen und seine Prüfungen kennen lernen.

Sie selbst waren Menschen, ihrem bescheidenen Gefühl nach, ganz gemeine Menschen. Sie ahndeten nicht die Gottheit, die in ihnen war, erst die höchste Ueberwindung schuldloser Menschengefühle, die Bedingnis, welche das Schickfal, ihnen unbewußt, zu ihrer Vergötterung forderte, sollte sie über sich selbst belehren.

So ähnlich die Brüder waren, so waren sie doch einander nicht ganz gleich. Noch edler war der schwarze als der weiße; mehr weiches, dem Irdischen verwandtes lag in dem Selbst des letzten, mehr festes, großes, der Gottheit nahendes in dem ersten. Ihren Fähigkeiten waren ihre Prüfungen angemessen. Was dem ersten Ueberwindung kostete, würde für den andern keine gewesen seyn. Der weiße Jüngling, schön, sanft, gefällig, mit dem stärksten Hang zu dem Pfade, den Alcides für den rauhen Jugendweg verlies, würde diese Eigenheit in den Hütten der Armuth, bei harter Arbeit und Mangel leichter getödtet haben, als in den

Pallästen der Großen, wo alles der Sinnlichkeit schmeichelt.

Dem schwarzen Jünglinge dagegen wären die Versuchungen der Palläste keine Versuchungen gewesen. Vollendeter als sein Bruder, waren ihm auch die Entsayungen der Dürstigkeit nichts, aber durch Leiden, Leiden der Seele, sollte er hier in seinem Innersten angegriffen, durch sie ganz vollkommen werden.

Zu wünschen wäre es, die Pfade, die beide das Schicksal zur Vergötterung führte, möchten uns ganz bekannt seyn; das wenige, was hier von die Sage berichtet, beschließe die Fabel von den Laren.

Als die Brüder sich scheidend umarmten, gaben sie sich das Wort, jeder Neumond sollte sie an irgend einem verabredeten Orte zusammen bringen. Der Vogel Minervens, der bald bei dem einen, bald bei dem andern wohnte, gab hiervon Kunde, auch trugen Botschaft die treuen Hunde, ihnen von Dianen zugesellt, und die Pilgerstäbe, deren unsichtbare Flügel sie durch lange Erfahrung endlich doch ahnden gelernt hatten, versprachen ihnen, daß keine vom

Schicksal herbei geführte Entfernung zu weit seyn werde, sich zu gehöriger Zeit an Ort und Stelle einzufinden.

Wie oft war dies, durch wie manches Jahrhundert war es vielleicht schon geschehen! Die Wanderung der Vielgeprüften dauerte lang, ihnen schwanden die Jahre, doch die himmlische Jugend nicht. Geschlechter sahen sie entstehen und verwelken; sie verwelkten nie. Wo man die ewigen Jünglinge aufgenommen hatte, — ach nicht überall geschah dies unter den Menschen mit gleicher Bereitwilligkeit, — da blieben sie treu, treu bis zum Tode, bis zum gänzlichen Aussterben des Hauses, dem sie sich gewidmet hatten. Segen brachten sie überall hin, wo man ihnen eine Ruhestätte gönnte, doch dem Anschein nach keinen übernatürlichen. Der treue Genius der Armen half durch Fleiß und Arbeitsamkeit, der Schützer der Reichen durch Enthaltbarkeit und richtig gehaltenes Maaß, beide durch die goldenen Bande der Einigkeit.

Der schwarze Jüngling hatte in den Stunden, die nun das Schicksal herbei führte, sein Haus, das Haus seiner Gewählten, von Phd:

bus Pfeilen verlegt, ganz eingehen sehen. Er selbst war fast mit denen, an welchen sein Herz hing, vernichtet worden, er kam in Gefahr mit den Göttern zu hadern, die ihn allein der Seuche unerreicher machten, und taub bei seinem Flehen, nur ihm das Daseyn ließen, um welches er nicht bat.

Fromme Ergebung heilte endlich sein Herz, und von neuem widmete er sich dem Dienst eines armen redlichen Mannes, der den Himmlischen, der sich ihm als Knecht anbot, als Sohn aufnahm. Ach der Sohn des Hauses, der unglückliche Melitus, schweifste, vom Laster verlockt, in der Fremde umher, und dachte nicht mehr an die Hütte des Vaters, nicht an die Thränen der verlassenen Braut!

Als durch den klugen Fleiß des Fremdlings in der Hütte des Greises sich Armuth in ländlichen Wohlstand verkehrte, da trug ihm der Alte das volle Recht eines Sohns, und die Hand einer blühenden Jungfrau an; sie war nicht seine Tochter, doch wie Tochter ihm lieb und in seinem Hause geboren. Der himmlische Jüngling liebte die schöne Melinää, nicht

wie Menschen lieben, nein, mit der vollen, alles umfassenden, das ganze Wesen durchdringenden Liebe der Unsterblichen.

Er hätte glücklich seyn können, aber — er war es nicht. Ach lebte nicht in der Fremde der verlorne Sohn des Hauses, der Eigner aller der Rechte, die man ihm antrug? —

Ihn der Tugend wieder zu gewinnen, ihn wieder an das Herz des Vaters zurückzuführen, ihm das ganze All dessen, was der Unsterbliche als Mensch sein Glück nannte, zu überlassen, und dann — so meinte der, der nicht die Unsterblichkeit in sich ahndete — dann sich hinzulegen und vor Gram zu sterben, das war Plan und Aussicht, die er vor sich hatte. Schon längst hatte er, indem er den unglücklichen Melitus durch tausend Mühen dem Arm des Lasters entriß, und ihn der Aufopferung würdig zu machen strebte, die er ihm zudachte, diesem Plan vorgearbeitet, und geglückt war alles, geglückt bis auf den letzten Akt, der gleich nach der nächsten Neumondsversammlung mit seinem Bruder bevorstand.

Der weiße Jüngling hatte bisher fast an

einem gleichen Plan heldenmüthiger Ueberwindung gearbeitet, nur daß es hier kein Herz, nur eine Krone galt.

Das Haus des großen Mannes, das er seit Jahren von Vater auf Sohn immer treu, aber, um der Sterblichen willen, immer unter andern und andern Gestalten beschützt hatte, stand jetzt nahe am Throne. Thaten, friedliche Thaten der patriotischen Tugend, unter dem Auge des schützenden Genius geübt, machten die Väter und machten jetzt den Sohn, des himmlischen Jünglings Freund, würdig, die Krone eines guten Volks zu tragen. Das Volk war klein, aber es war werth einen guten König zu haben, es konnte nach der Weise der damaligen Zeiten wählen, und es wählte, wählte, statt des Sohns, den edeln Diener des Hauses, den treuen weißen Jüngling!

Wir wissen es wol, schrie die allgemeine Stimme, alles, was geschehn ist, geschah durch dich! Du rettetest uns von den Feinden, du gabst uns Brot im Mangel, du machtest uns durch Bildung erst zum Volk! Dir, dir

gebührt die Krone, und verschmähst du diese, so ziemt dir Tempel und Altäre, du bist irgend ein Gott in dieser Hülle, bist Phoebus Apollo oder der menschenlehrende Hermes, bist vielleicht der große Vater der Götter selbst, und als ihn wollen wir dich ehren.

Treue! Freundschaft! und du o Furcht der Götter! Eure heiligen Rechte siegen! Der weiße Jüngling siegte, obgleich die süße Ueberzeugung, ein gutes Volk gut zu regieren, in seinem Herzen lebte, ob sich gleich in ihm das Gefühl der Unsterblichkeit mächtig regte, und er es heller fühlte als die Sterblichen, die ihm zujauchzten, ihm gebührten Tempel und Altäre, ihm würden Opfer einst flammen.

Dunkle Gefühle waren dieses, denen er, jetzt nur noch ein Mensch, nicht trauen durfte. Er erstieg seinem Freunde die Krone, und rettete durch mächtige Worte den Göttern ihre Vorrechte. Der morgende Tag war bestimmt, seinem Freunde den Thron zu geben, und die Götter durch ein großes Sühnopfer wegen der Verblendung des entzückten Volks zu befriedigen.

Als die Laren in der folgenden Nacht, es war die erste Nacht des Neumondes; sich sahen, als sie sich trennten, da wünschten sie sich Glück zu der Ueberwindung, die zwar Pflicht, aber darum auf beiden Seiten nicht leichter war.

Sie umarmten sich wieder und wieder, und ein süßes Vorgefühl der nahen Vergötterung durchschauerte sie. Der schwarze Jüngling rechnete diese Empfindung auf die Gewißheit, er werde den schweren Sieg über sich selbst, die Trennung von der herrlichen Jungfrau, der einzigen, die er je geliebt hatte, nicht überleben. Ob er dieses hoffte, ob er es fürchtete, er wußte es nicht. Wer erklärt dunkle Gefühle! Wie räthselhaft sind sie oft selbst bei uns, dicht am Ausgange unserer Labyrinth! O Melindaa! Melindaa! rief der Unsterbliche, dich oder das Leben aufgeben ist eins! — — —

Der Liebhaber der schönen Melindaa war zum Siege entschlossen, und mit raschen Schritten ging er ihm entgegen. Als er von seinem Bruderchied, der sich wie er auf den

nächsten Tag zum Triumph rüstete, kehrte er in der Hütte ein, wo der verlorne Sohn, schon seit einiger Zeit, von ihm geführt, ein gebessertes Leben, das Leben der Tugend und des Fleißes, lebte.

Komm, Melitus, rief der himmlische Jüngling, heute lege ich dich deinem Vater ans Herz! — Melitus folgte und verhüllte sich. Sein Elend und seinen Gram sollte die Hülle verbergen, auch wol die Freude, das Haus wieder zu sehen, das er, vom Laster verlockt, so lang verlassen hatte.

Es war heller Morgen, als sie die Wohnung erreichten, die heute ihren festlichsten Tag sehen sollte. Die Mädchen der umliegenden Hütten hatten sie mit duftenden Kränzen umhangen; denn heute sollte die fromme Melinda des allgeliebten Jünglings Gattin werden, den man auch hier schon halb unter die Unsterblichen zählte.

Melinda kam dem Kommenden an der Thür entgegen. O Geliebter, wo bleibst du? rief sie. Soll ich zum zweitenmal den Bräutigam

verlieren? Ist's nicht genug an ihm, dem Unvergesslichen?

Thränen strömten bei diesen Worten aus ihren sanften Augen. Sie entfloß, um sich in einem Winkel des Hauses auszuweinen, und kaum ertrug der Unsterbliche die Ueberzeugung, daß Melitus ihr wirklich auch in seinen Armen ewig unvergesslich bleiben würde. Doch bereitete ihm diese Entdeckung nicht leichteren Sieg und vervielfachte Freude?

Melitus lag zu den Füßen seines alten Vaters. — Vater, ich habe gesündigt an den Göttern und an dir! Himmel und Erde sind Zeugen meiner Neue, wie meiner Vergehungen! — So flehten seine strömenden Augen, so flehte der himmlische Jüngling, der Dolmetscher seiner nur halb ausgedrückten Gefühle, an seiner Seite.

Der Alte zitterte, zweifelte, fragte: Ist das mein Melitus? mein Melitus? Götter, ist's möglich, mein Sohn?

Nicht werth bin ich dein Sohn zu heißen, flehte der Büßende weiter, und sank halb entseelt in den Staub. Da brach das Herz des

Vaters, da sank er zu dem Knienden herab, da flossen aus beider Augen die seligsten Thränen, Thränen der Versöhnung, Thränen inniger Reue.

Der Schutzgeist des Hauses, der Bürge für Melitus Rückkehr zur Tugend, entfloß dieser Scene, um die jammernde Melinää aufzusuchen; er fand sie kniend vor Besta's Heiligthum, dem geweihten Feuerherde.

Zürne nicht, mein Geliebter, rief sie, indem sie die Arme nach dem Unsterblichen ausstreckte. Es waren die letzten, letzten Thränen um meinen Melitus, Thränen der Treue, die ich ihm schuldig war.

Und liebest du, liebest du ihn noch?

Wie kann ich lieben, der dem Laster folgte? Ich bin dein, und der Tugend!

Stolz hatte sich Melinää bei diesen Worten erhoben, und ruhig ging sie an der Hand ihres zitternden Bräutigams, wohin er sie führte.

Er führte sie in das Vorhaus, wo der Vater noch an dem Halse seines Sohns weinte,

und wo sich um beide immer mehr der erfreuten Hausgenossen versammelten.

Melitus, rief der Unsterbliche, indem er, so dünkte es ihm, seine letzten Kräfte ausathmete, Melitus, nimm deine Braut, die nie aufhörte dich zu lieben! Nimm, Melinää, den, der zu dir, und der Jugend zurückkehrt!

Während der Bestürzung, der Freude, der Thränen, die hier jedes Auge verdunkelten, war der himmlische Jüngling verschwunden. Es dünkte einigen, die ihm nachsahen, als zuckte ein Blitz durch die geöffnete Thür; Er ahnete nichts von seiner beginnenden Verklärung. Noch ganz Mensch stürzte er hinaus in den Schoos der großen Natur, wo alle Sterbliche Heilung unheilbarer Wunden suchen und finden.

Er glaubte zu sterben. Den Tod geben konnte er sich nicht, die reine Furcht der Götter in seiner Seele verhinderte jede Frevelthat.

Linderung, mögliche Linderung für seinen Gram, seine Verzweiflung zu suchen, eilte er

zu dem Triumph seines Bruders, den dieser leichter als er hatte erhalten können, denn was sind Kronen gegen ein Herz? was sind alle Ueberwindungen gegen die Siege über die heiligsten Gefühle der Menschheit!

Der weiße Jüngling ließ eben den von seiner Hand gekrönten Freund aus den Armen, und trat zu dem Altar der himmlischen Götter, sie durch den Weihrauch, den ihnen gestern ein verblendetes Volk rauben wollte, Gnade bittend zu versöhnen. Die duftende Wolke erhob sich zum Himmel, und ein Donnerschlag verkündete Erhöhung. Rund um kniete ein halb traurendes, halb das schöne Opfer jauchzend feierndes Volk. Der Unsterbliche ließ sie schwören, ewig den Göttern und ihrem neuen Könige treu zu seyn, und sie gelobten das letzte nur unter der Bedingung, daß er sie nie verlassen wolle.

Jetzt ward der weiße Jüngling außerhalb des Kreises seinen Bruder gewahr, und er drängte sich hindurch, ihn herbeizuführen. Gern machte man ihm Platz, und wunderte sich nicht sehr, daß der, der eben eine Krone

hingegen und versöhnend zwischen einem Volke und seinen Göttern gestanden hatte, in priesterlichem Schmuck zu einem geringgekleideten Menschen eilte, ihn als Bruder zu begrüßen, und ihn unter diesem Namen dem Könige und dem Volke vorzustellen; bei der damaligen Einfalt der Sitten war dies nichts außerordentliches.

Das Krönungs- und Opfermahl begann, die Laren, die langgetrennten, saßen wieder neben einander. Mit Blicken inniger unaussprechlicher Liebe, mit Borgefühlen der nahen Vergötterung sahen sie sich an; da begannen sie auf einmal zu schimmern, zu glänzen, strahlender und strahlender zu werden; das Volk konnte die Gottheit nicht mehr verkennen.

Alles fiel nieder, um anzubeten. Die himmlischen Brüder aber schwebten fest umfaßt empor, und riefen; Wir verlassen euch nicht, immer, immer werden wir um euch seyn!

Während das gute Volk mit seinem glücklichen Könige den Verschwundenen ewige Dankbarkeit, ewige Verehrung, und Tempel und Altäre gelobte, nahmen diese wieder mensch-

liche Gestalt an. Der weiße Jüngling bat den schwarzen, so wie er ihm Theil an seinem Triumph gegeben hatte, ihn nun auch des sehnigen genießen zu lassen.

Sie kamen zu dem Hause, wo der Vater den Sohn, die Braut den Bräutigam wiedergefunden hatte. Schon saß man beim frohen Mahle, und sprach von dem Schöpfer der gemeinschaftlichen Freude, und trauerte, ihn nicht an der Seite zu haben. Da klopften zwei vereinte Fremdlinge an. Breite Schirmhüte deckten sie, und der Wanderstab war in ihren Händen.

Kommt herein, sagte der Hausvater, der nebst der schönen Melinda ihnen selbst entgegen trat. Wind und Wetter haben euch übel mitgespielt, aber ihr kommt auf einen guten Tag und herzlich seid ihr willkommen. Setzt euch, und nehmt den Platz ein, der einem lieben, unaussprechlich lieben, ach vielleicht auf immer verlorenen Freunde gebührt.

Die Laren nahmen Platz, ohne ihre Hütle abzulegen, aber nicht lange hatten sie an der gemeinschaftlichen Freude Theil genommen,

so sah man sie auf einmal schimmern und glänzen, und strahlender werden. Umfaßt schwebten sie empor, ganz selig, ganz Unsterbliche!

Man dankte, man weinte ihnen nach, man pries die großen Götter, die Schutzgeister den Sterblichen senden, sie aber waren verschwunden.

Doch sie hatten's ja versprochen, der Hausvater und Melinda hatten's gehört, sie wollten unsichtbar immer hier verweilen, wollten nie das Haus verlassen, das durch sie gesegnet ward!

Da machte man ihnen Platz auf dem häuslichen Feuerherd, wo die himmlische Bestathron — da begann die Verehrung der Laren. Melitus, der dankbare Melitus war der erste, der sie in Holz bildete, so wie sie in der Folge von Erz und Marmor gebildet wurden. Wie sie den Menschen erschienen waren, so schilderte man sie, und der Gott des Lebens, der heilige Genius, und die ehrwürdige Besta, und die ernstesten Penaten, die Väter des Hauses, theilen gern mit ihnen Feste und Opfer. From-

me, genügsame Gottheiten, die das wenige, was man ihnen darbringt, etwa eine Hand voll Mehl, einen Blumenkranz, einen Becher Weins, mit Segen im Hause, mit Hilfe und Theilnahme an Freud' und Leid himmlisch vergelten.

In die kleinen Heiligthümer, die ihnen der Arme auf dem schmalen Herde einräumt, so wie in die prächtig gewölbten Areen der Großen, da ihre Bildsäulen prangen, so wie in die Tempel, die man in der Folge ihnen weihte, zog mit ihren Söhnen ein Lalara, und nie hatte sie ihre Lieblinge verlassen.

Sie ist die Echo des Hauses, und wie ihre geschwägige Schwester draußen die Töne des Thals und des Waldes wiederholt, so spricht die freundliche Lara theilnehmend jeden Laut der Freude und des Kummers nach, der unter den hohen Gewölben der Großen, so wie zwischen den leeren Wänden der Armuth, von den Göttern des Hauses ertönt.

Die ihr günstigen Gottheiten kehren gern mit ihr und ihren Söhnen unter Einem Dache ein. Wo man den Laren treulich dient, da

bringt Hermes Gedeihen, da ruft Diana neuen Geschlechtern, und läßt die Jungfrauen züchtig und schön heranwachsen. Da schmückt selbst die ausgeföhnte Juno gern den bräutlichen Kranz, und schützt die Rechte der Frauen, denen die Laren besonders hold sind, indes der große Jupiter dem Ganzen lächelt.

Aber der geschwägigen Echo des Hauses, der strengen Lalara, vertraue niemand frevelhafte Geheimnisse: sie duldet kein Unrecht, und manches, was heimlich geschah, wird von ihr ohne Schonen verrathen.

Unser Reichthum ist ein kleines Stückchen Erde,
 Väterliches Haus genannt;
 Triff dich Unglück, ängstet dich Beschwerde,
 Reißt Verirrung dich in fremdes Land:
 Komm zurück! — Es winken dir die Laren,
 Sieh, es lächelt dir des Hauses Genius!
 Komm zurück! und Freuden, die einst waren,
 Blühen wieder auf zu seligem Genuß!
 Aus des Lasters zauberischen Bänden

Reißt dich früher Unschuld Hochgefühl!
In dem Kreise frommer Anverwandten
Ruhst du aus von drängendem Gewühl.
Komm zurück! — Hier liegen keine Schlingen,
Die auf fremder Flur den Irrenden bethört!
Treu und Wahrheit, die als Kind dich hier um-
fingen,
Harren dein am väterlichen Herd.

B. N.

Etwas über Gall.

An L. in B.

Wir hören hier *) jetzt täglich den originellen Gall, ob man gleich anfangs zweifelte, daß Damen unter den Zuhörenden erscheinen würden. Da indessen nur erst eine und die andere sich ein Herz gefaßt hatte, so folgten bald mehrere.

In der That vereinigte sich sehr vieles, Gall's Vorlesungen auch uns Frauen interessant zu machen; selbst die Umgebungen trugen dazu bei. Das Ganze hatte etwas Freundliches und Malerisches; ein Zeichner, der die Versammlung, in einem der heitersten Gartensäle, in der Mitte den lebendigen Gall, im Feuer des Vortrags, und den Ausdruck tiefsinnig in seine Rede versenkter Gemüther auf den Gesichtern der meisten Anwesenden, hätte darstellen

*) Zu Leipzig.

wollen, würde das geistreiche Bild einer wahren Akademie gegeben haben.

Gall's nähere Bekanntschaft zu machen, würde ich Ihnen, dem an dem Menschen selber gewöhnlich mehr gelegen ist, als an seinem System, noch lieber gönnen, als seine Kollegien zu hören. Seine Persönlichkeit gehört zu den interessantesten, die mir jemals vorgekommen sind; das sagt fast jede von uns. Dabei hat sein Wesen so wenig von Charlatanerie, daß er sogar absichtlich manches zu vermeiden scheint, was die meisten an seiner Stelle nicht aus der Acht lassen würden, um sich der Gemüther desto sicherer zu bemächtigen. Das Befühlen der Köpfe und Weissagen der Talente, worauf er sich durchaus nicht geradezu einläßt, gehört mit dazu.

Sie dürfen aber deshalb nicht etwa glauben, daß Gall nicht genau in der Gesellschaft beobachte; im Gegentheil, es entgeht seiner Wahrnehmung so leicht nichts Charakteristisches. Sein Gefühl ist in dieser Hinsicht eben so schnell, als sicher. Daher zweifle ich auch, obgleich er in einer seiner Vorlesungen die

Physiognomik allein auf die Beobachtung der Modifikationen im Bau des Schädels einschränkte, daß er selber sich im wirklichen Leben daran begnüge. Er gestand sogar einmal ohne Umschweife, daß besonders bey Frauen der Ton der Stimme, der Blick, die Haltung des Körpers, ihm die bestimmtesten Aufschlüsse über ihre sittliche Natur gäben. Es gefiel mir, daß er hinzusetzte: die, bei denen diese Merkmale auf Frivolität hindeuteten, (er nannte es geradehin „die Unverschämtheit“) und die sich aus den Schranken der Weiblichkeit herauszudrängen suchten, würden ihn nie für sich gewinnen können.

Fast fürchte ich den Vorwurf von Ihnen, l. L., als ob Gall's Wohlgefallen an uns überhaupt mich zu seinem Vortheil bestochen hätte; aber ich will mich nicht dadurch irre machen lassen. Wenigstens würden Sie mir selbst zugestehen müssen, wenn sie ihn sähen, daß die Art, wie er sich gegen uns benimmt, der reine Gegensatz ist von der monotonen Zierlichkeit der meisten Herren. Eben das könne uns gefallen, wenigstens des Seltnen wegen? sagen

Sie. Ei nun, wol möglich! Auch dünkt mir, giebt es allerdings eine Delikatesse gegen unser Geschlecht, die oft ohne feine Wendungen, selbst in einer ganz natürlichen Sprache, einer ehrbaren Frau erfreulicher seyn muß, als die zartesten Redensarten, hinter denen sich ein unzarter Doppelsinn verbirgt. Durch die ersten hat der gute Gall meine ganze Achtung gewonnen. Auch glaube ich fast, daß ihm beinahe eben so viel mit schönen Männerköpfen gedient ist, als mit weiblichen; denn seine Vorliebe für solche Stirnen, die eine harmonische Entwicklung aller Organe andeuten, fesselt ihn auf eine schöne, kindliche Weise an diejenigen Personen, die sie haben, ohne Rücksicht, ob das Männer oder Frauen sind. Sy***s auffallend schöne Kopfbildung war ihm so werth, daß er nicht zärtlicher gegen ihn hätte thun können, wenn er ein schönes Mädchen gewesen wäre.

Die Naivität, womit er den Vorwurf von sich ablehnt, daß es ihm an hinlänglichem philosophischem Scharfsinn in seinen Ansichten fehle, würde Ihnen gewiß interessant seyn. Als ich

ihm in unserer Gegenwart** so etwas sagte, antwortete er geradehin in seinem Wiener Deutsch: „Das ist mir all einerlei! Durch Grübeleien weiß man nichts. Denken macht's nicht allein aus. Wer mühselig etwas herausklauen will, erfährt grad' gar nichts. Die Natur muß sich freiwillig offenbaren. Mir hat sie's gethan. Ich thu' nur beobachten, aber darin stört mich auch nichts. Z. E. wenn hübsche Weiber recht gut zu mir thun, so meinen sie wol, ich denk' an Nichts weiter, und freue mich nur über sie. Ja, ich freu' mich auch, aber ich denk' auch noch an gar viel.“ zc.

Lachen Sie immer, guter L.: Gall nimmt es Ihnen nicht übel, er lacht wol selbst mit; und so viel müssen Sie doch zugeben, daß eine solche Naivität an einem Systematiker und vom Katheder herab etwas ungemein wohlthuendes habe.

Wir hatten große Lust, das Talent eines unsrer Bekannten, eines geschätzten, Gall'n noch unbekanntem, mimischen Künstlers, von ihm errathen zu lassen, doch wußten wir nicht, wie es anzufangen sey, da er sich durchaus nicht

Darauf einläßt, einen lebendigen Kopf zu untersuchen. Der interessante Fremde wurde ihm flüchtig präsentirt, wir glaubten uns schon in unsrer Erwartung getäuscht, denn es hieß: „Ja, was soll ich da weiter sagen? Daß der Herr ein schöner Mann ist, können Sie selber sehen.“ Unser Freund gerieth in große Verlegenheit, doch kaum war zwischen ihm und Gall ein Gespräch angeknüpft, so erfuhren wir, ohne unser Zuthun, was wir wissen wollten — kein einziges Talent blieb unerathen.

Ein kleiner lieber Knabe ward ihm unter mehreren Kindern zugeführt, ohne daß die Aufmerksamkeit besonders auf diesen gelenkt wurde. „Dem Bub' da steht der Idealismus vor der Stirn geschrieben! Das wird so ein Philosoph, wie ich nit leiden mag!“ sagte Gall, so wie er ihn bemerkte. Der Kleine nahm zwar den Buben sehr übel, aber die Mutter freute sich doch innig, in ihrem Lieblinge, dessen stilles, oft Mangel der Energie verrathendes Wesen, seine Lehrer oft muthlos gemacht hatte, so viel Tiefe vermuthen zu dürfen.

Sollte so etwas für Aeltern und Lehrer nicht eine Welt von neuen Ansichten eröffnen? Lassen Sie uns immer eine Weile dabei stehn bleiben, guter L., wenn Sie mir gleich zuweilen vorwerfen, daß ich überall das Reflektiren nicht lassen kann.

Wie oft hab' ich mich im Stillen ein wenig darüber lustig gemacht, daß viele Väter, wenn sie recht konsequent seyn wollen, gewöhnlich schon vor der Geburt des Säuglings, den Rousseau nachschlagen, um den Plan zu entwerfen, wie und wozu sie das kleine hülflose Wesen bilden wollen! Doch es liegt ein furchtbarer Ernst darin, meiner jetzigen Ansicht nach. Fast alle Aeltern sprechen davon, was ihre Kinder werden sollen; daß sie bereits etwas sind — darauf fallen die wenigsten. Wie mancher zarte Keim des Talents, der sich zur lieblichsten Blüthe gestaltet haben würde, wenn man ihm Luft und Sonnenschein gegönnt hätte, wird nicht erstickt werden durch die Hand des Erziehers, der da künstelt, und üppige Auswüchse zu beschneiden wähnt, wo die Natur das schönste gewollt hatte! Und giebt es

nicht Bildner, die ein gutes Werk zu schaffen wähen, wenn sie bei Gemüthern, in denen die Natur. (nach ihrer Meinung) zu starke Gefühle, zu viel Phantasie einsenkte, auf reines Verstandeswesen hinarbeiten? — Ach, der Fall ist so unerhört nicht —! Aber der Drang des Lebens zertrümmerte oft das künstliche Werk einer mühseligen Verbildung: aus Ruinen stieg ein besserer Geist hervor, denn die Natur will ihre Lieblinge retten. Aber auch wie viele, die dann nicht mehr Kraft genug haben, die Metamorphose zu überstehen, gehen nicht zu Grunde?

An Gall's eigenem, sehr edel geformtem Kopfe sollen die Organe der Gutmüthigkeit, des Wises und der Theosophie — oder, wie er lieber sagt, Organ des Glaubens — die hervorstechendsten seyn. Das letztere hat seinen Sitz in der höchsten Stelle des Schädels; in seiner Nachbarschaft haben alle edlere Kräfte ihren Sitz. Dem thierischen Organismus ist die untere Basis des Gehirns angewiesen, und die Seitenwände des Schädels; in der Gegend des Ohrs und der Schläfe kann man sich den

Kampfsplatz denken, wo der Geist mit der Sinnlichkeit ringt. Doch dieß führete in sein System, und darüber mögen die reden und schreiben, die genug Kenntnisse und — keine Vorurtheile besitzen.

Nährend ist die Milde, mit welcher Gall Schonung gegen die Thiere anempfiehlt. Ueberhaupt ist sein Verdienst um die animalische Natur gewiß größer, als das, was er sich um die geistige erwirbt, denn schwerlich wird er sich jemals von dem Vorwurfe reinigen können, daß er den Himmel des Idealen mit Füßen zu treten geneigt ist. Das Höchste, wozu er sich in seinem Vortrage versteigt, ist das Aufsuchen der Grenze, wo sich das Thierische vom Menschlichen trennt im Organismus. Aber auch dieses deutet er mehr an, als daß er es ausspräche — so wie er über alles, was zu einer wahrhaft poetischen Erhebung in seinem Systeme führen könnte, schweigt, als ob man das Heiligste im Gemüth nur im Stillen sich aufschließen, und das tiefste Geheimniß der Natur, das, welches die Geisterwelt an die sichtbare bindet, nicht entweihen dürfte mit lautem Wort.

Wäre es diese Ehrfurcht gegen das Göttliche, die ihm den Mund verschließt, wo ein liebendes Gemüth Sehnsucht nach etwas Höherm empfindet: so dürfte sein Schweigen ausdrucksvoller seyn, als die redselige Genialität Vieler, die das Große klein machen, indem sie es ungeschickt antasten. Wahrhaft poetische Gemüther sollten sich also gar nicht über ihn beklagen, denn wenn er auch, vermöge seiner etwas tief zum Irdischen gerichteten Natur, nie selbst eingehen wird in ihre Regionen: so führt er doch durch unbekannte Tiefen zu ihnen hin, und neue Reiche sind dem aufgeschlossen, der, nach ihm kommend, sich berufen fühlt das Unendliche im Endlichen zu suchen.

Minna — r.

 Lieder der Unbekannten.

Fortsetzung.

3.

Die Linde.

Traure, Minna, unsrer stillen Freuden
 Freundliche Gefährtin ist nicht mehr!
 Die Vertraute unsrer Heimlichkeiten —
 Unsre schöne Linde ist nicht mehr!

Zitternd hör' ich noch des Donners Stimme,
 Wie im Uebermuth er niederfährt,
 Brüllend auf sie stürzt, und nun im Grimme
 Unfern lieben, lieben Baum verheert!

Ach, zerschmettert, in den Staub gestreuet,
 Liegt sein heiliges, sein hehres Haupt!
 Alles ist mit Blüthen überschneiet,
 Die der kühne Bürger ihm geraubt.

Sieh, es flattert nach dem nahen Haine
 Trauernd die verschuchte Nachtigall;
 Traure mit, o Freundin, und beweine
 Der Vertrauten schnellen, tiefen Fall.

Jungin war sie einst von unserm Bunde;
 Schwurst du nicht bei ihr mir treu zu seyn?
 Grubst du nicht in banger Scheidestunde
 Ihr mit Thränen unsre Namen ein?

Täglich schmückt' ich sie mit Blumenbinden,
 Wie der Bräutigam die junge Braut;
 Und an dich hab' ich den Abendwinden
 Hier manch sehnsuchtsvolles Lied vertraut.

Schauer zitterten mir durch die Seele,
 Wenn der Mond durch ihre Schatten drang.
 Schweigend lauscht' ich, bis mich Philomele
 In ein träumend süß Vergessen sang —

Oftmals ward ich aus dem schönen Traume
 Durch ein leises Flüstern aufgeweckt —:
 Wahr ist sie, die Sage, von dem Baume,
 Daß er ein geweihtes Grab verdeckt!

Ach, ein Pythias vielleicht beweinte
 Seinen Damon hier manch langes Jahr,
 Dessen Herz die Welt dem treuen Freunde,
 Der der Musen frommer Liebling war.

Unbeschützt von kühnenden Gezweigen
 Wird fortan sein heiliges Gebein
 In der Gluth der Mittagssonne bleichen,
 Wird sein Staub ein Spiel der Winde seyn.

Hingezaubert zu der Engel Chören
 Wird um Mitternacht die Phantasie
 Nicht mehr hier der Harfe Nachhall hören,
 Die ihm einst die holde Muse lieb.

Eil, o Minna, auf der Liebe Flügel
 Zu des Sängers, zu der Linde Grab;
 Sieh, schon blickt auf den verwaisten Hügel
 Phöbe, still und trauervoll, herab.

Eile! In der feierlichen Stunde
 Laß uns, Minna, das Gelübd' erneun,
 Ewig treu dem festen Freundschaftsbunde,
 Ewig treu uns selbst und Gott zu seyn!

Heller Mond, dich nehmen wir zum Zeugen,
Und auch dich, der Nächte Sängerin! —
Zwei von meinen jüngsten Myrthenzweigen
Pflanz' ich, Minna, dann zum Denkmal hin.

Wachset! seid der Ewigkeit geweiht
Und des Dichters heiligem Aschenkrug!
Wachset, Myrthen! wachset auf und streuet
Kühlung um euch her und Wohlgeruch!

Euch wird einst der müde Wanderer kennen,
Eures milden Schattens sich erfreun,
Diese Minna, jene Chloe nennen,
Und ein Wort des Danks vielleicht uns weihn! —

4.

V e r t h e i d i g u n g.

Grazié agl' inganni tuoi, al fin respiro, o Nice!
 Metastasio.

Ungetreuer! ich hab' ihn vergessen,
 Jenen großen, furchtbarheilgen Schwur? —
 O ihr Geister dieser stillen Flur,
 Solche Frevelthat mir beizumessen!

Mir, die, wenn die Welt mich reizend nannte,
 Nur für ihn es war, für ihn es bin!
 Mir, die nie die List der Buhlerin,
 Nur den stillen Pfad der Unschuld kannte!

O, ihr wißt es, ihr geliebten Bäume,
 Wie so fromm, so treu ich ihn geliebt,
 Wie ich nie — o niemals ihn betrübt!
 Ihr, ihr kennt die Falschheit seiner Träume!

Geh nur, klage nur, du Ungetreuer,
 Daß du mit des Todes Schmerzen ringst!
 Ach, schon da du mich zuletzt umfingst,
 Glühtest du von einem fremden Feuer!

Hegtest schon vielleicht die That im Herzen:
 Treulos selbst von meiner Hand zu gehn
 Und dann klagend wider mich zu stehn —
 Himmel! Himmel! wie soll ichs verschmerzen?

D a m a l s bebten schaudervolle Winde
 Durch die fernsten Tiefen der Natur;
 D a m a l s foh'n die Geister dieser Flur
 Warnend durch die Wipfel unsrer Linde!

Jener Laut, der uns in Ohren gellte,
 Jene Wolke, die den Mond umzog,
 Jener Blitz, der zischend niederflog,
 War's, der dir, nicht mir das Urtheil fällte. —

Ihm sein Urtheil — ? Schon', o Gottes Bote!
 Ich erlass' ihm ja, was er versprach!
 Schone sein, der mir, die nichts verbrach,
 Mit dem Eisenarm der Rache drohte!

Rache! Rache! o vor deinen Pfeilen
 Bebt nicht Unschuld, bebt nur List und Trug!
 Doch die Wunde, die sein Undank schlug,
 Soll der Stolz gekränkter Liebe heilen! —

5.

. A n A m o r .

Nach dem Englischen.

Nicht deine Schwingen, Gott der Liebe,
 Wünscht dieses Herz, das nimmer frey
 Zu seyn begehrt, das ewig treu —
 Auch ohne Hoffnung ewig treu verbliebe.

Behalte deine goldnen Pfeile,
 Nur deinen Kindersinn gieb mir,
 Daß, frei von Argwohn, ich mit Ihr
 Der Liebe süße Freuden theile;

Und daß die reizende Gelinde
 Nicht einst in Unmuth von mir flieht,
 Wenn sie nur Mängel an mir sieht,
 Lieb, guter Gott, ihr — deine Binde!

Werden fortgesetzt.

B r i e f e
über
weibliche Erziehung.

Fortsetzung.

Siebenter Brief.

So geht es den menschlichen Planen! Statt meiner kömmt nur ein Brief von mir. Es kann diesmal nicht anders seyn; und wo etwas nicht anders seyn kann, ist's am besten sich schnell drein zu finden und auch nicht viel darüber zu sprechen. Begnüge Dich also mit dieser Erklärung, wie ich mich mit den Angelegenheiten begnüge, die sie mir abnöthigen, und laß mich ohne weiteres meine Fragen und Bemerkungen fortsetzen, wo sie neulich abgebrochen worden sind.

Es ist zwar schon früher von Uebungen der Sinne unter uns verhandelt worden;

aber es wird jetzt Zeit, bestimmter darauf zurückzukommen. Stellst Du denn mit Ida dergleichen Uebungen an? Wo die Natur freigebig war, da geht freilich alles von selbst, ohne dergleichen besondere Uebungen, von statuten. Aber wie reich das Kind mit Feinheit und Schärfe der Sinnen begabt sei, das kann man in der frühesten Zeit nicht wissen, wenn man keine Versuche anstellt.

Mache denn solche Versuche bisweilen mit dem Sehen. Stecke ein Ziel auf in der langen Gartenallee, und befestige daran, was Ida vorzüglich gern sieht — es sei z. B. der Kanarienvogel mit seinem Käfig — und gehe dann mit ihr aus einer Ferne darauf zu, in der sie ihn Anfangs nicht erkennen kann. Nähere Dich ihm allmählig, und siehe zu, wie bald sie ihn erkennt — bemerken wird sie ihn gewiß, sobald ihre Augen ihn unterscheiden können. Tritt am folgenden Tage aus noch größerer Ferne mit ihr davor, und sie wird ihn schon früher erkennen, aber nur deshalb, weil sie ihn da vermuthet. Laß den dritten Tag etwas anderes am Ziele seyn —

etwa einen großen, recht bunten Blumenkranz, und nähere sie dem Ziele so lange, bis sie auf Deine Frage: was hängt da? richtig antwortet. Wechsele so mit Gegenständen, die ihr lieb sind, und setze das Ziel immer weiter hinaus: ihr Auge wird sich gewiß anstrengen, den neuen Gegenstand an demselben Orte zu erkennen, und Du wirst mit Freuden sehen, wie ihr Blick immer schärfer wird. Wenn Du einmal abwesend seyn mußt, so laß Gertrud Dir mit ihr entgegen kommen, und ihr nicht sagen, die Mutter kommt, aber genau darauf merken, wie bald sie Dich erkennt: sie muß nämlich wissen, daß sie Dir entgegen geht. Solche Uebungen sind sehr leicht und ungesucht täglich anzustellen.

Auf eine ähnliche Weise läßt sich auch das Ohr üben. Z. B. der Bruder Woldemar, oder der Onkel sind ausgewesen und kommen wieder, ohne daß Ida sie kommen sieht. Du bist oben mit ihr im Stübchen: Du hörst unten sprechen, aber nur noch undeutlich, und die Stimme ist noch nicht ganz kenntlich. Du fragst: Ida, wer spricht da unten? sie

wird sich schon anstrengen zu hören, wer der Sprechende ist. Auf tausendfache Art lassen sich solche Versuche machen, und was kann man mit den kleinen Wichten, die so gern unterhalten seyn wollen, besseres sprechen? — Ihre übrigen Sinne werden sich von selbst üben und ohne Nachhülfe die gehörige Feinheit erlangen.

Doch magst Du wol den Gefühlsinn — (in den Fingern; das Wort: Tasten oder Gestast ist mir stark zuwider) diesen magst Du zuweilen auch auf die Probe stellen. Laß Ida die Augen zuthun, und durch ihr bloßes Anfühlen Deine und Gertruds Hand unterscheiden; oder den wächsernen Apfel von dem wirklichen; oder das leinene Hemdchen von dem kattunenen Kleide u. s. w. —

Unterscheidet ihr Gefühl dies richtig und schnell, dann übe sie in feinerem Unterscheiden. Aber die Uebungen des Gesichts und Gehörs müssen fortgesetzt werden. Die sind wesentlich. Durch die bekannten fünf Thore ziehen ja alle Vorstellungen in die junge Menschenseele ein. So wollen wir sie denn auch öffnen, so gut

wir können; besonders die, durch welche dem Menschen die menschlichsten Vorstellungen kommen!

Du sagst, daß Ida so große Freude hat am Rauschen des Windes in Deinen hohen Pappeln, am Gesang der Vögel, an den bunten Farben der Blumen: o laß sie, so viel nur möglich ist, im Freien seyn! Nichts bildet den Sinn für schöne Natur glücklicher aus, als das Leben in der Natur.

A c h t e r B r i e f .

Raum bin ich von Dir und Deinem Engel zurück, so muß ich schon wieder schreiben! Wie ist mir der Abschied von Dir und dem holden Kinde so gar schwer geworden! Ich träume fast jede Nacht von Euch, oder vielmehr von einem Gemälde einer heiligen Familie, auf die ich aber Euer Bild übertrage. O Emma, glückliche Emma! Welch ein Kind ward Dir zu Theil! Gewiß Du wärst vor hundert Müttern zu entschuldigen, wenn Du

Ida durch allzuweiche, allzuzärtliche Aufmerksam-
 keit verwöhntest; ja, wenn Du selbst sie
 verzdgest! — Aber das wirst Du nicht;
 dafür bürgt mir alles, was ich in den drei
 Monaten von Deiner Verfahrensart gesehen.
 Ich könnte jetzt vielleicht aufhören, Dir zu
 schreiben, und doch war Deine Bitte um fer-
 nere Leitung so herzlich, und Dein Vertrauen
 auf die größere Erfahrung und Geistesreise
 Deiner älteren Freundin so innig, daß ich
 nicht zu widerstehen vermag. Ich fahre also
 fort, Dir meine Ideen über Ida's fernere
 Bildung mitzutheilen. —

Unbeschreiblich hat mich des Kindes feiner
 Sinn für Reinlichkeit erfreut. Ich habe ver-
 gessen Dir zu erzählen, wie sie einmal so
 traurig dasaß, als sie die kleinen Fingerchen
 beschmutzt hatte, und Du hinaus gerufen wur-
 dest, ehe Du sie reinigen konntest! Gegen
 mich war sie noch blöde; ich merkt' es nicht
 gleich, was ihr fehlte, bis ich sie still weinen
 sah. Als ich nun fragte, was ihr fehle, sah
 sie beschämt auf ihre Hände, und stammelte
 endlich: Liebe Tante, bitt' abwischen. Ich

wusch die kleinen Hände und küßte sie auf die Wange, und von dem Augenblick an waren wir vertraut. — Dieser Sinn ist eine der weiblichen Grazien, die bis ins späteste Alter uns einen Schimmer der Liebenswürdigkeit bewahren. Den sollen wir in unsern Kindern ja recht wach zu erhalten uns bestreben. Wenn wir mit Ida über den Hof in den Garten gingen — wie sie so sorgfältig allem Unreinen auswich, ohne daß Du sie zu erinnern brauchtest! Eines Abends, ich weiß nicht wo Du wardest, kam Woldemar, der im Garten gearbeitet hatte, mit ganz schwarzen, erdigen Fingern auf sie zu und wollte sie neckend liebkosen: heftiger hab' ich das Kind noch nicht weinen gehört, als da. Woldemar erschrak, ging still hinaus, wusch sich, brachte ihr eine Rose aus dem Garten — sie lächelte ihm zu, schluchzte aber noch, und nun küßte Woldemar sie mit dem ganzen Ungestüm seiner Liebe. Da lachte der kleine Engel und sagte: Ida nicht mehr weinen! — Es war ein himmlischer Anblick. Und wie muß Deinem Mutterherzen da so wohl seyn! —

Kleide Ida nicht in dunkle Zeuge. Wäre sie ein sehr lebhaftes Kind und triebe sich gern achtlos herum, dann würde ich mehr dazu rathen, damit sie selbst sich nicht gewöhnte, sich mit Flecken zu sehen. Aber jetzt — es giebt kein sichreres Mittel ihren Reinlichkeits-sinn ferner auszubilden, als sie weiß oder doch in zarte Farben zu kleiden, weil sie es da am ersten gewahr wird, wenn sie nicht reinlich aussieht. Soll sie sich im Garten herumtummeln, so binde ihr ein schwarzes Schürzchen über.

In diesem Stücke muß die wackere Gertrud noch besser in Deinen Sinn eindringen lernen; das habe ich ihr auch eingeschärft, damit Ida sie immer mit Liebe und Wohlgefallen sehe. Sie hat hierin noch zu viel von dem Stande, dem sie angehörte, bevor sie zu Dir kam. Ihm scheint Reinlichkeit hoher Luxus, den man sich nur Sonntags erlauben darf. Auf meine Frage: ob sie nur Sonntags von Dir und Ida geliebt seyn wolle? ging sie schweigend und beschämt hinaus, und kam sauber gekleidet, aber erröthend bei meinem Blick auf

sie ins Zimmer zurück. Ich ging zu ihr, klopfte ihr sanft auf die Schulter; sie blickte nieder und sagte: ich will mich bessern. Du halte darauf, daß sie sich wirklich von diesem fast einzigen, aber großen Fehler bessere, obgleich es ihr wehe thun wird! Und wenn Du ihr Geschenke machst, laß es immer lieber sauberes Leinzeug seyn, als irgend etwas elegantes. Zur nahen Messe schicke ich ihr ein Duzend leinene Schürzen. Verdirb mir diesmal die Freude nicht damit, daß Du ihr auch welche schenkst: sie wird mich wol verstehen, was ich damit meine.

Ob man auch wol allzureinlich seyn könne? fragte mich neulich einmal eine Verwandte in vollem Ernst. Ich nicht, war meine Antwort; denn mir fehlt zum „genug“ noch manches. Vielleicht kann es niemand zu sehr seyn: aber auf eine mißverständene, pedantische Weise kann man es wol seyn. Diese Frage kommt mir vor, wie die, ob man zu gut seyn könne? Könnte man das seyn, so wäre das vollkommenste Wesen gerade dadurch ein unvollkommenes. Wol aber ist weiche

Güte, da wo Ernst, ja Strenge hingehört —
Schwäche, und Schwäche ist nicht Güte. —

Von der Hausfrau, die sich selbst und ihre Geräthe täglich mehrere Male zur bestimmten Stunde waschen wollte, ohne ein Stäubchen an sich oder den Sachen wahrzunehmen; die ihre Stuben und Kammern ohne weitere Veranlassung täglich waschen ließ, und darüber im Winter fast nie einen trockenen Fußboden und eine dunstreine Luft im Zimmer hätte — von der würde ich nicht sagen, daß sie zu reinlich sei: ich würde es ohne Bedenken Reinlichkeitspedanterei nennen.

Eben so wenig kann man zu ordentlich seyn, wenn nämlich Ordnung Charakterzug am Weibe ist. Wol aber kann man die Mechanik der äußerlichen Ordnung zu weit treiben, und durch kleinliche Pedantereien in diesem, wie in vielen Stücken, ein freies, großes Gemüth gewaltig ängstigen, wenn man ihm nämlich seine Ordnung auf eine läppische Art gerade in dieser Form vorschreiben will. Laß unsern Liebling diese schönen weiblichen Tugenden in der lieblichsten Gestalt sehen und üben lernen.

Fern sei von ihr alles Aengstliche dabei. Ihr heftiges Weinen, als Woldemar sie beschmutzen wollte, läßt mich ahnen, daß ihr schöner Hang zur Keuschheit einmal zu stark werden könnte. Und deshalb bitte ich, sporn' ihn nicht zu sehr. Ueberhaupt bedürfen ja nur die schwächern Triebe zum Schönen und Guten der Anfeuerung. Die natürlich starken erheben und befestigen sich von selbst.

N e u n t e r B r i e f .

Dies ist der neunte Brief, den ich Dir über Ida's Erziehung schreibe, und noch war mit keinem Wort vom Gehorsam die Rede. Solltest Du hieraus schließen, daß ich ihn aus der ächten Pädagogik verbannt wissen will? Da wärest Du im Irthum, liebste Emma. Selbst bei der Knabenerziehung halte ich bis zu einem gewissen Alter unbedingten Gehorsam für nothwendig. —

Bei Mädchen, deren ganzes Leben nicht bloß Gehorsam gegen die Gesetze des Rechts

und Wahren, sondern auch gegen die des Schönen und Schicklichen seyn soll, muß er früh zur Natur werden, und sich in Gefühl verwandeln, das mit Blitzesschnelle wirkt. — Ehe von Gründen nur die Rede seyn kann, muß die weibliche Seele schnell das Schicklichste für jeden Moment erkannt, ergriffen, und durch ihr Handeln dargestellt haben. — Damit nun diese Gesetze sich tief in ihr Wesen eindrücken, muß ein leises, mißbilligendes Kopfschütteln von Dir schon genug seyn, Ida von dem abzuhalten, was sie nicht thun würde, wenn ihr Verstand reif genug wäre, seine Unzulässigkeit zu begreifen. Dein Urtheil sei für sie das Tribunal der Schicklichkeit, von dem nicht appellirt werden kann. Bei der fast anbetenden Liebe zu Dir, wird es der Kleinen auch so bald noch nicht einfallen zu fragen: warum soll ich das nicht thun? warum das nicht sagen? — Doch mit dem zunehmenden Verstande, und mit dem Gefühl der Kraft wird auch der eigene Wille hervortreten, und das Bedürfniß, das Warum eines Verbotes zu wissen, kann bei solchen Dingen

nicht ausbleiben, die vor den Nichtstuhl der Vernunft gehören. Sieb ihr Gründe, so bald sie sie, und solche, die sie fassen kann.

Mache ihr die innere Nothwendigkeit anschaulich, erkannten Gründen immer zu gehorchen. Ich spreche von der Zeit, wo schon von Vernunftgründen die Rede seyn kann; sie wird kommen.

Ida will z. B. im nahen Sommer gern aufs Land, und kann es nicht erwarten, bis sie zu ihrem Gärtchen kommt, und zu ihren Blumen, ihren Hühnern und ihrer kleinen Volière. Sie weiß, wie auch Du am Landleben hängst. Du hast aber ihrem abwesenden Vater versprochen, bis zu seiner Wiederkehr die Aufsicht über den Bau und die Einrichtung seiner neuen Zimmer in der Stadt zu haben. Sehr begreiflich läßt sich's dem Kinde hieran machen, wie man sich es oft auflegen müsse, auch seinen süßesten Wünschen zu entsagen. — Aehnliche Veranlassung zu solcher Belehrung giebt das tägliche Leben genug. Gebrauche die hervorspringendsten dazu; aber nur so oft sie Dich darum angeht. —

Vor dem zu häufigen Raisonniren mit Kindern kann ich nicht laut genug warnen; von seiner Schädlichkeit hat mich manches Beispiel in meinem Erfahrungskreise überzeugt. Ich kenne kaum noch einen so verderblichen Mißgriff in der Erziehung, als das ewig moralisirende Raisonnement. — Ich erinnere mich besonders eines traurigen Mißgeschöpfes solcher Erziehungsmethode, das mit nicht ganz schlechten Anlagen das widerlichste, unleidlichste Geschöpf geworden war. Es ist ein einziges Kind kränkelder Aeltern, die es frühe zum Ausbund des Verstandes und der Klugheit bilden wollten. Sie hatten Dina gewöhnt, nichts zu thun, wovon man ihr nicht den Grund gesagt hätte, und nichts auf Treu und Glauben, nichts ohne Widerspruch anzunehmen. Nun ist das arme Geschöpf aber keine von den tiefen Seelen, die um des Gewißwerdens willen zweifeln, um der Ueberzeugung willen fragen, und aus Geistesbedürfniß nicht eher ruhen, als bis sie den Dingen so weit nur möglich auf den Grund kommen. Die flachen Geschöpfe, zu denen Dina gehört, fragen nicht

um der Antwort willen; sie fragen, um nicht hören zu dürfen was gesagt wird — oft auch nur, um ihre eigne Stimme zu hören. Dina hat sich einen solchen Frag- und Einwendungsmechanismus eigen gemacht, daß es einem verständigen Menschen fast unmöglich ist, es länger als ein Paar Minuten mit ihr auszuhalten, und daß auch die Geduldigsten sich bald unwillig von ihr wegwenden, weil sie bei aller Gutmüthigkeit sich der Bemerkung nicht enthalten können, daß Dina's Fragen und Einwürfe mit der Sache, von der die Rede ist, fast gar nicht zusammenhängen. — Jetzt ist sie erwachsen: und war sie als Kind schon widrig, so ist es jetzt eine wahre Strafe, mit ihr zu seyn. Und woher diese erbärmliche Geistesverkrüppelung? Daher — weil die armen Aeltern sich an den ersten naseweisen Fragen, und an der Gesprächigkeit der kleinen Kreatur, als an hervorragenden Geistesfunken, ergößten und sie laut applaudirten! — Jetzt ist sie so weit, daß sie den Widerspruch schon auf der Zunge bereit hält, und daß er oft losbricht, noch ehe sie gehört hat, was man eigentlich sagen

wollen, welches oft zu den lächerlichsten Auftritten Anlaß giebt.

Wenn es der reisenden Geisteskraft eigen ist, überall nach Grund und Ursach zu fragen, so ist Zuversicht zu dem reiferen Verstande und Glaube an das Wort der Guten, auch der entschiedenste Zug in dem Charakter der Kindlichkeit.

In dem Vater sehe das Kind den Repräsentanten des Wahren; in der Mutter den Inbegriff des Schönen und Guten. An beide soll es unbedingt glauben, so lange bis es selbst die Frucht vom Baum des Erkenntnisses brechen kann.

Du siehst also, liebe Emma, daß der Gehorsam, nach meiner Einsicht, ein sehr wesentliches Stück der Erziehung ist; und dennoch würde der mich sicher mißverstehen, der hieraus schloße, daß ich blinden, slavischen Gehorsam in Schutz nähme. Gehorsam, der aus Liebe und Vertrauen entspringt, heiligt den Menschen, und weiht ihn zur Religion — ja, er ist selbst schon Religion. Gehorsam gegen die bloße Willkühr eines Andern, den man

weder lieben, noch ihm vertrauen kann, macht feige Sklavenseelen — und heuchlerische Augen: diener: wie könnte der zur Erziehung gehören! Aus der unsrigen sei er auf immer verbannt. —

Angeben läßt sich die Periode des kindlichen Lebens freilich nicht, wo Glaube und Gehorsam sich mit eigener Einsicht und Ueberzeugung verweben und wo sie ihr allmählig Platz machen müssen. Aber es giebt auch in dem früheren kindlichen Alter (oft schon vor dem siebenten Jahre) Fälle, in welchen das Kind die Gründe unserer Vorschriften fassen kann; und dann sollen wir sie ihm nicht vorenthalten, damit sein übriger gläubiger Gehorsam dadurch einen edlen Charakter gewinne, und eines freien Wesens würdig werde. —

Auf Ida's Frage: (wenn sie sie einst thun sollte) Mutter, warum muß ich denn alle Tage etwas arbeiten? wüßt' ich keine bessere Antwort, als die: Weil du sonst Langweile haben, und aus Langweile unvernünftig seyn könntest, und ich dich dann strafen müßte.

Wenn sie aber fragen sollte: Liebe Mutter, warum willst du denn nicht, daß ich mit Catharine ausgehe? ich höre doch so gern, was die Leute auf der Straße sprechen! Dann würde ich mich auf kein Darum einlassen, sondern mein Verbot ernstlicher wiederholen, und ihr dabei sagen, daß sie die Ursach noch nicht begreifen könne. —

Ein Haupthinderniß des kindlichen Gehorsams sind gewöhnlich die vielen, oft sehr unnützhigen Verbote, die den Kleinen alle ihre Wünsche mit Dornen umzäunen, und sie zum gewaltsamen Durchbrechen nöthigen, falls sie nicht in jämmerliche Indolenz versinken, die alles über sich ergehen läßt, und ihre ganze Freude in Schlafen, Essen und Trinken sucht. — Gestatten wir den kleinen Wesen alles was wir können, verbieten wir ihnen nichts, als das wirklich Schädliche, gestehen wir ihnen aufs erste Wort der bescheidenen Bitte das zu, was wir bewilligen können und dürfen, schlagen wir ihnen nie ab, was wir hernach doch zugestehn, lassen wir unser erstes verweigerndes Wort auch das letzte seyn: so werden

sie sich bald zu der ehrerbietigen Resignation gewöhnen, die ihnen so heilsam ist. —

Es ist eben so schädlich, sich etwas von Kindern abbetteln, als abtroken zu lassen. Auch ist die beharrliche Bettelei nur eine andere Art von Trotz, die gleichfalls auf die Schwäche der Aeltern berechnet ist. —

Der früheste Ungehorsam entsteht gewöhnlich aus der Lüsterheit nach dem, was die Erwachsenen vor den Augen der Kinder genießen und ihnen versagen, und dessen sich die Kleinen zu bemächtigen suchen, sobald sie unbenutzt zu seyn meinen. Wie ist dem abzuhelfen? — Bei unserer jetzigen Lebensweise wol nicht so ganz leicht. Wären unsere Genüsse einfach, ja dann fiel diese Schwierigkeit weg: wir ließen sie an dem, was unsern Gaumen erfreut, ihren Antheil haben, und damit wäre die Sache abgethan, und des Kindes Wunsch gestillt, ehe er zur schädlichen Begierde werden könnte. Aber bei unserer Lebensweise — wo so vieles zum täglichen Genusse gehört, was zum wenigsten der physischen Entwicklung des jungen Menschenwesens nicht günstig, und so

oft wol sehr schädlich ist — was ist da zu thun? — So lange Kinder noch am Tage schlafen, lasse man sie früher essen, und während der Mahlzeit der Kelter schlafen! —

Kinder verdauen schnell, daher ihr oft erneuter Magenreiz während des Tages, daher ihr öfteres Verlangen nach Speise. Laß Ida nie lange warten, wenn sie etwas fordert, so lange es nämlich wirklicher Hunger und nicht Leckerei ist. Gieb ihr zeitig ihr Frühstück, so wie sie des Morgens aufgestanden, gewaschen und angekleidet ist. Früher niemals. Milch, Wasser und weiß Brot ist ein herrliches Frühstück für gesunde Kinder. Fodert sie um zehn Uhr wieder: gieb ihr ein Stückchen leichtes Kockensbrot und einen Apfel oder anderes Obst. — Noch kann Ida ihre kleine Mittagsmahlzeit um zwölf Uhr vor euch halten, und dann schlafen. Fodert sie um drei oder vier Uhr ihr Vesperbrot, so laß sie es sogleich haben, damit der Hunger nicht mächtig werde, und sie zur Ungeduld reize. Gieb ihr auch da niemals Backwerk. Ein Stückchen Kockensbrot oder gutes Weizenbrot und etwas Obst

oder Milch, aber nur eins von beiden, sey ihr bescheiden Theil. — O ich bitte, so sehr ich bitten kann, halte streng hierauf und laß den gesunden Appetit nicht zur Lüsternheit werden! — Mit heiterer Freude verzehre sie, wie bisher, ihr kleines Mahl. —

Ist Ida aber in dem Alter, wo sie des Schlags am Tage nicht mehr bedarf, und hast Du sie gern am Tisch schon bei Dir: dann gewöhne sie gleich nur von einer, höchstens zwei Speisen am Tisch zu haben, aber von solchen, die dem kindlichen Gaumen angemessen sind, und von dem jungen Magen leicht verarbeitet werden können. Laß sie in diesen Speisen sich nach Wohlgefallen sättigen. Ein gesundes, nicht durch Leckereien überreiztes Kind ist nicht zu viel; man kann es gewähren lassen. Hast du eine starkgewürzte Schüssel auf Deinem Tisch, wie Dein Bruder oder Dein Mann sie liebt, laß Ida nicht davon kosten, statt dessen aber laß sie eine angenehme Milchspeise haben, oder gekochte Früchte u. dergl. Diesem Geschmack bleiben Kinder, besonders Mädchen, lange, und oft für's ganze Leben getreu.

Und er ist unserer Natur so gedethlich! Laß auch Ida noch lange keinen Senf und andere scharfe Dinge kosten. Eben so wenig Kaffee oder süße Weine.

Sie sieht euch täglich Wein trinken. Gieß ihr etwas guten rothen Wein oder auch Rheinwein unter das Wasser, wenn sie am Tische trinken will. Laß sie aber während dem Essen nicht viel trinken; wol aber eine Stunde nach Tische, wenn sie durstet — doch dann nur Wasser, so lange sie völlig gesund ist. Wie sie bei dieser Diät gedeihen wird, daran sollst Du Deine Freude sehen. —

„Aber wird denn die Frau geh. Räthin D — ihr allerliebstes Kind immer so streng halten?“ fragte mich neulich Frau von Z — „Ich hoffe sie wird stark genug seyn,“ entgegnete ich. „Aber mein Gott, was soll denn nun das? Wenn Ida nun groß ist, so kann sie ja nicht mit andern Leuten essen, weil sie dann aller Speisen ungewohnt ist, die man auf guten Tischen giebt!“ — „So wird sie ihrer gewohnt werden. Und wenn sie ihr alsdann nicht bekommen, oder sie keinen Ap-

petit dazu hat, so wird sie auch dann noch von einer oder zwei einfachen Schüsseln essen, die sich ja auf jeder guten Tafel auch finden — des herrlichen Obstes nicht zu gedenken, das bei jedem Dessert nicht fehlen darf, und wovon Ida eine besondere Freundin ist.“ — „Aber das arme Kind entbehrt denn doch viel, wenn es niemals feine Backwerke, künstlich gemischte Gerichte und süße Weine bekommt! Wir Erwachsenen wissen am besten, wie das schmeckt, und wie wohl einem dabei ist! Sollte man denn nun seinen Kindern das nicht auch gönnen?“ — „O hätten Sie die kleine Ida bei ihren Mahlzeiten gesehen! wären Sie einmal gegenwärtig, wenn ihr Sagosüppchen, ihr Reisbrey, ihre Fleischsuppe u. dgl. gebracht wird: wie sie in die kleinen Hände klopft, und wie sie alles anlacht, was um sie ist! Jeder, den sie lieb hat, muß einen Löffel voll davon haben, sobald ihre erste Begierde gestillt ist. Von ihrer Suppe müssen die Mutter, der Onkel und Boldemar und die Gertrud durchaus kosten, und dann jubelt sie, und fällt wieder von neuem darüber her. Vom Apfel kriegt

auch sogar der Kanarienvogel sein Theil. — Gewiß, Frau von Z., Sie würden Ida nicht mehr bedauern, noch meine Freundin tadeln, wenn Sie einmal bei der Fürstenmahlzeit dieses glücklichen Kindes gegenwärtig gewesen wären.“ — Frau von N., die mir zugehört, kam an mich, und drückte mir leise die Hand — —

Zehnter Brief.

Im nächsten Frühling kommst Du mit Ida zu uns. Da wird sich eine neue Welt für sie aufthun. Die Ortsveränderung pflegt auf die Verstandesentwicklung einen sehr beschleunigenden Einfluß zu haben, besonders, wenn Kinder lang genug an dem neuen Ort verweilen, daß die Bilder an der jungen Seele nicht zu schnell vorübergleiten. Auch bekommt man so einen sehr richtigen Maßstab für ihre Gedächtniskraft, wie für ihren Bemerkungsgeist. — Mit Erstaunen gewahrt man oft, daß sie bemerkt ha-

ben, was uns fast entgangen war, und behalten, was wir längst wieder vergessen.

So gern ich es aber habe, daß man noch junge Kinder bey kleinen Lustreisen von wenigen Meilen mit sich nehme, besonders auch um die ängstliche Blödigkeit zu verhüten, die sich der Kinder bemächtigt, wenn sie in langer Zeit niemand, als die Mutter und die Wärterin sehen: so ungünstig finde ich es der wahren Ausbildung, wenn man Kinder von den ersten Lebensjahren an mit auf großen Reisen herumschleppt, wo aller Nutzen des Gesehenen verloren gehen muß, weil die neuen Bilder einander so schnell folgen, daß immer eins das andere aus der Seele verdrängt und keines ihr neue Ideen zuführen kann. — Laß Dich also keinen Vorschlag der Art reizen, liebe Emma! Deine Freundin in Paris mag es gut meinen, wenn sie Ida, sobald sie heranwächst, der französischen Sprache wegen nach Frankreich locken will; und die Tante in Rom will ihr auch wohl, wenn sie vom zehnten Jahre an anfangen will, des Kindes Kunstsinne in Italien zu bilden: aber laß

Dich durch das Schimmernde dieser Vorschläge nicht bewegen! Die französische Sprache — wahr ist es, es kann kein sichereres Mittel geben, sie, wie die deutsche Muttersprache, und selbst besser und geläufiger noch reden zu lernen, als wenn man von früh an nichts andres sprechen hört, als sie; aber darf sie jemals Hauptaugenmerk bei der Erziehung eines deutschen Kindes werden? — Nicht einmal eine französische Wärterin würde ich dem Kinde gern zugestehen! Von deutschen Aeltern ließ das Schicksal es geboren werden: Deutsch sei die erste Sprache, die es hört, die es lallt, durch die es, und für die es sein Sprachorgan entwickelt. Deutsch sei der Sinn, der Charakter, der Geist, der sich ihm ausprägt, und auf welchen die Sprache gewiß keinen unbeträchtlichen Einfluß hat.

„Aber wie wird es späterhin noch die völlige Geläufigkeit erlangen?“ Und wenn es sie nie bekäme —: die Sprache des Auslands darf nicht Hauptsache in der deutschen Erziehung werden! „Für die höhern Stände ist die französische Sprache einmal ein nothwendiges Uebel. Meine Lage und Deine Verhältnisse machen uns

die Geläufigkeit dieser Sprache fast nothwendig, und so muß auch Ida sie sprechen lernen, weil sie in Deinen Verhältnissen wahrscheinlich fortleben wird“ so sagt Dein Mann. Sorge also für das, was für diesen Fall Bedürfniß ist, aber nur nicht auf Kosten des Wesentlicheren! Wenn Ida etwa sechs oder sieben Jahr alt ist, und das Deutsche gut und rein spricht, dann fange Du selbst an, täglich zu bestimmten Stunden ihr alles französisch zu nennen, was sie vor sich sieht. Lege ihr Abbildungen von allerlei Gegenständen mit französischer und deutscher Benennung vor: hast Du das eine Weile gethan, dann laß die deutschen Namen davon, und laß sie bloß die französischen nennen. (Ich setze voraus, daß sie um diese Zeit deutsch, und zwar schon gut lesen kann. Viel früher mücht' ich nicht gern, daß sie es gelernt hätte; doch davon ein andermal.) Wenn sie also gut deutsch liest, und nicht eher, so mache ihr von allen ihren Lieblingsgeschichten in ihren gewohnten Lesebüchern französische Uebersetzungen — für's erste recht wörtlich getreu, und laß Dir diese Uebersetzungen von den bekannten Geschicht:

hen oft lesen; dann erzähle Du ihr französische, oder lies ihr dergleichen vor, und laß sie Dir deutsch erzählen; endlich überseze sie ins Deutsche, und laß sie die Kleine Dir wieder französisch erzählen, so wird ihr die Sprache schon geläufig werden. Setze dann täglich eine Stunde fest, wo sie Dir alles französisch sagen muß, was sie erwiedert haben will, und halte ihr späterhin, allenfalls auf ein Jahr, oder ein Paar Jahre, eine Französin. Dann hast Du alles gethan, was man, wichtigerer Dinge unbeschadet, für eine fremde Sprache thun darf. Willst Du dann auch einmal noch eine Reise mit ihr nach Frankreich machen, so wird ihr diese, außer dem Gewinn für die Sprache, nun noch ganz andere Vortheile bringen, da sie ihr jetzt nicht anders als nachtheilig seyn könnte. —

Warum ich so sehr gegen das Reisen mit ganz jungen Kindern bin, hat außer jenem erst genannten Grunde (daß nämlich alle neuen Gegenstände zu schnell und zu flüchtig an ihrem Geist vorüber eilen, nichts einen bleibenden Eindruck machen kann, und eine gewisse, späterhin schwer zu besiegende Zerstreuetheit angewöhnt

wird,) noch manchen andern, gewiß nicht unwichtigern.

Wir häuslich erzogenen Frauen kennen das süße Gefühl, das in uns rege wird und unser Gemüth auf eine so einzige Art bewegt, so oft unsere frühesten Kinderjahre mit allen ihren schönen Erinnerungen lebendig vor uns hintreten und uns holdselig anlächeln. Und was kann uns inniger bewegen, als der Anblick des Stübchens, wo unsere Wiege stand, des Spielzeugs, das wir zuerst lieb hatten, der Plätze im väterlichen Garten, auf welchen wir am liebsten spielten! O wie hängt das unzerstreute Herz so treu, so warm an seinen ersten Freuden! Ja,

Der Sonnen schönste wärmt das Land,

Und heilig ist die Erde,

Wo vormals unsre Wiege stand,

Am väterlichen Herde.

Vor allen Bäumen grünt der Baum,

In dessen kühlen Schatten

Wir unsern schönen Kindertraum

Am Frühlingsabend hatten — — —

Was soll dem Menschen diese einzig schönen Gefühle ersetzen, wenn ein frühes Umhertreiben von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, diese heilige Vorliebe für's Vaterland, dieß schöne Vorurtheil des Herzens, das die unverdorrene Natur so eng an das Vaterhaus knüpft, gänzlich in uns verlißt hat? — Und nun vollends unser Geschlecht —: wie soll sich die schöne Häuslichkeit in uns entwickeln, wenn wir frühe zum Gasthof-Leben, und, was von selbst daraus folgt, zur höchsten Ordnungslosigkeit gewöhnt sind? — Nicht wahr, meine Emma, Du bringst der französischen Sprache kein solches Opfer? Du gehst mit Ida nicht nach Frankreich?

„Soll ich aber überall mit ihr gar nicht reisen?“ O ja, liebste Emma! Wenn ihr Charakter hinlänglich ausgebildet und gegründet ist, wenn sie sich an soliden Kenntnissen genug erworben hat, und Du kannst zur Vollendung ihrer ästhetischen Bildung eine Reise mit ihr nach Rom oder Paris machen (leider ist jetzt die Frage, ob man den heiligen Boden ohne die Schätze der Kunst, die ihm sonst

eigen waren, oder die Kunstschätze auf dem fremden Boden besuchen soll?) dann magst Du jenen Vorsatz ausführen! Was könnte auch dann Deine Freundin, die selber so gerne reist, dagegen haben — wenn nämlich Deine Verhältnisse Dir so eine Reise gestatten, oder sie vielleicht gar fordern! Aber vor allem laß Ida erst in dem heimischen Boden recht wurzeln, und besonders im väterlichen Hause; und daß ihr ja dieß der liebste Aufenthalt von allen sey! —

E i l f t e r B r i e f .

Ida wird übermorgen vier Jahr alt, und da muß ich ihr ja ein Angebinde senden! Auch erhältst Du hierbei ein ganzes Kästchen voll kleiner Sachen, die ein vierjähriges Herz erfreuen können. Erstlich erhält sie eine wirklich schöne Puppe, (die schönste, die ich haben konnte) in eine leinene Chemise gekleidet, und mit einem kleinen Mäßchen; dann eine andere,

ein wenig häßlich, aber sehr elegant gepuht ist. Laß Ida jeder von ihnen einen Namen geben, und gib doch Acht, wie sie sie nennen, und welche sie am liebsten haben wird! — Dann erhält sie eine komplette kleine Wirthschaft, mit allem Zubehör; eine Schachtel mit Rechenpfennigen, und eine Schiefertafel nebst Schwamm und Griffel. Auch für sie selbst von meiner Hand gearbeitet, ein rothes Kleidchen und ein weißes. Es kommt wenig darauf an, welches ihr von beiden das liebste wird, aber ich möcht' es doch wissen. Das, welches sie vorzieht, laß sie tragen, und kleide sie auch künftig so. — Es ist gut, daß Kinder frühe einen eignen Geschmack haben, und ihm in ganz unschuldigen Dingen auch folgen dürfen. — Daß sie auf nichts der Art mit Eigensinn bestehen darf, braucht nicht gesagt zu werden. —

Beobachte sie fleißig, ob die kleine Wirthschaft ihr Freude macht, und ob sie einigen Trieb zeigt, es alles gut in Ordnung zu halten. Hat sie keine besondere Freude daran; so bewahre den ganzen kleinen Kram bis auf ein

andermal, damit sich kein schaler Ueberdruß in ihre Seele schleiche. Mache es auch mit den Puppen so, wenn sie sie nicht lieb hat; und laß sie überall nichts um sich haben, das sie nicht lieben kann. Frage sie aber nicht darum, raisonneire nicht mit ihr darüber, sondern merke es ihr ab, und thue das im stillen bei Seite, dessen sie müde zu werden anfängt. Gerade die am glücklichsten organisirten Kinder werden alles leicht müde, woran ihre Thätigkeit sich nicht üben kann. Und deshalb habe ich zu diesen andern Herrlichkeiten die Rechenpfennige und die Schiefertafel hinzugethan.

Durch diese einfältigen Mittel kannst Du nicht nur sie manche Stunde angenehm beschäftigen, sondern anfangen, sie rechnen, schreiben und lesen zu lehren, indem sie bloß mit der Mutter zu spielen glaubt. —

Das Wie bei dem Rechnen will ich Dir nicht angeben. Es liegt zu sehr in der Natur der Sache. Nimm allenfalls Pestalozzi's Methode des Rechnens zur Grundlage. Was er mit Strichen und in Quadraten vorbildet, das

bilde Du mit diesen Rechenpfennigen nach, und gehe eben so stufenweise, wie es diese Methode fordert. — Du wirst Deine Freude haben, wie bald Ida zählen, zusammenthun, abziehen, vermehren und theilen lernen wird.

Zu anderer Zeit male ihr Buchstaben auf der Tafel vor, immer nur wenige auf einmal, bis sie sie getreu nachmalt; dann wieder andere, und kann sie auch die nachzeichnen, dann wieder andere, bis sie das ganze Alphabet schreibt. Daß sie beim Schreiben die Buchstaben auch nennen lernt, versteht sich. Ist ihr das recht geläufig, dann schreibe ihr ganz einfache Sylben vor, dann die aus vielen Buchstaben zusammengesetzten, und laß sie auch diese richtig aussprechen. Nun mehrsyllbige Wörter; dann schreibe ihr kurze Sätze auf, dann, was von ihr selbst oder von Dir gesprochen worden. Hernach laß sie Dir auf der Tafel kleine Briefe schreiben, die Du ihr beantwortest, und so wird sie schreiben und lesen fast zu gleicher Zeit können. Wenn Du Dich Anfangs der lateinischen Buchstaben bedienst, so

hast Du den Gewinn davon, daß sie auch die Druckschrift schneller liest, weil die mit den geschriebenen lateinischen Lettern mehr Aehnlichkeit hat, als mit den kleinen deutschen. Doch bitte ich Dich, mit dem Lesen der Druckschrift nicht sehr zu eilen, weil es keine Bücher giebt, die ein Kind von vier bis sechs Jahren versteht, und keine solche geben kann. Alles was man der Art für Kinder zusammengekünstelt hat, läuft auf Erbärmlichkeiten hinaus, wodurch ihnen wol Worte und Phrasen, aber keine Gedanken zugeführt werden. Wenigstens kenne ich kein solches Produkt, das nicht besser ungeschrieben geblieben wäre. Auch scheint es mir eine fast unerreichtbare Aufgabe, ein Buch für Kinder in diesen Jahren zu schreiben, das für sie erreichbar und doch nicht kindisch wäre. Laß Ida lieber noch den ganzen Frühling und Sommer im Garten herumspielen, und sich viel im Freien bewegen: zu den Büchern kommt sie noch zeitig genug.

Unterrichte, ich bitte Dich, Deine Ida auf jede andere Weise lieber, als durchs Lesen,

so lange, bis sie mit ihrem richtigen und klaren Verstande auch ein Buch verstehen kann, das nicht für Kinder geschrieben ist. — Lies dann mit ihr, und überschlage das, was für ihr Alter noch zu früh käme. So wird sie sichern Gewinn haben von ihrem Lesen. Schreibe ihr aber von Zeit zu Zeit eine Fabel oder ein Lied auf, das sie fassen kann, und laß es sie auswendig lernen. Hast Du es ihr vorgesprochen oder gelesen, und hat sie es verstanden, so wird sie es gewiß nicht unrichtig deklamiren, wenn sie auch nicht den ganzen Ausdruck hineinlegen kann. Daß sie es vor Wenigen außer Dir hersagt, versteht sich; es soll ja keine theatralische, sondern bloß eine Verstandes- und Gedächtnißübung werden! es soll zur Entwicklung ihrer Gemüthskräfte dienen! — Die Wahl kann Dir nicht ganz schwer werden, da Du nur unter dem engern Ausschusse Deiner Lieblingsdichter wählst, mit deren Geist Du am vertrautesten bist, und aus den wenigen guten Kinderbüchern.

Lebe wohl, liebste Emma. Auf dieß Kapitel werde ich künftig noch oft zurückkommen.

Es ist mir wichtig. Auch werde ich Dir die sehr kleine Anzahl guter Kinderbücher alsdann bekannt machen, welche Du ohne Bedenken Ida selbst in die Hände geben darfst.

Die Fortsetzung folgt.

G u s t a v u n d V a l e r i e .

S c e n e n ,
veranlaßt durch den Roman der
Frau von Krüdener.

P e r s o n e n :

- G u s t a v .
 - V a l e r i e , d e s s e n F r a u .
 - E r n s t .
 - I s i d o r e , e i n e a l t e V e r w a n d t e G u s t a v s .
 - B i a n k a , e i n e M a t e r i n .
 - C ä c i l i e , V a l e r i e n s s e c h s j ä h r i g e T o c h t e r .
 - E i n i g e B e d i e n t e .
-

Ein Garten = Saal in einem Landhause, welcher von der einen Seite offen ist und eine Gegend am Rheine sehen läßt. Valerie sitzt auf einem Sopha und singt ihr Kind in Schlaf. Cäcilie sitzt in einer Ecke des Saals, spielt still mit einer Puppe und blickt oft verstohlen nach der Mutter hin.

Valerie singt.

Stand ich auf hohen Bergen
Und sah wol über den Rhein,
Ein Schiffein sah ich fahren,
Ein Schiffein sah ich fahren,
Zwei Ritter saßen darein.

Der Eine der darunter war,
Das war ein Grafen = Sohn,
Thät mir sein' Lieb' versprechen,
Wollt' nimmer die Treue brechen — —

Thränen unterbrechen ihren Gesang, sie sieht auf ihr Kind.

Liebkosend. Nicht wahr, du liebst mich,
 goldnes Herz? nicht wahr? — Wie winkt
 es mir so freundlich zu mit seinen großen,
 hellen Liebes-Augen! Es an sich drückend. Du bist
 ein gutes, gutes, treues Kind!

Cäcilie steht auf und legt ihren Kopf auf Vale-
 riens Schoos. Aber ich, ich bin wol nicht dein
 gutes Kind? nicht wahr, Mutter?

Valerie. Auch du! Ich liebe dich eben
 so sehr. Freilich gut warst du heute nicht,
 als du so leichtsinnig mir dein Wort gebrochen.
 Ich hatte dir den Fehler verwiesen, du hat-
 test versprochen, ihn niemals mehr zu thun:
 nach kurzer Zeit begingst du ihn doch wieder!
 Glaub', liebes Kind, durch solchen Leichtsinn
 kann oft dem Andern tiefes Leid geschehn, und
 darum hüte dich immer, dein Wort zu brechen.

Cäcilie. Nicht wahr, Mutter, wie
 Gustav, der dir auch versprochen hat, in vier
 Monaten wieder zu kommen, und noch nicht
 wieder da ist?

Valerie bestürzt. O nein, mein Kind, das
 ist nicht so. Gustav hat nicht Unrecht, er

hat sein Wort nicht gebrochen. Wer hat dir das gesagt?

Cäcilie. Die Muhme sagt's mir: die weiß es wol.

Fräulein Isidore kömmt geschäftig herein.

Isidore. Find' ich Sie wieder in Thränen? Sagen Sie mir nur, was soll das ewige Weinen? — Sie wissen, gnädige Frau, daß mir der Herr Graf streng befohlen hat, über Sie zu wachen, und darauf zu sehen, daß Sie nicht durch immerwährende Traurigkeit auch das Gemüth seines Kindes zum Trübsinn stimmen. Geben Sie Acht, das Kind wird Ihnen noch weggenommen!

Valerie. Mir weggenommen? Wie darf man mir mein Kind nehmen, weil ich um die Entfernung seines Vaters weine? — Aber Sie haben Recht, Isidore: mein Kind soll nicht traurig werden. O! gewiß Sie haben Recht! Was weine ich auch? — Sie sieht ins Freie. — Komm herein, du holde Frühlingsluft! und wie lachst du mir so freundlich, stilles Grün! Willkommen, Vögelchen! du liebst mein Kind

und willst es gern erfreuen! Wie gut meint es die Welt mit ihm! Bunte Jugendfreude, schönstes Liebesglück, Traum von Frühlingsnächten, hingebacht in duftig stillen Lauben: o kehre zurück, und lege dich mit deinen goldnen Schwingen an das Herz des holden, nie zu sehr geliebten Kindes! — Dort fließt der Rhein; die Schiffe ziehn ruhig hin: ihr trugt ihn weg, wann bringt ihr mir ihn wieder? Sie singt wieder: Stand ich auf hohen Bergen u. s. w.

Isidore. Immer und immer singen Sie doch dies Lied. Lernten Sie's nicht von Gustav, als sie zusammen nach Italien reisten? — Ja, damals dachten Sie wol nicht, daß Sie einst sein Kind damit in Schlaf singen würden! Ich möchte nur recht genau wissen, wie alles so gekommen ist! Hören Sie: es soll ein ganzes Buch darüber geschrieben seyn, und ein recht schönes, worin aber am Ende der arme Gustav stirbt. Ich möchte gar zu gern, daß wenn in Gesellschaft davon die Rede ist, ich nun den Andern widersprechen, und jeden Umstand genau erzählen könnte! Da würden nun

alle Andere mich verwundert ansehen, um mich herum treten, und mich über alles genau ausfragen — —

Valerie. Meine Geschichte ist ganz einfach, liebe Isidore. Gustav war der Sorge meines Gemahls empfohlen. Er sah in ihm den Vater, den Freund, das Ideal, welchem er nachstrebte. Er reisete mit uns, und faßte eine heftige Liebe zu mir, die er jedoch heldenmüthig bekämpfte. Seine Verehrung, seine Dankbarkeit gegen meinen Mann stellten ihm seine Leidenschaft als Verbrechen vor, und er verzehrte sich schweigend. Was er für sein höchstes Glück hielt, schien ihm unmöglich: ach! und das Unerreichbare entzündet das Herz mit Sehnsucht. Ich war nie eitel, war einfach erzogen, schüchtern; voll Mißtrauen gegen mich selbst sah ich seine Neigung nicht, und als ich sie bemerkte, glaubte ich nicht daran. Ich liebte ihn mit unschuldigem Wohlgefallen, wie uns eine Lieblingsblume gefällt. Mein Mann blieb mir immer das Höchste; doch wünschte ich, Gustav möchte immer um mich seyn. Gustav verließ uns, und nach einiger Zeit

starb mein Gemahl. Ich lebte still mit Cäcilien, und genoß das Leben in einfachen Verhältnissen und Hoffnungen. Da überraschte mich auf einmal Gustavs Gegenwart. Ich hatte nicht daran gedacht, daß er mich noch lieben könnte, und seine Treue, seine Innigkeit berechtigte, besflügelte mich zu einem Glück, das ich im Leben nie erwartet hatte. Ich stand nun auf dem Gipfel meines Daseins, denn ich kann nur einfach fühlen, leben und lieben. Wir lebten einsam auf diesem Landhaus, sahen fast keinen Menschen: aber ich war im Himmel, denn ein Engel kam zu mir. Auf ihr Kind zeigend, das auf ihrem Schoos schläft. Wundern Sie Sich drum nicht, wenn ich weine: wer im Himmel lebte, dem scheint ein geringerer Zustand schon Verdammniß.

Isidore. Freilich dachten Sie, das müßte immer so fort gehen: immer herrlich und in Freuden. Nun aber, wie wurd' es denn hernach? Nicht wahr, Gustav ward kalt gegen Sie, er langweilte sich, er begehrte wieder in die Welt zurück, ließ Sie allein mit einer zänkischen Verwandten, die immer

aufs Recht sieht? nicht wahr? Es war freilich hart! Aber so sind die Männer; ja ja, so sind sie! —

Valerie, mit zurückgehaltenen Thränen, die sie ängstlich vor Isidoren zu verbergen sucht. Gustav ward kränklich und mußte wegen seiner Gesundheit eine Reise thun.

Cäcilie sieht ihre Mutter an. Mutter, du weinst?

Isidore heftig. Schon wieder? Ich sehe wol, Sie nehmen nicht Raifon an! Ich sage Ihnen, der Herr Graf hat mir alle Gewalt über sein Kind gegeben, denn er weiß, daß ich mit Kindern umzugehen verstehe. Und was mir aufgetragen ist, befolg' ich aufs Genaueste. Er sagt, das Kind soll eine gesunde, kräftige Natur werden, es soll das Leben genießen, nicht bei der kleinsten Mühe verzagen und im zwanzigsten Jahre schon an den Tod denken; und dafür, sagt er, müsse schon in der Kindheit gesorgt werden; es müsse immer fröhliche Gesichter um sich sehen, und aufwachsen, als gäb' es kein Unglück in der Welt. Und dazu leg' er es in meine Hände, denn ich sei

noch aus einer alten gesunden Zeit. — Es thut mir Leid, daß ich so mit Ihnen sprechen muß. Aber Sie sind selbst Schuld mit Ihrem Weinen!

Sie geht zornig weg.

Valerie. Grausamer konntest du nicht gegen mich seyn, als mir diese zur Gefährtin zu geben! Doch du sahst in ihr nur die beste alte Zeit, verehrtest in ihr deine Jugendpflegerin, kanntest ihre Fehler nicht — Du hast nicht Unrecht mit mir. Ja, heimlich gefällt mir alles, was du immer thust. Und hüte dich, mein Herz, je einem Zweifel Eingang zu verstatten! Nur Liebe rettet dich vom Untergang!

Ernst kommt herein. Valerie legt ihr schlafendes Kind aufs Bett.

Ernst. Nun, liebe Valerie, haben Sie Nachricht?

Valerie. Noch keine.

Ernst. Es ist unbegreiflich. Wissen Sie, daß ich entschlossen bin, wenn noch ein Posttag ohne Briefe vorbei gehet, selbst zu Gustav zu reisen?

Valerie. Theilnehmender Mann!

Ernst. Nein, ich kann es nicht länger ertragen, zusehen, wie Sie hier statt der lebendigsten Gegenwart nur ein Schattenleben der Erinnerung führen; wie Sie die blühende Jugend im stillen Kampf gegen Zweifel und Gram verzehren; wie Sie selbst auf Gustavs Seite getreten sind und sein Unrecht gegen Ihr eigen Gefühl in Schutz nehmen, während er, einer erträumten Nothwendigkeit wegen, sich von Ihnen entfernt, und durch gefährliche Mittel seinen strafbaren Mißmuth zu heilen sucht. Ich sollte Ihnen vielleicht dies alles verschweigen oder milder vorzustellen suchen: aber die Gewalt der Wahrheit ergreift mich zu sehr, und ich gestehe es, ich möchte Sie reizen, mehr an sich selbst zu denken, und nicht diese Gaben, welche die Natur Ihnen gab, um Leben und Freude über alles zu verbreiten, durch das ängstliche Nachsinnen über einen einzigen Menschen, durch die quälende Erwartung von einem Posttage zum andern, zu vergessen und zu verlieren. Sie zählen die Stunden, deren Schlag Sie gar nicht ver-

nehmen sollten. Sagen Sie selbst — —
Doch was könnten Sie sagen, um Gustavs
Unrecht zu entschuldigen?

Valerie. Wol kann ich es, und brauche
nur gerecht zu seyn. Was bei mir Treue ist,
wâr' in ihm treulos. Ich liebe nur die Per-
sönlichkeit, er liebt das Schöne in dem Men-
schen. Mich fesselt alles an ihn, selbst seine
Fehler, ich bin verlohren an ein fremdes Wes-
sen: er sucht nur das, was ihm die Welt
entrückt; mit heller Sehnsucht fliegt sein Sinn
der ewigen Schönheit zu, verweilt, wo leise
sich ihr Bildniß spiegelt, und kann nur Ruhe
finden beim Vollkommenen. Daß mich sein
Wesen schmerzt, ist wahr, und dennoch lieb'
ich's. Er ist nicht schuldig, und ich bin es
nicht. Schuldig ist die Zeit, die Welt, das
Unvermeidliche. Sie sehen finster, lieber Ernst?
Es wäre traurig, wenn ich Sie betrübte, da
Sie's so herzlich mit mir meinen! Ich weiß
es wol, daß meiner Jugend still Verblühen Sie
jammert; doch glauben Sie, nicht mehr zu
lieben, wäre für mich das einzige, das größte
Unglück! — Jetzt will ich gehen; ich muß

der Laube pflegen, die Gustav sich im Garten selbst gepflanzt hat. Wenn er einst zurückkehrt, so soll ihm ihr Gedeihen recht wohlthun! —

Valerie geht weg.

Ernst allein, sieht ihr nach. Sie geht dahin im frommen Wahn der Liebe; ihr ganzes Leben ist ein kindliches Träumen: doch weiß ich, es weckt sie manche ängstende Erscheinung, so sehr sie es verheelt! Gustav, du trägst allein die Schuld von ihrem Kummer: das kann ich dir nie verzeihn! Und doch bleib' ich dein Freund! Die Unschuld deines Herzens ist mir gewiß, auch wenn es irrt. Längst hast du dein Inneres mir anvertraut: falsch hab' ich dich nie betroffen. Dich reizt nicht der Gestalten Glanz, nicht der Schimmer der Gefühle; dorthin, wo dir einst auf jener Reise deine Geister im hellen Glanz der Morgensonne und im Thau der Liebestränen aufwachten — dorthin sehntest du dich zurück, als hier der Glanz verschwunden! Freilich war deine Trauer um ihn unmäßig; und nun meinstest du, dort sei deines Lebens Leben, und in die Heimath ruf' es dich zurück — Wer

blindeter! was rückwärts schauen? Vor dringe
 muthig, mit allen deinen Kräften: so öffnen
 sich des Lebens Pforten. Wer zaghaft stets zu-
 rück schaut, dem schließen sich die goldnen Thore
 alle, und ohne Leben findet ihn der Tod. Nur
 wer mit vorwärts gewendetem Blick bescheiden
 oft die Welt und sich vergißt, und so beschwing-
 ten Fußes heiter weiter geht — nur den blickt
 das Leben stets ergeben an, jedes Alter beut ihm
 seine Gaben, und endlos breitet sich vor ihm
 die lachende Zukunft aus. — Doch wohin ge-
 rath' ich? So geht mir's immer: vom Einzelnen
 komm' ich leicht ins Allgemeine, und habe dann
 oft viel gedacht, doch nichts gethan. Nein, nein,
 so soll's nicht seyn! Wär' ich nur früher hier
 angelangt! Gustav, hätt' ich dich hier gefunden:
 du wärst geblieben! Für dich kam ich zu spät
 hier an; doch, hoff' ich, nicht zu spät für sie,
 die ich unendlich lieben muß. Welch ein süßer
 Reiz, Welch ein wunderholdes Wesen in allem,
 was sie thut! Viel erwartet' ich: weit mehr hab'
 ich gefunden. Die Liebe, die Treue macht sie
 zur Heldin. Und was kann ich für sie thun?
 Ihr Trauern trag' ich nicht. —

Man bringt ihm einen Brief.

Von Gustav! Willkommen!

erbricht ihn; lieft, unterbricht sich.

Nicht weit von hier, und doch nicht hier? — Das ist bedenklich! Wie? Nein, das ist unmöglich! Bianka ist bei ihm? sie kömmt hieher? er will, sie soll sein Kind erziehen? Und ich — ich soll das alles einzurichten suchen? Holla, mein Freund, so weit geht's nicht! Treu bin ich, treu wie Gold; aber das ist Verrath an Glück und Liebe! — Betrug willst du? So sei du der Betrogne! Für deinen Frevel mußt du billig büßen: vielleicht bessert's dich fogar. Wenigstens wünsch' ichs herzlich! —

2.

Zimmer in einem Wirthshause.

Gustav. Bianka sitzt und malt, Gustav in einiger Entfernung.

Bianka steht auf und ordnet einiges an Gustavs Stellung. So bist du schön: so soll dein Bild dir gleichen. Sie setzt sich wieder.

Gustav. Du bist so schön, und doch auch so wechselnd, daß, malt' ich dich tausendmal,

ein jedes Bild dem andern ungleich wäre, aber jedes doch dir ähnlich.

Bianka sieht ihn an. So — O, erhalte diesen Blick: du glaubst nicht, wie er dich verschönert. So lieb ich dich!

Gustav. Du liebst mich! süßes Wort! Du weißt nicht, welche Melodie deine Stimme wird, sprichst du es aus. Doch du bist oft so kalt, oft sogar mir fremd.

Bianka. Wie? Bin ich dir nicht hierher gefolgt, habe dem Vaterlande entsagt um deinetwillen? Was thast du dafür? Hat ich dich nicht oft, dein Kind zu dir zu nehmen? Dann hättest du alles, was dein Sehnen begehrte, hättest in Frieden milden Sonnenschein gefühlt, und aller Sinne fröhliches Genügen — —

Gustav. O still; rechet die Liebe so? Verdirb nicht, was du so gut gemacht, und schmälere nicht mein Entzücken über dein Thun. Liebe wohnt im Vergessen, wie der Keim in stummer Hülse. Frei ist das Herz, alles darf es wagen, wo Wahrheit ist; nach allem darf es streben, wofür es Sinn und Kraft empfing. Der Blicke Schimmer, der Glieder Reiz,

der Träume süß Verwirren — das alles sagt,
wie Blüth' und Farbe, liebe mich, eh' ich
vergangen! Und wie in heitrer Nacht der
Sternenhimmel sein silbern Netz ausspannt,
der Menschen Wünsche und Hoffnungen darin
zu fangen: so angelt auch mit tausend hellen
Augen die Schönheit alle Herzen zu sich hin.
O wohl, wer sich ihr, wie ich, in Unschuld
ergiebt, und Himmlisches, wo ers findet,
verehrt!

Bianka vor sich. Noch immer gehet's mir,
wie sonst: ich versteh' ihn nicht. laut. Liebst du
denn auch noch Valerie?

Gustav. Ich huldge ihr, so heiß wie
immer.

Bianka leise. Sonderbar! Doch komm'
es, wie es will, so weiß ich, daß ich nichts
dabei verliere. Die Reise lag in meinem Plan.

Gustav. Du scheinst mir so befangen:
hat dich 'was beleidigt? Vertraue mir deine
Zweifel, ich kann sie lösen.

Bianka. Nein! indem wir sprachen, hab'
ich an dem Bilde verdorben, und das verdriest

mich. Jetzt fehlt mir Muth und Neigung fortzufahren. Bis auf ein andermal.

Sie steht auf.

Ernst tritt herein.

Ernst. } Bin ich hier recht?

Bianka. zugleich. } Sie sind — ?

Gustav. } Darf ichs glauben?

Eine Pause, wo alle drei sich verwundert und fragend ansehen.

Gustav rasch und feurig zu ihm eilend. Er ist's! mein lieber Ernst, mein Jugendfreund! So lange hab' ich dich nicht gesehn, daß deine lieben Züge mir fast fremd geworden! Wie hab' ich mich nach dir gesehnt! Wie bin ich glücklich nun, daß ich dich habe! Ich wußt' es wol, du würdest nicht von mir lassen! Bist du noch so streng wie sonst, und wirfst mich schelten? Ja, schilt nur, lieber Zorniger, du liebst mich doch! er fällt ihm mit ungestümer Freude um den Hals.

Ernst bewegt, ihn umarmend. Du hast recht, ich muß dich immer lieben!

Gustav. Und meine theure, theure Balerie? liebt sie mich noch? Wie freu ich mich, sie zu umarmen! — Gewiß hast du schon

alles gut gemacht, alles wohl bestellt: o ja doch! Ich bin nicht klug, doch darin bin ichs, mir kluge Freunde zu erwählen, und diese machen mir das Leben leicht! Ha, leichtes, frohes Leben, helle Sinne, freudig Herz — —

Ernst reise. Er ist so unschuldig in seinem Irrthum, daß ich ihn lieben muß. Und doch muß geschehen, was ich erst beschloffen. laut. Du bist also bereit mit mir zu reisen? und bald?

Gustav. Sobald du willst: den Augenblick! Ich brenne vor Verlangen nach meiner Heimath — zu Bianca. Doch ist's auch der lieben Reisegefährtin recht, sich sogleich zur Reise zu rüsten?

Bianca etwas gezwungen. Ich werde gern sobald als möglich Ihren Wunsch erfüllen.

Ernst sieht sie bestreuet an, eine Pause, während alle drei etwas verlegen scheinen.

Gustav. Ihr seid euch noch so fremd, und doch sollten Menschen, wie ihr, im ersten Augenblick schon bekannt seyn. — O Liebe, sing' uns doch das alte Lied, das ich so gern habe. Vor deinen Tönen muß alles Fremde schnell entweichen.

Vianka. Jetzt nicht, Gustav; ich bin
zum Singen nicht gestimmt.

Gustav. O, wenn ich dich so herzlich
bitte —!

Vianka mit Zwang, nimmt die Guitarre, spielt
und singt:

Dich lieb ich mehr als Leben,
Du bist des Lebens Leben;
Dich lieb ich mehr als Liebe,
Du bist der Liebe Liebe:
Kann ich dich nicht erwerben,
So laß mich, laß mich sterben!

Aus Sehnsucht dir zu nahen
Blühen Blumen dir auf Wangen,
Aus Liebe sinken Sterne
In deine Augen nieder:
Kann ich dich nicht erwerben,
So laß mich, laß mich sterben!

Weil ich nach Höchstem trachte,
Kann Hohes mir nicht gnügen;
Wie deine Anmuth einzig,

Ist einzig mein Verlangen:

Kann ich dich nicht erwerben,

So laß mich, laß mich sterben!

Bianka legt das Instrument weg.

Gustav. Hab' Dank für deine Gefälligkeit; doch war deine Stimme heute weniger mild, als gewöhnlich.

Bianka. Es thut mir leid, jetzt aber will ich noch einige Anstalten zur Reise machen.

Sie geht weg.

Ernst ihr nachsehend. Gustav! wie kamst du doch in diese Gesellschaft? war es recht, diese zu deiner Reisegefährtin zu wählen?

Gustav lacht. Dacht ichs doch! Du kennst sie nicht! Sie ist heute so befangen, so kalt. O! sie kann das Herz bezaubern, sie hat Talente, Freudigkeit des Gemüths, Innigkeit — Du weißt, wie mich zuerst ihre Aehnlichkeit mit Valerie zu ihr hingeführt hat, wie ich sie deshalb lieben und hassen mußte; sie war es, und war es doch nicht; alles was sie besaß, rechnete ihr meine Liebe als unrechtmäßiges Gut, alles was ihr fehlte, als Verbrechen

an. Jetzt sah ich sie wieder. Sie war frei und fröhlich, ihr ganzes Wesen hatte sich verfeinert, ihre Anlagen sich herrlich ausgebildet, sie liebt mich. Soll ich nicht wünschen, alles Schöne um mich zu sammeln? Hab' ich nicht einen Geist, der vieles versteht, ein Herz, das nie ungerecht ist, ein Gemüth, das viele befriedigen kann? Kannst du ahnen, ich liebe Valerie weniger? Sie ist mir das Ideal der Weiblichkeit, sie ist mein süßes, vertrautes Weib: wie sollt' ich ihr nicht innig huldigen?

Ernst. Ich fürchte, du wirst manches anders finden, als du glaubst. Nichts ist schwerer, als eben das, was du dir so leicht denkst. Wer im Leben die Freude zu seinem Zwecke macht, findet sie nicht; das Herz kann nicht so vielen gnügen — das ist ein lügenhafter Wahn. Und Recht ist nicht, was du beginnst; du säest damit nur Unglück für die Zukunft.

Gustav. Was in der Zeit uns reißt, das ist nicht des Menschen Sorge. Ganz anders als er's denkt, fällt meist die Kerndte seines Lebens aus. Vor Unrecht nur sollen wir uns hüten. Und thu' ich Unrecht? Betrüg' ich Andre? Bin

ich ungerecht? Ich fühle mich frei und offen, natürlich gut gesinnt, und was ich thue, heiligt innere Wahrheit.

Ernst. Es freut mich, daß ich dich so sprechen höre, denn — wiss' es nur — ich habe das alles nur gesagt, dich zu prüfen. Wie du denkst, denk' auch ich; doch war mirs erst nöthig, dich zu erforschen. Jetzt kann ich es frei sagen — ich liebe Valerie!

Gustav sehr überrascht. Du liebst meine Frau? — sie? — Liebt sie dich auch? so hat sie mich vergessen?

Ernst. Sie liebt mich, ja, und, wie ich hoffe, mehr als dich. Doch ist sie auch noch dir ergeben, und harret schmerzlich deiner Rückkehr, damit du alles lösen mögest, was sie verwirret empfindet. Du sollst ihr Aufschluß geben. Von dir, von dir allein, hängt nun mein Glück, mein Leben ab!

Gustav. Du hast mich ganz verwirrt; es war nicht recht, mich so auszuforschen. Es ist, als machte dich das mir auf einmal fremd. Es ist dein Wesen nicht, was aus dir handelt; ist ein fremder Zug an dir, der dir paßt, wie die

neuen Glieder den alten Götterbildern, womit die neuen Künstler sie uns verderben. Ich geh', um mich zu sammeln. Ist's wirklich, wie du sagst, ist's wahr, so ist's auch gut und recht; doch jetzt weis ich noch nicht, was ich davon denken soll.

Gustav geht weg.

Ernst allein. Halb Wahrheit, halb Betrug ist's freilich, so wie das meiste, was die Menschen thun. Doch ist mein Zweck so rein, so uneigennützig, und ihre treue Liebe, ihre holde Einfalt verdient es wol, daß ich versuche, die Augen ihm zu öffnen, ihn andres Sinnes zu machen. — Da kommt Bianka — gern versuch' ich auch mein Heil bei dieser. zu Bianka. Sie sind bereit zur Reise, wie ich sehe. —

Bianka. Mein Zögern, glaub' ich, würde sehr unwillkommen seyn.

Ernst. Doch wird Sie, gewöhnt an buntes, frohes Leben, der stille Aufenthalt auf Gustavs Gute nicht betrüben? Der Ort ist wirklich unbeschreiblich einsam, und Gustavs Frau will keinen Umgang, außer den seinen.

Bianka. Ich komme an Gustavs Hand,

auf seine Bitten: er wird wol sorgen, daß ich froh seyn kann. Doch sagen Sie, ist seine Frau wirklich liebenswürdig?

Ernst. Mehr, als ich sagen kann. Nie sah' ich Schönheit, Güte, nie Liebe, Geist und Anmuth so vereinigt. Doch wie ich Ihnen sage, ihr Sinn neigt sich ganz zur Einsamkeit hin; nur Gustav, Gustav nur und immer Gustav!

Bianka mit einiger Unruhe. Wie man nur eine solche Frau nicht lieben kann!

Ernst. Nicht lieben? Ei Gustav liebte sie stets, und ich bin gewiß, bald wird er mehr als jemals an ihr hängen. Doch lassen Sie uns lieber von Ihnen sprechen. Sie sollten eine Stadt zum Wohnort wählen, zum Beispiel Wien. Für Sie ist's Sünde, sich der Welt zu entziehen, sich zu begraben in die Einsamkeit des Dorfs. Das heißt zu viel gethan für einen Mann. Dort würden Tausende sich um Sie drängen, Sie würden sich vergöttert sehn, einen jeden glücklich schon durch Ihre Nähe — Nein, nein, gestehn Sie selbst, Ihr Loos, Ihr Wunsch ist nicht die Einsamkeit!

Bianka. Sie sprechen seltsam! Ich weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll. Sind Sie in Wien bekannt? Haben Sie Freunde dort?

Ernst. O sehr genau! Die besten Häuser kann ich Ihnen öffnen. Ich weiß, wie man dort denkt, wie man das Talent verehrt. Möchten Sie das Glück mir gönnen, Sie selbst und viele andre froh zu machen!

Bianka. Ihr Eifer fordert meinen Dank, doch Gustav nur entscheidet. Mit ihm, um seinerwillen kam ich her, ihm will ich folgen.

Ernst. Lassen Sie das meine Sorge seyn! Ich kann's nicht beschreiben, wie sehr mir alles dieß am Herzen liegt. Ich eile nachzusehen, ob alles zu unsrer Reise bereit ist. Ich bitte Sie mir bald zu folgen.

Ernst geht weg.

Bianka allein. Ich weiß nicht, wie mir vorhin so seltsam zu Muth seyn konnte. Ich war so verwirrt, so ängstlich beinahe, als beschämte mich etwas. Und doch hab' ich gar keinen Grund dazu. Es war mein Plan eine Reise zu thun, um meine Kunst zu vervoll-

kommen, meine Neugier zu befriedigen, meine Börse zu bereichern. Ein junger, liebenswürdiger Mann will mein Begleiter seyn; er liebt mich, ich ihn. Er wünscht, ich möchte auf seinem Landgute wohnen, seine Tage verschönern, seinem Kinde vorsingen, vormalen, Leben, Lust dort verbreiten. Alles schön. Ich gebe seinen Bitten nach, denn er gefällt mir und ich betrachte mich dort als Gebieterin. Ist es nun nicht so, wie ich es dachte — nun gut, so setz' ich meine Reise weiter fort. So wird mir alles klar; das Schicksal hat mich in nichts betrogen, in nichts überlistet. Ich fühle mich frei, verfolge und erreiche meinen Zweck!

3.

Scene im Garten auf Gustavs Landgut.

Ernst allein. Endlich hat sie eingewilligt! Was hat es mich aber gekostet, sie dazu zu bewegen! Und warum hab' ich denn so eifrig

darnach gestrebt? O Herz, Herz! du pochst so heimlich, so ungewohnt mir in der Brust! Dich lockt das Reizende der Täuschung. Du liebst sie wirklich, und selbst was Gustav sagt, behagt dir sehr. Doch sollst du mir nicht verfälschen, was ich als wahr erkannte. Ich bin nicht unbillig. Er handelt dem gemäß, was ihm das Rechte scheint: ich thu' es auch. Bald entscheidet der Ausgang, wer Sieger bleibt.

Er setzt sich in eine Laube.

Gustav kommt, ohne ihn zu bemerken.

Gustav. Wie so lieb ist alles, was ich hier sehe! O die Heimath hat Reize, die ich nicht kannte, nicht ahnete! — Diese Laube, die ich pflanzte, wie schön gepflegt! wie gedeihlich! Wahrhaftig, hier schon Blüthen an dem jungen Kastanienbaum. — Liebe Ruhe, sei mir gegrüßt! Nie hab ich dich so gern gesehen. Zieh ein in mein Herz, und erfülle es ganz. Gleich den Raubvögeln steigt die Phantasie, begierig auffliegend, beutedürstend, ungewiß schwebend, schnell herabschießend, oft getäuscht; so geht der Tag hin, aber wenn

die Strahlen sinken, dann fliegt er zurück zu seinem einsamen Bergschloß; hier im Nest, hochschwebend zwischen Erd' und Himmel, wie ist ihm dann der Abend so golden, so kühl und frei! — Wie ich so glücklich war in ihrer Umarmung! Wie warm, wie mild ihr Athem mich umsing, ihre Freudenthränen mich erquickten! Sie zürnt mir nicht wegen Bianka: wie könnte sie zürnen, sie, die ganz Liebe ist! — Aber wenn sie wirklich einen Andern lieben sollte! Und hat sie mir's nicht selbst gesagt, und muß ich ihr Gefühl nicht ehren, zu meiner eigenen Qual? Nein, ich kann es nicht ertragen, nicht mehr allein in ihrer Brust zu herrschen! Das aufzugeben ist unmöglich, ist Tod, ist Auflösung. Sei's wie es sei, der Mann erträgt das nicht! — Einmal geboren, schießt unbezwinglich der Argwohn gleich zum Riesenschamm empor. Wie ist ihr diese Neigung denn gekommen? und wie weit ist sie gegangen? — Da kommt das alte Fräulein, die wird mir manches sagen können.

Isidore kömmt.

Isidore geschäftig. Nun gottlob, gottlob,

lieber Better, daß Sie wieder da sind! Ach, ich habe recht auf Sie geharret! recht mit Nengsten! Mein Gott, Sie hatten mir doch alles übergeben, alles auf die Seele gelegt: nun gings doch nicht immer so, wie es gehn sollte! Nun, Sie sind wieder hier, und können alles selbst sehen und in Ordnung bringen!

Gustav. Ich weiß nicht, was Sie meinen, liebe Muhme; ich finde hier alles in so guter Ordnung, daß ich nichts zu ändern wüßte. Erzählen Sie mir lieber, wie Sie in meiner Abwesenheit Ihre Tage hier zugebracht haben.

Isidore. Nun, es freut mich, daß meine Bemühung doch etwas gefruchtet hat. Was mich die meiste Mühe gekostet hat, das war — Sehen Sie, lieber Better, Ihre Frau ist gut, recht gut, das muß ich sagen; aber immer hat sie geweint, wenn sie mit ihrem Kinde war, und das wollten Sie doch nicht haben. Aber das half nichts, ich mochte reden, wie ich wollte: nur wenn der Herr Ernst kam, da ward sie freundlicher, und da waren sie immer gern allein beisammen. Ja

nun freilich — Aber, sehn Sie, was mich am meisten verdrossen hat — —

Gustav vor sich. Sie waren immer gern allein beisammen: o ich glaub' es wol! Zu Isidore. Aber was thaten sie denn? Sie lasen wol zusammen?

Isidore. O nein, sie sprachen! Nein, das muß geändert werden! sagte Herr Ernst. Guter Mann, Sie nehmen so herzlich Theil an mir! sagte Valerie. Ja, was mich aber am meisten verdrossen hat — —

Gustav. Und was sprachen sie dann weiter? Warum blieben sie denn nicht immer bei Ihnen, liebe Mähme?

Isidore. Je, hatt' ich denn nicht meine Geschäfte? und ließen sie mich nicht allein? Ich mußte mirs gefallen lassen. Nun, das hätte seyn mögen: doch das Kind —

Gustav. Und war denn Ernst oft bei Valerie? wann pflegte er zu kommen? wie lang zu bleiben?

Isidore. O er kam zu allen Stunden des Tages! Doch was ging das mich an? Mochten sie doch zusammen seyn, wie lang sie

wollten! Daß aber Ihr Sohn, eines Grafen Sohn, keine Strümpfe tragen, auf keinen Federn schlafen durste: sehen Sie, das ist doch zu arg! Das hat mich ja eben am meisten verdrossen, und das rathe ich Ihnen sobald als möglich abzuändern! Das wollt' ich Ihnen nur in der Geschwindigkeit beibringen; jetzt hab' ich aber alle Hände voll zu thun!

Sie geht ab.

Gustav allein. O Alltäglichkeit, wie liegst du schwer auf mir! wie zieht es mich hinab, in tausend ängstliche, kleinliche Sorgen und Leidenschaften! wie gering bin ich in wenig Augenblicken geworden! — Nachzuforschen nach Andern Thun mit heimlicher, ängstlicher Neugier! Anzuhören eine verkehrte Schwätzerin, voll Vorurtheile, Mißgunst und Einseitigkeit! O Leben, leichtes, helles Leben, wo bist du geblieben? du, Herzensfreudigkeit, gesunder Muth und frische Liebe, wo seid ihr hin? — Dort kömmt Bianka, bei ihr werd' ich Trost und Aufheiterung finden.

Bianka kömmt.

Gustav. Komm, Liebe! wie sehn' ich

mich nach dir! Jetzt empfind' ich den Werth deiner Freundschaft. Du bist unbefangen, bist heitern, fröhlichen Sinns, und liebst mich: sage mir erfreuliche Worte, schmeichle mir mit sorglicher Güte, laß dein Talent um mich schimmern, daß ich mich wieder fühle, wie sonst!

Bianka. Es freut mich, lieber Gustav, daß ich dich so reden höre. Nicht wahr, es ist hier nicht zum Aushalten? Schön, daß du selbst es fühlst! Nicht wahr, wir reisen wieder? und zwar so bald als möglich? O wie freut es mich, daß du so vernünftig bist, diese Nothwendigkeit von selbst zu fühlen!

Gustav. Nein, Bianka, du irrst. Nicht reisen will ich: fern von mir ist dieser Gedanke! Es ist mir wohl in meiner Heimath, hier will ich bleiben, wirken und leben. Aber froh will ich auch seyn, verstanden und verstanden werden. Die Farbe meines Gemüths soll licht seyn, gerecht und liebevoll will ich der Natur angehören, nicht der Welt; das dunkle Treiben des Herzens, die Banden des Argwohns, des Vorurtheils, der Verstellung, der Unbillig-

keit sollen fern von mir seyn; das Gespenst der Leerheit, des blos irdischen Sorgens und Treibens will ich beschwören, daß es mir nie nahen darf. Und diese Freiheit des Gemüths begehre ich von dir. Du bist frei, in keine Verhältnisse verwickelt; dein Leben ist schön und rein; deine Ansichten müssen wohlthuend und allgemein seyn: o erhebe auch mich über die engen Schranken des Nothdürftigen, und wenn du, wie du mir oft sagtest, mir für deine innere Bildung zu danken hast, so kannst du es jetzt vergelten; nie kann ich dessen bedürftiger seyn!

Bianka vor sich. Was für Reden! Mein! es ist unmöglich, ich kann nicht bleiben!
 laut. Wenn ich, wie ich dir gern zugestehe, dir Verbindlichkeiten schuldig bin, lieber Gustav, wenn ich dir meine Freundschaft, meine Anhänglichkeit zeigen will, so kann ich es nicht besser, als wenn ich dich zu bewegen suche, so geschwind als möglich diesen Aufenthalt zu fliehen, wo du in kurzer Zeit all deinen Muth, deine gute Laune und Lebenslust verüßen und zu Grunde gehen mußt. Wie?

hier wolltest du deine Jugend, deine Liebenswürdigkeit vergraben, unter den Trümmern deiner ehemältigen Liebe? mit dem langweiligen Geschwätze einer alten, zänkischen Verwandten und den kalt sinnigen Liebkosungen deiner Frau dich begnügen? Nein, ich wenigstens schwöre dir — und möchte es etwas beitragen, deinen Entschluß zu bestimmen — ich bin entschlossen so bald als möglich von hier wegzureisen.

G u s t a v. Wie, B i a n k a? unter jeder Voraussetzung? auch wenn ich dich nicht begleite? auch wenn ich dich bitte, herzlich bitte, hier zu bleiben?

B i a n k a. Unter jeder Voraussetzung! Nichts kann mich bewegen: es ist unmöglich. Darum wähle du das Beste und folge mir!

G u s t a v. Undankbare! ist das die Liebe, die du mir so oft versichertest? hältst du so dein Wort, für mich zu leben? vergißt du — —

B i a n k a. Gustav, ich gehe, um deiner Vorwürfe entübrigt zu seyn. Du bist ungerrecht, und beschleunigst selbst meine Abreise.

Sie geht weg.

Gustav allein. Steht es so mit uns? Ich verstehe! Es war ein Irrthum meiner Phantasie, und diese Wunde geht nicht tief. Wäre nur Valerie noch mein! Das allein macht mich unglücklich! Dort seh' ich sie kommen. Wie pocht mein Herz! Ich bin so bewegt, daß es mir unmöglich ist, ihr entgegen zu gehen.

Ernst unbemerkt vor sich. Sie kömmt! Ruhig, mein Herz! vergiß dich ganz, wenn du sie glücklich siehest!

Gustav zu Valerie, die in einiger Entfernung unschlüssig stehen bleibt. Du bleibst so fern: scheuest du dich, mir zu nahen? Warum das öde Schweigen? Bin ich dir nicht mehr nah, nicht mehr vertraut? Valerie, laß nichts Feindseliges zwischen uns treten, und wenn du mich nicht mehr liebst, so vertraue mir wenigstens! Doch nein, es ist nicht möglich; sieh', ich gesteh' es dir, der Gedanke schon macht mir unendliche Pein! — Ach! ich baute so fest auf deine Beständigkeit, deine Treue! Ein Gemüth wie deines, dachte ich, kann nur einmal lieben, und mir ward

dies Kleinod vom Himmel vergönnt! Unverdient empfing ich es, doch, hoffte ich, nicht unwürdig. Das Bewußtseyn seines Besizes gab mir Muth zu leben, regte alle Kräfte meiner Seele auf, gab mir Flügel, nach allem zu streben, was schön, herrlich und begehrenswerth wäre. Auch in der Entfernung war dieser Gedanke das Oel, welches die heilige Flamme meines innern Lebens allein ernährte; er allein gab mir Muth und Fähigkeit, die Welt zu empfinden; dich allein genoß, liebte ich in allem. Das ist nun vorbei. Der Grund meines Lebens ist gewichen: ich fühle mich so auf einmal verdorret, daß ich kaum noch zur Traurigkeit Kraft habe! Ach, Valerie, ich kann es dir nicht verheelen, daß ich sehr unglücklich bin!

Valerie. Genug, Gustav, und eigentlich schon längst zu viel! Wie könnt' ich dich nur einen Augenblick traurig sehen, ohne darüber alles andre zu vergessen? Wisse, alles war erfonnen. Um dich deinen vermeinten Irrthum fühlen zu lassen, um dich und mich glücklicher zu machen, legte mir dein Freund

diese Verstellung auf. Aber mein Herz ist nicht für Kunst gemacht; es meint es so treu, als das Herz deines Freundes rein und würdig ist. Für mich giebt es nur Eine Aussicht auf Erden, nur Eine Linie, auf der ich wandle: es ist die Liebe; du hast sie mir gezeichnet, ich bin ihr immer gefolgt, und folge ihr. Ich kann keine Unterscheidungen machen, keine Klausel festsetzen, ich weiß nicht ob du Recht oder Unrecht hast: ich liebe dich, und das Dunkel der Liebe entzündet in der Seele den seligsten Tag.

Gustav sie umarmend. O Liebste, so kannt' ich dich immer! Wie erquickst du meine Seele! mit was für neuen Gaben beschenkst du mich! O heilige Treue, reine Göttin, wie glücklich bin ich, dich in der schönen Brust meiner Geliebten zu finden!

Bianka kömmt in Reifelleidern.

Bianka. Ich komme, Gustav, Sie nochmals — Sie erblickt Valerie, die er umschlungen hält. So? Das ist etwas anders! Ich sehe nun wol, daß Sie bleiben werden. O! verweilen Sie noch einige Augenblicke in dieser

Stellung! Diese Scene will ich durch meine Kunst unsterblich machen! Komisch in der That! Gustav, lebe wohl!

Gustav. Ich bin so glücklich, daß ich dir nicht einmal zürnen kann für deinen kalten Leichsinn. Lebe wohl, Bianka!

Sie geht nach-der einen, Gustav und Valerie nach der andern Seite ab.

Ernst allein. Es ist mir gelungen! — Herz, gieb dich zufrieden! Der Ausgang hat meine Meinung gerechtfertiget: das sei mir genug! Doch hier ist nun meines Bleibens nicht länger! — —

 B a l d u i n .

R o m a n z e .

„Ach Balduin, mein Liebster, ach Balduin, du
 Treuer,

Wann kehrtst du mir wieder vom syrischen Strand?“
 Auf Klippen erloschen die leuchtenden Feuer,
 Und Balduin kam nimmer ins heimische Land. —

Wol hatt' er, bevor er von dannen gezogen,
 Ein Blümlein gegeben der Liebsten zum Pfand,
 Er hatte sich selber das Blümlein erzogen,
 Es selber gewartet mit liebender Hand.

Sie pflegt' es nun treulich aus zärtlichem Herzen,
 Und währte den fernem Geliebten sich nah,
 Als einst sie am Stengel mit ahnenden Schmerzen
 Es bleich und erstorben, das liebliche, sah.

Da bluteten stärker die heimlichen Wunden,
 Da irrte sie jammernd zum Ufer hinab —
 Die Sonne war lange vom Himmel entschwunden,
 Schon blickten die Sterne durch Wolken herab.

Still war es, nur gaben die felsigen Wände
 Das leise Gemurmel der Wellen zurück,
 Da rang sie die weichen, die zärtlichen Hände,
 Und wandte gen Himmel den weinenden Blick.

„O Balduin, o Liebster! so bist du auf immer,
 Du Treuer, du Schöner, auf ewig dahin?
 Ach weh mir! ach ließ ich Bethörte doch nimmer
 Zu jenem verderblichen Kriege dich ziehn!

Zum Streite für Sions geheiligte Rechte,
 Zum blutigen Streite versucht' ihn der Muth;
 Ach könnt ihr nun trösten, ihr himmlischen Mächte?
 Und wieder mir geben mein einziges Gut?“

So klagte sie lange; die traurenden Sterne
 Verbargen in Wolken ihr trübes Gesicht,
 Da plötzlich ergoß sich aus dämmernder Ferne
 Die Fluthen herüber ein schmelzendes Licht.

Die Wogen begannen sich zitternd zu hellen;
 Es wandelt' ein glänzender Jüngling heran!
 Mit lustigen Fersen berührt er die Wellen,
 Und wandelte ruhig auf schwindender Bahn.

Es wallten die Locken im schimmernden Kranze,
 Die Waffen erglänzten vom himmlischen Licht;
 Und näher nun trat er im leuchtenden Glanze —
 Sie kannt' es, das bleiche, das holde Gesicht.

„Mein Balduin! mein Liebster! so seh' dich wieder?
 So kehrt du als Sieger vom heiligen Grab?
 Doch wie so erblasset? es rinnt dir die Glieder
 Ein purpurnes Bächlein von Busen herab!

Wie kehrt du so blaß mir, so blutig zurücke?“ —
 Da floß ihm ein Lächeln ins bleiche Gesicht;
 Er zeigt ihr die Wunde mit freundlichem Blicke,
 Die Strahlen entsandte von himmlischem Licht.

„Du trauerst, Geliebte?“ so tönt' ihm vom Munde
 Die Rede, wie Lispel der Harfe so süß;
 „Du klagst, daß dein Krieger zu seliger Stunde
 Die Schatten der traurigen Erde verließ?

Von wannen die Strahlen, die hell mich umgeben?
 Von wannen dieß heilig verklärende Licht?
 Entströmet der Wunde des Todes das Leben,
 Entströmt ihr die selige Herrlichkeit nicht?

Der liebend für uns sich dem Tode geweiht,
Ihm hab' ich bezahlet die blutige Schuld;
Er ist's, der den siegenden Glanz mir verleihet,
Der ewig mir lohnet mit himmlischer Huld.

Ja wisse, Geliebte, vom Siege der Wonne,
Vom Lande der Seligen fehr' ich zurück,
Wo Christus uns lächelt, die liebende Sonne,
Dort wohnet die Liebe, dort wohnet das Glück!

Was sagst du im eitel verlangenden Herzen,
Und wähnst es um Lieb' und Entzücken geschehn?
Besiege, Geliebte, die irdischen
Schmerzen,
So wirst du die Liebe, die ewige, sehn!

Louise Brachmann.

B r i e f e
über
weibliche Erziehung.

Fortsetzung.

Z w ö l f t e r B r i e f .

Bei allen, auch den gewähltesten Hülfsmitteln, Deines Kindes Verstandeskkräfte zu üben und in Thätigkeit zu erhalten; bei aller Abwechslung, wodurch Du Ida's Aufmerksamkeit wach und rege erhalten kannst, wird es Dir doch bisweilen an Unterhaltung für sie fehlen. Es müssen Stunden kommen, wo Du zu den gewohnten Verstandesübungen nicht aufgelegt bist, oder auch, wo sie es nicht ist.

Thue Dir selbst ja in solchen Stunden keinen Zwang an; es geräth dann nicht. Suche auch das Kind nicht durch anscheinendes Spiel zu

neuer Anstrengung zu überlisten. Auf mein Wort: laß Dich selbst und die Kleine gehen! Aber damit sie aus Langweile nicht in Mißmuth, aus Mißmuth nicht in Unarten verfalle, die Du strafen muß: so verschaffe ihr früh ein Gegenmittel in der weiblichen Arbeit. Lehre sie jetzt schon stricken und nähen. Laß sie erst Strumpfbänder, dann Strümpfe für sich und den kleinen Woldemar stricken; laß sie für sich und ihn Tücher nähen. Ich weiß, daß man es mit fünf Jahren kann; und erinnere mich aus meiner eigenen Kindheit, wie glücklich ich war, wenn ich ein Strümpfchen vollendet, oder ein Tuch gesäumt hatte, wovon ich rühmen durfte, die Mutter habe nicht dabei geholfen. Beiher magst Du auch darauf achten, ob sie lieber für sich selbst oder für den Bruder arbeitet. Es ist dieß nicht ganz gleichgültig. Nur muß man sie für's erste das thun lassen, was sie am liebsten thut, und ihr ja nicht zu frühe die Lehre einprägen wollen, es sei schöner für Andere arbeiten, als für sich selbst. Alles hat seine Zeit: auch das erste Wort über Großmuth und Vergessen seiner selbst. Es ist ein großes Wort

und darf nicht zu frühe verlangen, wenn es nicht als ein leerer Schall am Ohre vorüberströmen, oder die Kleinen zu redseligen Moralsprechern verbilden soll. —

Laß Ida also ungehindert zuerst alles für sich thun, wenn das ihre kindliche Thätigkeit stärker anfeuert. Zeigt sie mehr Ertieb für den Bruder zu arbeiten: bezeuge freundliches Wohlgefallen darüber, doch ohne sie zu loben. Hat sie das einfache Stricken und Nähen hinlänglich begriffen und recht geübt, dann gehe zu den künstlichern weiblichen Arbeiten über; und so, daß die Erlernung von etwas neuem immer die Belohnung ihres anhaltenden Fleißes in dem schon Erlernten werde.

Doch laß sie diese Belohnung nicht so lange erwarten, bis sie der ersten Beschäftigungen völlig überdrüssig geworden. Verschaffe ihr Abwechslung, aber nicht so schnelle, daß sie sich gewöhnte, flüchtig von einem Geschäft zum andern zu gaukeln, ohne eins lieb zu gewinnen. Solltest Du das an Ida bemerken, und solltest es so oft bemerken, daß zu besorgen stände, es könne Charakterzug bei ihr werden: dann halte

sie ernsthafter zur Stetigkeit an, und verdamme sie, wenn's Noth thut, auf ein Paar Tage zum Nichtsthun. Für ihre Lebhaftigkeit kann es keine empfindlichere Strafe geben: ich stehe Dir für den Erfolg. — Bei einem trägen Kinde wäre das freilich die Strafe der Schildbürger, die den Krebs aus Rache ins Wasser warfen. Für indolente Naturen weiß ich überhaupt wenig Rath. Wo man die nicht bei ihren Bedürfnissen fassen kann, da ist wenig oder nichts auszurichten. Ihnen diese für einige Zeit versagen, oder sie ihnen in reichem Maße gewähren, sind freilich Mittel, sie zu Fleiß und Ordnung abzurichten: aber auch ihr Wesen zu veredeln? —

Doch in diesem Fall bist Du, glückliche Mutter, nicht. Deine beiden Kinder sind zwar sehr verschieden geartet, aber beide mit den schönsten Anlagen von der Natur ausgestattet — der heftige Boldemar, wie die fast allzu zarte Ida. Aber beide Kinder mußt Du ernsthaft zur regelmäßigen Thätigkeit anhalten, und sie dazu eingewöhnen. Der Feuerkopf vom Knaben würde außerdem ein schlim-

mer Bürger werden. Auch der Edelmann und der Edle soll ein guter Bürger seyn, und der Welt sein Contingent ernstlich zahlen. Und damit er könne, was er soll, muß er frühe dazu vorbereitet werden. Auch wenn in ihm der Welt ein bedeutender Dichter geboren wäre, soll er künftig nicht ganz amtlos umher-schweifen; denn der Mensch kann nicht in jeder Periode seines Lebens, und in der eigentlichen Dichterperiode nicht alle Tage Dichter seyn. Für diese prosaische Zwischenzeit muß er einen Beruf haben. Auch soll der rechte Virtuos in jeder Kunst einen Schatz von Kenntnissen in sich tragen, die der begeisterten Phantasie den Stoff darreichen. —

Was also auch aus Deinem genialischen Woldemar werden, welche Muse sich ihn zum Schützling wählen möge; er muß seine Geisteskräfte frühe mit Anstrengung gebrauchen lernen.

So viel zur Beantwortung Deiner Frage über Woldemar. Dieser mußst Du mich aber in seine Erziehung nicht hineinverflechten wollen. Dieß Gebiet ist der weiblichen Feder

verboten — und mit Recht. Zwar schreiben und lehren die Männer viel über weibliche Erziehung: aber das berechtigt uns nicht über die Grenze zu gehen! Ihr Gebiet ist größer, ist nicht so eng abgesteckt, als das unsrige.

Ich kehre wieder zurück zu meinem Liebling, Ida. Für die habe ich noch vieles auf dem Herzen. Und solltest Du auch über meine Uner schöpfllichkeit lächeln: es muß alles heraus. —

Ida strickt also Strümpfchen und säumt Tücher. Kann sie das, dann nähet sie ein Röckchen, dann arbeitet sie an einem Kleide, dann nähet sie kleine Blumen aus, die sie selbst gezeichnet hat. Ihr frühes Buchstabenschreiben hat sie, wie ich es voraus sahe, zum frühen Zeichnen vorbereitet. Gewiß hat hierzu auch der Anblick schöner Naturgegenstände und ihrer Abbildung, und die Vergleichung zwischen Bild und Sache, die sie frühe anstellen mußte, kräftig mitgewirkt. Mich wundert es nicht, daß sie verschiedene Blumen schon sehr getreu zeichnet. Laß sie sich zu

allem, was sie künftig hübsches arbeiten will, die Zeichnung selbst verfertigen. Auf's höchste magst Du sie erst corrigiren, ehe Du sie bei ihren Arbeiten brauchen lässest, damit ihre Arbeiten so wenig wie möglich mißrathen, und sie den Muth, etwas zu unternehmen, nicht verliere, oder sich über das Schlechte zu leicht tröste.

Laß sie so von Stufe zu Stufe weiter gehen. Will ihre Lebhaftigkeit einmal die Stufe überspringen: laß sie es, nur heiße das Mißlungne nicht gut, und wenn es auch für ein anderes Kind von sechs bis sieben Jahren gut wäre. Weißt Du, daß sie es hätte besser machen können, so sag' ihr, daß es nicht gerathen sei, und sag' ihr, oder laß sie lieber selbst finden, woran es liege. — Noch einen Rath: laß sie nie zu lange an Einer Arbeit haften, auch wenn sie es wünschte, und nie ihre Lust und Freude an einer Beschäftigung völlig erschöpfen.

Ob Du sie wegen des Gelungenen loben sollest? — Wenn es einige Anstrengung gekostet hat; ja! — Schwache Kräfte bedürfen

der Aufhülfe. Aber lobe ja selten und mäßig, damit Dein Lob ihr neu und anziehend bleibe, und siehe zu, daß das Lob ihr nicht Bedürfnis werde, ohne welches sie nichts rechtes zu thun fähig wäre. Auch das verhüte, daß sie sich nicht um feinetwillen allein anstrenge. — Selbst kleine Prämien für Arbeiten, welche Mühe gekostet haben, sind nicht nachtheilig. Auch hierüber künftig einmal mehr. Für heute sey es genug.

D r e i z e h n t e r B r i e f .

Wie lange muß ich mir diesmal die Freude versagen, Dir, geliebte Emma, zu schreiben! Wie oft hat mich seitdem nach dem Schreibtische verlangt! Endlich kann ich meinem Verlangen — und ich weiß, auch dem Deinen, genug thun, einmal wieder recht aus voller Seele mit Dir zu plaudern.

Sechs Deiner inhaltreichen Briefe liegen vor mir. Vergebens entschuldigst Du Dich, daß der Inhalt von allen Deinen Briefen Ida

ist. Wer kann so etwas entschuldigen? — Ich, die ich nichts auf der Welt mit der Innigkeit liebe, als Kinder — nämlich kindliche Kinder; und die ich von allen Kindern, meine eignen kaum ausgenommen, keines heißer liebe, als Deine Ida —: ich muß, fast unwillkürlich, mit meinem Geiste diesem Kinde durch alle Stufen seiner Entwicklung folgen.

Zu ihrem morgenden Geburtstag erhält Ida von der Tante Selma nichts weiter, als einen Rosenkranz, (die Rosen sind sehr natürlich und werden sie freuen,) ein Körbchen mit Äpfeln, und einen zahmen Hänfling, der sein Futter heraufziehen kann, aber auch aus der Hand frißt. — Du sagst mir, daß sie so gern etwas verschenken mag, und fast bis zur Leidenschaft freigebig ist. Laß mich bei Gelegenheit wissen, was sie mit diesen kleinen Geschenken thut? und ob sie ihr Freude machen?

Jetzt zur Beantwortung Deiner Briefe. — Laß mich bei dem ersten anfangen.

Ob diese frühe Liberalität in einem Kinde auch wol überbildet werden und zu einem Fehler ausarten könne? — Ida ist morgen erst

fünf Jahre alt, und will schon täglich geben, und alles, was ihr gegeben wird, wieder vertheilen? Das ist frühe, und nicht das gewöhnliche Alter, in welchem sich die Freygebigkeit in Kindern zu zeigen pflegt. Dennoch fürchte ich bei der richtigen Leitung dieses schönen Triebes gar nichts. Weise Sparsamkeit, verständiges Zurathhalten sind freilich Eigenschaften, die in dem Kranz weiblicher Tugenden nicht fehlen dürfen. Sie müssen aber spät erst hervorkeimen, und noch später sich entfalten. In des Kindes Seele sind sie schreckliche Unnatur. — Auch giebt es schwerlich einen gehässigeren Anblick, als ein Kind, dem der Eigennuß, die Habsucht, und der Geiz angebildet worden. Und das Werk der Erziehung sind sie allemal, wenn sie sich in einem jungen Kinde finden. Ein fünf-, sechsjähriges Kind hat keinen hellen Begriff vom Eigenthum; ihm ist die Sorge für das Bedürfniß des andern Morgens völlig so fremd, wie die, für das Heil der kommenden Generation. Man kann ihm aber einen Begriff vom Mein und Dein beibringen; man kann es auch lehren, sich an einer Sparbüchse

zu freuen, in welche Tanten, Onkel und Basen zu Neujahr und am Geburtstag ein Stück Geld hineinwerfen, wodurch sie ihm einen Schatz machen, den es in seinem zwanzigsten oder fünf und zwanzigsten Jahre etwa gebrauchen darf. Wer seinen Kindern den Geiz, wenigstens die Geldliebe, einimpfen will, wie die Blattern, dem wüßte ich keine bessere Materie dazu zu empfehlen, als so eine Sparbüchse voll Dukaten u. dergl., die man ihm von seinem fünften, sechsten Jahre an bis ins funfzehnte bisweilen vorzeigt. Die Methode ist folgende: Man öffnet den Schatz, legt alsdann die goldenen Münzen vor ihm hin, macht das Kind aufmerksam, wie viel schöne Kleider, wie viel leckere Schüsseln, wie viel Tanzpartieen, Lustfahrten, u. s. w. man dafür haben könne; dann sagt man ihm: All' dieß Geld ist dein! wenn du groß bist, so bekommst du das alles zu deinem Gebrauch! Man läßt das Kind jedesmal vergeblich um einen Dukaten aus diesem Schatz bitten, wenn es etwa einmal eine Anwendung zu einem schönen Gebrauch in sich verspüren sollte — — Es müßte eine vorzüg-

lich stark ausgeprägte Seele seyn, wenn auf diesem Wege bei ihr der gehoffte Respekt vor dem Gelde nicht endlich eintreten sollte! —

Wie die Lehre vom Eigenthumsrecht auch kleinen Kindern beizubringen sei, und was sie da wirke, wo sie den Zunder im Kinde findet, davon sahe ich manches Beyspiel. Höre, wie eine Mutter mit ihrem einzigen Kinde dabei zu Werke ging, und wie es ihr gelang.

Vor etwa fünf Jahren besuchte sie meine Schwester mit ihrem damals vier Jahre alten Knaben. Es war eins der unbändigsten Kinder, und zeigte viel Charakter, wie man das nennt. Meine Schwester, welche Kinder ebenso leidenschaftlich liebt, wie ich, und unglücklicher Weise keins hat, hatte sich auf den Besuch ihres kleinen Pathchens gewaltig gefreuet. Kaum war der Knabe aber da, so war für eine Zeitlang der heitere, frohe Lebensgenuß ihres Hauses unterbrochen. Keine Mahlzeit, kein Spaziergang, keine Ausfahrt blieb jetzt ungestört. Der kleine Bube, der gewohnt war, seine Mutter zu beherrschen, wollte seine Herrschaft auch über meine Schwester und ihre

ganze Lebensweise ausüben, und da das nicht geduldet werden konnte, so gab es oft Wortwechsel unter den beiden Freundinnen. Desto besser gelang es aber dem Kleinen bei seiner Mutter. Was Adolf nicht wollte, daß seine Mutter genießen sollte, das genoß sie nicht. Sah' er, daß die Mutter ein Glas Wein oder eine Tasse Kaffee vor sich hatte, so durst' er nur sagen: Mein, Mutter, das will ich trinken — so reichte die schwache Mutter es ihm hin, und sagte: Da Adölschen, nimm es nur hin! Du gönnst mir aber auch fast gar nichts! — Adölschen nahm den Wein, trank oder verschüttete ihn, und die Mutter machte ihm dann hinterdrein die Bedingung: Du hast deinen Willen gehabt, aber nun mußt du auch artig seyn. Wer aber täglich ungezogener ward, war Adolf. — Eines Abends machte ich mit meiner Schwester und dieser Mutter und ihrem Knaben einen weiten Spaziergang über Feld. Es war einer von den herrlichen Juniusabenden, die uns wie in eine andere Welt versetzen. Wir waren sehr froh; aber wir waren noch weit vom Hause. Der Kleine

hielt uns auf: er hatte das Mitgehen erträgt. Nun wurd' es sehr kühl. Die Mutter trug auf dem einen Arm einen Ueberrock für den Kleinen, auf den Fall daß es kühl werden sollte. Auf dem andern Arm hatte sie ein großes Shawl hängen, welches sie für sich mitgenommen. Nun fragte sie den Kleinen: Adolfschen, willst du den Ueberrock anziehen? Nein Mutter, ich will den Ueberrock nicht anziehen. Ich redete ihr zu, dem Kleinen den Ueberrock umzugeben, weil er sich sonst erkälten müsse. Aber sie sagte: er will es ja nicht, und so zog er ihn nicht an. —

Nun wollte die Mutter sich selbst den Shawl umthun; der Bube schrie, und riß ihn ihr vom Halse. Dieß empörte selbst meine sanfte Schwester so, daß sie das Adolfschen beim Arme faßte, und es derb durchklopfte. Jetzt fing die schwache Mutter an zu lamentieren, daß dem Kleinen Unrecht geschehe, da das Shawl ihm gehöre, und er nur sein Eigenthumsrecht geltend mache. Ich überließ meiner Schwester die fernere Gerechtigkeitspflege an dem Kleinen, nahm die Mutter am Arm,

ging mit ihr voraus und fragte sie, wie das mit dem Eigenthum des Kleinen gemeint sei? Sie antwortete, daß sie ihm das Shawl eines Tages, da er sehr darauf bestanden, es zu haben, wirklich geschenkt, und in seine Kleiderkommode gethan, wo sie alle seine Sachen, und alles was er geschenkt bekomme, beisammen verwahrt, und ihm oft mit dem Bedeuten gezeigt habe, daß dieß alles sein Eigenthum sei, welches ohne seinen Willen niemand anrühren dürfe. Sie glaube, daß es zum Werthhalten und Inachtnehmen der Sachen viel beitrage, wenn ein Kind früh wisse, was sein sei. — Ich machte einige Versuche, ihr über diesen Punkt zu andern Ideen zu verhelfen; aber ich merkte bald, daß das verlorne Mühe sei, und ließ ab von ihr. — Was meinst Du zu der saubern Historie? Siehst Du nicht in dem lieben Abdölschen schon den künftigen hartherzigen, eigenwilligen, drückenden, geizigen Haustyrannen? — —

Nein, beste Emma, besorge Du nicht, daß der schöne Hang zur Freigebigkeit bei der kleinen Ida zum Fehler ausschlagen werde. Laß

sie getrost jetzt noch alles wegchenken. Die Liberalität der Kinder ist ohnehin noch nichts weiter, als eine schöne Aufwallung; aber eben weil es eine schöne ist, und zum herrlichen Stral in der Krone des weiblichen Gemüths werden kann — eben darum soll sie nicht gestört werden. Was eigentlich Geben heiße, das wissen diese Kleinen freilich nicht. Die Wohlthätigkeit können sie noch weniger kennen. Den Dingen legen sie keinen andern Werth bei, als den des Augenblicks, wo sie ihnen Freude machen. Vom andern Tage, und was ihnen da Freude geben kann, wissen sie gerade so viel, wie die Vögel unter dem Himmel, die nicht in die Scheunen sammeln. Es kann also bei ihrem Geben durchaus keine Reflexion statt finden, und man muß sie ja nicht dafür loben. Aber wenn Ida von dem Apfel oder der Birne, die ihr sehr gut schmeckt, jedem, den sie lieb hat, ein Stückchen reicht; oder wenn sie von zwei schönen Blumen gleich eine abgeben muß: wer sollte nicht, von dem Anblick ergriffen, das Kind liebend anlächeln? wer kann sich enthalten, es ans Herz zu drücken?

Giebt es denn etwas holdseligers, als diese milde Natur? Tugend sind solche Regungen im Kinde nicht; aber es sind Paradiesesblumen, die auch den trauernden Menschen, der den Glauben und die Liebe verloren, himmlisch erquickten. — Als unser Herr auf Erden wandelte und der verschmitzten Bosheit mit göttlichem Zorne zürnte: da erquickte auch ihn der Anblick der Unschuld, und er mußte sie an sich ziehen, mußte sie Herzen, und der verhärteten Art umher zum Beispiel aufstellen.

Wetten wollt' ich wol, daß Ida den Rosenkranz nicht sich, sondern Dir aufseht, und sich jubelnd im Kreise herumdreht, wenn sie ihr Mütterchen damit geschmückt hat. Laß es geschehen, ich bitte Dich. Gieb mir auch Nachricht, was sie mit den Äpfeln thut, und ob ihr der Vogel auch große Freude gemacht hat. — Laß sie ihm doch ja alle Morgen selbst sein Futter einschütten und frisches Wasser ins Glas gießen. Dieß ist ein freundliches Mittel, sie zur Ordnung in kleinen Geschäften einzugewöhnen. Laß sie es jeden Morgen thun, sobald sie selbst gefrühstückt hat.

Er wird sie bald kennen lernen, und ihr tausend Spaß machen. Lieb Acht, Liebe, daß niemand ihr dieß Geschäft abnehme. Es kann Dir zugleich zum Merkmal ihrer Stetigkeit dienen. Im Anfange, so lange ihr der kleine Gast noch neu ist, wird sie ihn freilich weder vergessen, noch versäumen. Aber ob sie ihn noch eben so treu besorgt, wenn er erst bei ihr einheimisch geworden; das ist bemerkenswerth. —

Lachen muß ich noch oft, wenn ich daran denke, wie treu sie jeden Abend ihre schöne Puppe einwiegte, und einsang, so lange ich bei Dir war, und wie sie die gepuzte so vornehm auf den Lehnstuhl setzte, und sie die fremde Dame hieß, und Dich endlich bat, die fremde Dame oben auf die Kleiderkammer zu tragen, weil sie sich an ihrem Puz so müde gesehen hatte! —

Spielt sie noch gern mit ihrer Lilli? O, muntere sie ja in diesen trüben Wintertagen viel auf, ihre Lilli im Zimmer herum zu fahren, damit sie nicht zu viel sitze! — Jetzt wär' es auch wol gut, wenn Du sie ein wenig tanzen lehrtest. Laß dazu die kleine Nach-

darin kommen; dieß geht um desto sicherer, da
 Du selbst Tanzmeister bist. Kannst Du es
 doch bald genug gewahr werden, wenn diese
 Gesellschaft Deiner Ida nicht gedeihlich seyn
 sollte, und die Sache sogleich wieder einstellen.
 Zum Tanzen gehört Gesellschaft: dieß muß
 sie nicht allein lernen. Ueberhaupt wird es
 nach einiger Zeit sehr gut seyn, wenn Du ihr
 eine beständige Gespielin geben kannst, die
 nicht viel älter und nicht viel jünger ist, als
 sie. Je mehr sie sich entfaltet, je nöthiger
 wird es, daß sie ein Wesen ihres Alters um
 sich habe, an welches sie sich anschließen könne,
 in welchem ihr kindlicher Geist sich spiegele,
 und ihr Gemüth sich in Liebe zu ihres Glei-
 chen, und in Bewunderung oder Nachsicht übe.
 Siehe Dich bald, und streng prüfend, nach einem
 Kinde um, das Du Deiner Ida gern zur
 Gesellschaft geben möchtest. Gut wär' es,
 wenn es ein Kind, von gleichem Stande und
 in gleichen Glücksumständen geboren, seyn
 könnte. Wär' es nach gleichen Grundsätzen
 bis dahin erzogen, und doch von sehr verschie-
 dener Individualität mit Deiner Ida, so

wüßt' ich in dieser Sache nichts weiter zu wünschen. — Doch wenn sich dieß auch nicht alles beysammen findet: in einem Kinde, das man Dir übergeben kann und will, wirst Du — wenn auch sein Stand und Vermögen weit unter Deinem sind, und die Kleinen nur übrigen zu einander passen — die Schwierigkeiten zu überwinden wissen. Nur auf dem Punkt bestehe ich, daß es ein Kind guter Art sei, daß die Natur es an Geist und Gemüth reichlich ausgestattet habe. Mag es immerhin arm seyn, es kann Ida's Gespielin werden; doch mit der unerläßlichen Bedingung, daß es mit Ida völlig gleich behandelt werde, und alles genieße und habe, was Ida zu Theil wird, und daß ja kein untergeordnetes, dienendes Wesen neben Ida gestellt werde. Dieß ist unglaublich nachtheilig. Fast unvermeidlich wird dadurch in dem einen Kinde sflavische Kriecherei oder Scheelsucht, Neid und Tücke, und in dem andern Egoismus und Anmaßung gepflanzt. Doch muß ich noch eine Bedingung machen. Erziehest Du ein armes Kind mit Ida, so muß sein künftiges äußeres

Schicksal durch Dich so fest gesichert werden, als sein Charakter und ganzes Wesen durch die Erziehung. Auf besondere Unglücksfälle muß jedes menschliche Wesen vorbereitet und gefaßt seyn; nur so weit es von Dir abhängt, muß des Kindes Schicksal gesichert werden. Suche mit Deinem Mann hierüber völlig einig zu werden, ehe Du die Sache unternimmst.

Sorge auch vor allen Dingen, das Kind genau kennen zu lernen, d. h. von seinen glücklichen Anlagen gewiß zu seyn, ehe Du es zu Ida's Lebensgefährtin machst. Der Mensch soll bei keinem Dinge verzagter seyn, als wenn er die Rolle des Schicksals für andere Wesen wissentlich übernimmt. Freilich arbeitet ohne hin jeder Mensch an dem Schicksale der Andern; aber mehr als Werkzeug höherer Mächte. Wer aber armen Aeltern ein Kind abnimmt, und es in seinem Hause zum Wohlstande und zu höheren Lebensgenüssen erzieht: der giebt seinem ganzen Schicksal eine entschiedene Richtung. Man sollte also das Subjekt, das man wählt, so genau als möglich kennen! —

Das ist ein langer Brief, aber ich war Dir auch auf so manchen wichtigen Fragepunkt Antwort schuldig. — Für heute nur noch das — daß Du Deinen Woldemar ja nicht lange ohne männliche Gesellschaft lassen mußt, da auch Dein Bruder Dich jetzt verlassen hat, der ihm freilich den abwesenden Vater ersetzen konnte, wie sonst keiner.

Soll ich Dir meines Herzens ganze Meinung über Woldemar sagen, so ist es die: er muß nicht länger in dem weichen Klima mütterlicher Pflege und Aufsicht athmen! Wie bald Dein Mann zurückkommen kann, ist ungewiß. Woldemar ist neun Jahr alt. Er ist ein kräftiger, feuriger Knabe; aber wenn er länger ausschließend mit Dir lebt, wird sein Herz zu weich, seine Phantasie zu weiblich. Selbst der beständige Umgang mit dem zarten Schwesterchen stimmt ihn für sein Geschlecht zu weich.

Suche Dir in dem Kreis Deiner Bekanntschaft einen würdigen jungen Mann zum Erzieher für ihn; mache mit diesem, wenn Du ihn gefunden, einen gemeinschaftlichen Erzie-

hungsplan für diesen herrlichen Knaben; lege ihn dann seinem Vater vor, und wenn der ihn sanktionirt hat, dann mache Dich stark, ihn recht treu zu befolgen. Schenke dem Manne, den Du werth gehalten, ihm diesen kostbaren Schatz zu übergeben, Dein ganzes Vertrauen. Weißt Du in Deinem Kreise niemand, den Du dessen werth hältst, so will ich Dir in meinem nächsten Briefe das Portrait eines Mannes zeichnen, der mir zu diesem Geschäft unter Tausenden der rechte scheint. Daß er auch menschliche Schwächen hat, versteht sich; sie sind aber nicht der Art, daß Woldemar sie jetzt schon zu bemerken vermöchte, und die ihn hindern könnten, an ihn, wie an ein hohes Ideal, hinauf zu schauen. Und würden sie dem Kleinen früher sichtbar, als wir vermuthen, so sind diese Schwächen durch die herrlichsten Vorzüge stark überglänzt, und können der Achtung für ihn nur wenig Abbruch thun. — —

—————

Vierzehnter Brief.

Mit Ungeduld siehest Du dem verheißenen Bilde des künftigen Mentors Deines Woldemar entgegen? Wohl an denn! Er ist ein junger Mann von acht und zwanzig Jahren, hat einige Jahre die Rechte und die Staatswirthschaft studiert, und war von seinen Verwandten für eine glänzende Laufbahn bestimmt, fühlte aber eine so starke Abneigung gegen diese Bestimmung, oder vielmehr gegen die gewöhnlichen Wege zu diesem Ziel der Ehre, daß er sie schwerlich noch betreten möchte. — Zu Kindern fühlt er sich so innig hingezogen, daß er gleich mitten drunter ist, wenn er in unserm Zirkel ein Häuflein Kinder bei einander sieht. Noch habe ich keinen Mann so traulich mit Kindern umgehen sehen. Als unabhängiger Gelehrter zu leben hat er jetzt beschlossen, und das muß er auch wol, weil ein jedes Amt ihm eine drückende Fessel seyn würde. Dennoch scheint es mir möglich, ihn dazu zu stimmen, daß er sich Woldemars Erziehung widme, sobald er den Knaben gesehen hat. Seine

Kinderliebe überwiegt noch die Liebe zur Unabhängigkeit bei ihm. Den ganzen Umfang seines Wissens kenne ich nicht, und den kennen hier nur wenige. Aber die Art, wie er die Dinge weiß, ist nur wenigen, seltenen Geistern eigen. Wenn er mit Männern über irgend einen Gegenstand aus dem Reiche des gelehrten Wissens spricht, so ist er der Sache auch so ganz Herr und Meister, als ob sie von ihm zuerst gedacht wäre; was ihm weniger klar ist, darüber spricht er nicht. Dennoch ist so gar nichts Herrisches, noch Absprechendes in seinem Ton; man fühlt es, daß seine Ueberlegenheit still und rein aus der Kraft und Ruhe seines Geistes hervorgeht, und er sich ihrer fast nicht bewußt ist. Vorzüglich gern höre ich ihn über deutschen Geist und Deutschlands Geister reden; denn da kann ich ihn fassen.

Er ist selbst produktiver Geist, hat aber zu keiner Fahne geschworen, gehört keiner Schule ausschließend an. Mir ist sein Urtheil sehr werth. Er hat sich eine rein liberale Ansicht von deutschen und ausländischen Geistesprodukten erhalten. Man kann ihm mit völliger Gei-

stesfreiheit zuhören. Am allerliebsten sehe ich ihn von Kindern und jungem Volk umringt. Die Kleinsten trägt er auf dem Arme, und erzählt ihnen die komischsten Märchen von der Welt; die heranwachsenden Knaben umringen ihn, wenn sie ihn wo einen Augenblick allein sehen, und haben sie ihn einmal gefaßt, dann lassen sie sobald nicht wieder von ihm. — Er spielt das Pianoforte und singt einen herzergreifenden, reinen und milden Tenor. Ob er auch zeichnet, weiß ich nicht, aber Kunstkenner ist er. Auf meiner neulichen Reise nach Kassel war er mein Begleiter; wir brachten mehrere Morgen in der Galerie zu. Tischbein führte uns mit der ihm eignen Gefälligkeit herum, und erklärte meinen jungen Begleiterinnen un-
 gemein bereitwillig alles, was sie ihn fragten. Bald aber horchte er, wie mein Begleiter meinem noch unmündigen Kunstsinne aufhalf. Ich kann Dir die Verklärung nicht darstellen, die auf P. .s Gesicht erschien, wenn er vor den herrlichen Meisterwerken stand. Es giebt Momente, sagt' er, wo das Gefühl, ein Mensch zu seyn, an sich schon Seligkeit ist! wo der

Name einzelner Menschen in unserer Seele wie in einem Tempel in heiliger Stille thronet! — Der Tag, den wir mit ihm auf der Wilhelmshöhe feierten, wird mir einer der unvergeßlichsten bleiben. In den Christoph stieg er nicht hinein, wol aber verweilte er mit uns einige Stunden auf der Höhe der Kaskade, und weidete Herz und Auge mit uns an der Herrlichkeit der Natur, die man da überschaut. — Er war zum erstenmale hier, und genoß mit wahrhaft kindlicher Seele des reizenden Lokale, und doch war er vorlängst in Schafhausen und sah den Rheinfall. Aber mit ganzer Seele genoß er, ungleich jenen kalten Kritikern, die im Vaterlande nichts mehr schön finden können, wenn sie einmal rühmen dürfen, daß sie im Auslande waren. —

Auf Reisen tritt das Innere der Menschen überhaupt unverhüllter hervor: da hab' auch ich sein eigenthümliches Wesen näher kennen gelernt. Eine solche Mischung von Kraft und Milde, von Festigkeit und kindlicher Hingabe, von Stolz und Demuth, sah ich noch nicht. Unerbittlich hart ist er gegen Unwahrheit und

feile Kriecherei. Nicht einmal galant ist er gegen Weiber. Er scheint im Ganzen für unser Geschlecht mehr Mitleid als Achtung zu haben, und doch ist es ihm wieder Bedürfnis, die bessern unter uns heraus zu heben, und sie mit Ehrerbietung zu behandeln. Seine Gestalt ist männlich. Sein dunkles, feuriges Auge würde zurückscheuchen, wenn nicht so viel heitere Ruhe daraus spräche. — — Ich wollte Dir von seinen Schwächen sagen, und habe sie unvermerkt fast ganz aus den Augen verloren. Er haßt, zum Beispiel, alle konventionellen Formen des Umgangs mehr, als billig ist. Eben so haßt, ja verabscheuet er alle Ansprüche auf Standesvorzüge, und wenn er unter zwei gleich würdigen Menschen zu wählen hat, von welchen der eine adelich, der andere bürgerlich ist, so läßt er sicher den ersten so gleich stehen und wählt den letzten. Höchst wahrscheinlich ist dieß die Frucht der Behandlung, die ihm in frühern Jahren von einem seiner adelichen Gönner geworden. Vielleicht war auch der Stand seiner frühen Liebe entgegen.

Genug, er macht seinen Rang an einem fremden Orte nie geltend, und ist stolz genug, durch seine Person alles — oder nichts gelten zu wollen. Kurz, er giebt den Edelmann zu wohlfeil weg.

Da hast Du nun ein flüchtig hingeworfenes Bild des Mannes, von dem ich glaube, daß Woldemars Geist sich an seinem herrlich entfalten müßte. Sende diesen Brief Deinem Manne, und wenn er und Du im Urtheile über diesen Menschen mit mir zusammentreffen, und auch er es wünscht, daß ich die Sache einleite, so schicke mir Deinen Woldemar auf vierzehn Tage zum Besuch. Eine schickliche Gelegenheit wird sich schon finden. P. soll Woldemar bei mir sehen und es wäre mit meiner Divinationsgabe schlecht bestellt, wenn der Kleine und er nicht bald unauflöslich an einander gefesselt seyn sollten.

Wo zwei solche Naturen einander begegnen, da fliegen sie, wie des alten Platon's zwei verlorne Hälften, wieder an einander, und lassen sich nicht mehr.

Unser P. weiß wenig von dem Kinde, und nichts von meinem Plan. O wie ungeduldig bin ich auf den Ausgang! Und doch kann ich mir das wie noch nicht denken. Denn Du wirst den Kleinen nicht von Dir lassen, und wie wir den Mann von uns entlassen können, das sehe ich auch noch nicht. —

F u n f z e h n t e r B r i e f.

Da sitzt Dein herrlicher Junge vor mir, hat den alten Robinson in der Hand und ergötzt sich herzlich daran. Nein, Emma, so dacht' ich mir den Ausgang nicht. Arme Mutter, Du sollst Dich — auf, Gott weiß wie lange — von Deinen beiden Lieblingen trennen, und Deinem Gemahl nach dem rauhen Norden folgen? Immer vermuthete ich, daß die Regierung ihm einen solchen Posten anweisen würde; aber nach Petersburg — nein, das dacht' ich nicht. Und Dein Gemahl hat un-

widerruflich entschieden, daß sie in Deutschland bleiben sollen? *)

Sehr ehrend für mich ist sein Vertrauen, in welchem er mir, mit Dir übereinstimmend, Ida bis zu eurer Rückkehr ganz übergeben will, und daß auch er glaubt, Herr von P. sei der einzige Mann in unserm weiten Kreise, der Woldemar zur schönsten Entwicklung helfen könne. Aber Du, arme Mutter, wie willst Du das Opfer bringen, ohne daß der Schmerz Dein Inneres zernagt? Kann es Dich trösten, so laß Dir erzählen, daß meine Vermuthung völlig erfüllet und meine Hoffnung übertroffen ist.

Woldemar kam am Sonntag Mittag an, als Herr von P. eben bei uns speisete. Die Art, wie der Kleine auf mich zueilte, die unverkennbar kindliche Zärtlichkeit, mit der er mir um den Hals fiel, und sonst fast niemand im Zimmer bemerkte, fiel P. stark auf. Sein Blick war fest auf den Kleinen geheftet. Und als Woldemar nun anfing von Dir zu erzäh-

*) Es war unter Kaiser Pauls Regierung.

len, und von Ida, und wie das Schwesterchen ihn gar nicht habe lassen wollen, und wie seine Augen bei der Erinnerung überflossen, sagte Herr von P. leise zu mir: Noch nie sah' ich ein Kind, das so auf mich gewirkt hätte! Eine sehr edle Natur ist seinem Wesen sichtbar aufgeprägt. Wie kam es, daß Sie mir von diesem Sohn Ihrer Freundin nicht mehr und bisher fast gar nichts Bestimmtes sagten?

Ich lächelte und schwieg. Es ward nun von allerlei andern Dingen gesprochen. Woldemar hatte den fremden Herrn ein paarmal flüchtig betrachtet. Sein großer Blick und seine freundliche Miene machten Furcht und Vertrauen in dem Knaben wechseln. Fast getraute er sich nicht mehr hinzublicken, und doch konnte er es nicht lassen, und meinen Freund ergöhte dieser Kampf in dem Gesicht des Kleinen königlich. — Ich hatte Woldemar zu mir auf den Sopha gezogen, um recht vertraut mit ihm zu plaudern. Aber immer blickte er halb verstohlen wieder hin nach P. Dieser trat näher an uns, nahm Woldemars Hand, sah ihn noch liebevoller an, als zuvor, und

fragte: Nicht wahr, du fürchtest dich nicht vor mir, lieber Woldemar? Der Kleine sagte betroffen: Ich fürchte mich niemals; ward aber feuerroth, und wollte hinaus. Bleib bei uns, sagte P. sanft bittend. Der Knabe wagte wieder einen Blick zu ihm hinauf, und P. sah' ihn mit rührender Liebe an.

„Nun fürchte ich mich gar nicht mehr, Herr von P.“ — „Nun so komm näher und liebe mich.“ Und im Nu sprang der Kleine auf und hing an des Mannes Halse. P.'s Auge glänzte von Freude, ein solches Kinderherz gewonnen zu haben. „Heiß mich Du, und P., und nicht Sie und Herr von P.“ — Das kann ich nicht, gewiß ich kann nicht. — „So fürchtest du dich auch noch.“ — Ich fürchte mich nicht mehr, aber Sie sind so groß und sind — die Worte fehlten ihm zu dem, was er noch sagen wollte. „Aber du wirst auch groß werden.“ — Wenn ich eben so geworden bin, wie Sie, dann will ich Sie Du heißen. — „Herrlicher Junge! Nennst du denn deinen Vater auch nicht Du, wenn er bei euch ist, oder du ihm schreibst?“ — Er

will es haben, aber ich kann nicht. — „Wie nennst du denn die Mutter?“ Er erröthete stark. Die Mutter? — Ja, das ist wieder etwas anderes. Die Mutter sieht immer so freundlich aus, und die muß ich immer lieben, so oft ich sie ansehe, und da muß ich Du sagen. Der Vater aber sieht bisweilen so ernst aus. — „Und da liebst du ihn nicht?“ — O ja, ich liebe ihn wol recht sehr, aber anders, als ich die Mutter liebe. Glauben Sie nur nicht, daß ich mich vor ihm fürchte; aber ich liebe ihn so, daß ich nicht Du zu ihm sagen kann. — „Nun, so heiße mich denn Sie, so lange du willst. — Willst du aber wol mit mir gehen, wenn ich nach Hause gehe?“ — O nehmen Sie mich mit! Ich möchte Sie so gern noch mehr lieb haben. — P. sahe mich fragend an: ich winkte, ja, er nahm den Knaben an die Hand und fort waren sie. — Erst spät am Abend bracht er ihn mir wieder, aber mit der Bitte, ihm den kleinen Gast zu überlassen, er wolle mir ihn auch täglich auf ein paar Stunden wieder abtreten. — Der Vertrag ward eingegangen und Woldemars Augen fun-

felten Freude. P. hat Wort gehalten und ihn mir täglich hergebracht. Auch ist der Kleine gern bei mir, denn ich lasse ihn gewähren. Will er lesen, so liest er die ganze Zeit, ohne zu sprechen. Will er plaudern, so habe ich immer ein offenes Ohr für ihn. Aber wovon spricht er? Immer von P. und nichts als P. Uner schöplich ist der Kleine in seinem Preise. Und dem P. geht es mit dem Kleinen gerade eben so. Wenn wir mit einander sind, und der Kleine im Garten oder im andern Zimmer sich beschäftigt, so ist er der einzige Inhalt unsrer Gespräche. Diesen Morgen hatte er Woldemar in seinem Hause bei seinen Landkarten beschäftigt, und kam allein zu mir. „Selma, sagt' er, ich fühle mich zu diesem Knaben ungewöhnlich stark hingezogen. Seine Erziehung wäre das einzige Geschäft, das ich mir wünschen könnte. Ist es wahrscheinlich, daß die Aeltern, die doch einmal im Wirbel der Welt so umher getrieben werden, ihn mir überlassen sollten? Ich habe mir in diesen Tagen einen eignen Erziehungsplan für dieß selten begabte Kind entworfen. Soll ich ihn Ihnen bringen? Wol-

len Sie ihn den Aeltern nebst meinem dringenden Verlangen vorlegen? Sie wissen, ich bin so glücklich, einer völlig unabhängigen Existenz zu genießen. Sie wissen es auch, daß nichts in der Welt mir so theuer ist, als diese Unabhängigkeit. Ich habe nie geglaubt, daß ich ihr auch nur für wenige Jahre entsagen könnte. Diesem Kinde kann ich sie willig opfern; ja, ich fühle einen heißen Drang darnach. Sagen Sie das den Aeltern.“ — Sein Auge glänzte: er sah mich mit gespannter Erwartung an, ob ich seine Ideen billigend auffassen könnte. O Sie Guter! stammelte ich, und meine Augen flossen über. Werden Sie es mir verzeihen, daß ich mit meinem heißen Wunsch für dieselbe Sache so lange an mich gehalten habe? Nehmen Sie ihn hin; ich will mit der Mutter alles, was über diese Sache noch nöthig seyn möchte, verabreden.

Statt aller Verabredung diene nun dieser Brief, dem ich auch noch den geschriebenen Erziehungsplan für Woldemar beifüge. Daß so ein Plan nur eine rohe Skizze seyn könne, die durch das tägliche Leben mit dem Kinde bis

zu seiner Reise ausgemalt werden muß, siehst Du, liebe Emma, wol ein; und weiter ist er also auch nichts. — Deines Mannes volle Zustimmung kann uns nicht fehlen, und so wäre diese Sache entschieden. Sobald Deine Abreise von D. festgesetzt ist, komme ich zu Dir, Ida abzuholen. O welch ein schmerzliches Sehen wird dieß seyn! Und wie ich Ida von Dir losbringen will — ich mag's gar nicht denken. Aber ich komme unfehlbar, sobald Du mich zu Dir ruffst. Daß ich Dir posttäglich schreibe, wenn ich Dein zweites Kleinod auch habe, Dir besonders von Ida's Entwicklung den getreuesten Bericht erstatte, darauf rechne Du mit höchster Gewißheit. Ich müßte das Mutterherz nicht kennen, wenn's mir möglich seyn sollte, Dich vergeblich auf die umständlichsten Berichte von Deinen Kindern warten zu lassen. Stünd' es bei mir, den Sachen eine andere Wendung zu geben; zu machen, daß Du Deine Kinder, wenigstens Ida, bei Dir behieltest: mit Freuden wollt' ich den gehofften Genuß opfern, und Dir Deine Lieblinge lassen. — Etwas Gutes ist aber noch

bei der Sache, dessen wir vielleicht beide noch nicht lebhaft gedacht haben: daß die beiden Kinder nicht getrennt werden! P. bleibt nicht nur mit Woldemar hier in L., er zieht wahrscheinlich zu uns ins Haus, und ich beköstige sie Beide. Da sind dann die Kinder bei der Mahlzeit wenigstens immer, und oft auch auf den Spaziergängen beisammen. In den Lehrstunden sind sie getrennt, vielleicht auch nicht in allen. Herr von P. ist des Französischen vollkommen mächtig und spricht es sehr schön. Von ihm kann Ida Unterricht haben, sobald sie so weit ist. Wenigstens hat er es mir versprochen, meinen Uebungen mit Ida noch täglich eine Stunde hinzuzuthun, wenn ich es wollte. — Den Zeichenmeister können beide Kinder vielleicht auch gemeinschaftlich haben. Was ich für Woldemar besorgte, als er noch bei Dir war, daß er durch Ida zu weich werden möchte, das fürchte ich jetzt unter P. Aufsicht nicht mehr. Er selbst wünscht es, daß die Kinder sich täglich oft sehen. Für Ida ist es gewiß gut; doch wünsch' ich noch immer, Du möchtest eine kleine Gefährtin für sie ge-

funden haben; ja ich möchte fast sagen, es werde von jetzt an nothwendig, daß sie eine Gespielin von ihrem Alter neben sich habe. Gern will ich auch für dieß Kind sorgen, welches Du auch immer erwählen mögest. Lebe wohl, theure Seele!

S e c h z e h n t e r B r i e f .

Gefunden ist also auch die Gefährtin für Ida? Und Mathilde ist noch dazu ein ganz verwaisetes Kind, und ein Jahr älter, als sie? O wie glücklich trifft das zusammen! Laß es auch seyn, daß die sechs und ein halb Jahr alte Mathilde schon manche Unart an sich habe; wenn sie nur ein glückliches Naturell hat, und nicht ganz verwahrlost ist, so will ich schon mit ihr fertig werden. Du sagst, sie sei ein wenig heftig und zum Eigensinn, wie zur Herrschsucht, von ihren allzunachgiebigen Aeltern verwöhnt; habe aber Verstand, eine lebhaft Phantasie und ein tiefes Gefühl, wenn

gleich ihrem Gemüth fast alle weibliche Zartheit und Ida's liebliche, Freundlichkeit fehle. Laß Dich das alles nicht kümmern; wenn sie nur ganz unser ist, und wir ihr Schicksal so weit bestimmen, als Menschen es können, so soll alles gut werden.

Meine Einwilligung zur völligen Adoption hast Du hiermit in aller Form. Schauet gnädig auf uns, ihr himmlischen Mächte, damit unser Werk gedeihe! — Sonderbar bang' kann es einem werden, wenn man die Rolle des Schicksals für irgend ein Menschenwesen übernimmt! Und doch, es soll, es muß gut gehen!

Woldemar hängt täglich fester an seinem Mentor. Sobald Du mir schreibst, daß wir kommen sollen, Dich noch einmal zu sehen und Ida zu holen, sind wir bereit. Es versteht sich, daß P. uns begleitet: beide von einander zu trennen, wäre grausam; auch wirst Du selbst begierig seyn, den Mann zu sehen, der Deine gegenwärtige und künftige Lebensfreude in Händen hat. —

Diesen Morgen, als Woldemar bei mir saß, sagt' er: Tante Selma, ich kann dir gar nicht beschreiben (seit ein paar Tagen heißt er mich von freien Stücken Du, ohne daß wir darüber gesprochen hätten —) ich kann dir gar nicht beschreiben, wie mir ist, wenn ich nach Hause denke. Oft ist es, als müßt' ich dich bitten, im Augenblick abzureisen, und ich müßte der Engelsmutter an den Hals fliegen, und sie fest, fest halten, daß sie bleiben müßte, und mit uns hier in L. glücklich seyn — und dann wünsch' ich wieder, sie wär' erst fort nach Petersburg, daß ich nicht mehr so viel daran denken müßte. Und dann kann ich auch Herrn von P. noch besser lieb haben, und besser Acht haben, wenn er mit mir spricht, und mit mir liest. Wenn ich jetzt an die Mutter gedacht habe, kann ich an nichts anders mehr denken. Alle Nacht träume ich von ihr und von Ida. Auch diese Nacht wieder. Als ich heut Morgen aufwachte, stand Herr von P. an meinem Bette mit einem Tuche in der Hand, mit welchem er mir die Augen trocknete. Er fragte: Was ist dir,

mein Junge? Ich habe nur geträumt, sagt ich — von der Mutter und von Jda. Aber sie sahn gar nicht so aus, wie sonst; die Mutter sah' aus, wie die marmorne Frau, die alle ihre dreizehn Kinder verloren hat und nun auch das letzte, jüngste, sterben sieht, und mir war's, als sähe ich Jda just so in ihren Armen hängen. Nun versprach er mir, wir wollten noch in dieser Woche hin zur Mutter und Jda holen. Da ward ich ganz froh und stand auf. Während ich mich anzog, spielte und sang Herr von P.: Willkommen, schöner Morgen; wie groß ist deine Pracht. Ich sang mit und mein Traum war ganz vergessen. Und nun schickt er mich, und läßt dich, liebe Tante, bitten, daß wir ja recht bald reisen.

Indem der liebe Schwäger so saß und plauderte, brachte man mir Deinen Einladungsbrief. Alles ist also bei Dir bereit. Wolan, wir sind es auch und reisen morgen, wenn uns nichts abhält. O sammle alle Deine Kräfte zusammen! Du wirst ihrer bedürfen. Es muß sehr hart seyn, sich von solchen Kindern zu

trennen. Nichte es auch ja so ein, daß wir zu gleicher Zeit von Deinem Gute abreisen. Wir wenigstens weichen nicht, so lange Du noch da bist. Zu Mathildens Aufnahme ist hier alles vorbereitet. Zwei traurig schöne Wochen sehen wir vor uns. —

Ende der ersten Sammlung.

 Lieder der Unbekannten.

Fortsetzung.

6.

Meine Hoffnung.

Heil dem, der auf versengter Haide
 Nach frischen Labequellen gräbt!
 Wer Einen Durstenden erfreute,
 Der hat geliebt und nicht umsonst gelebt.

Heil dem, der gern die Müden stärkte;
 Der stets mit unverdrohner Hand
 Mit einem Ruhstein bemerkte
 Den Ort, wo Er einst Trost und Labsal fand.

Der, wo er nach des Tages Hitze
 Der Ruhe Balsam in sich sog,
 Um buntbeblünte Rasensitze
 Der Linde kühle Schatten niederbog.

Ist mir auch einst der Kranz entrissen,
 Des Lebens Fackel umgekehrt;
 Ist von der Freude Hochgenüssen
 Der letzte Tropfen von mir aufgezehrt,

Und ruh' ich hier in kalter Nächte Hülle,
 Und schweigt, wer sonst so viel versprach:
 Dann sendet doch in meine Todesstille,
 Wen ich erquickt, mir einen Seufzer nach! —

7.

Gebet der heiligen Cäcilia.

Schwach bin auch ich; der Engel, der mich leitet,
 Nicht immer ist er meinen Schritten nah,
 Und ist nicht manche Heilge schon begleitet,
 Noch eh' sie die Gefahr zu sinken sah?

Wenn Leidenschaften meine Brust empören,
 Und mich dahin der Jugend Leichtsinn rafft;
 Wenn der Versuchung Stimmen mich bethören:
 Wer giebt zum doppelt schweren Siege Kraft?

Du, der im Morgen-, wie im Abendsstrahle
 Ob unsrer Sehnsucht, dein zu bleiben, wachst,
 Und seinen Wanderern im Lebensthale
 Nicht allzurauh der Tugend Pfade macht!

Entferne bei der Seele innern Kriegen
 Die Macht des Feindes, der von außen dräut;
 Und niemals gatte sich, mich zu bestiegen,
 — Zum Fehlen Neigung und Gelegenheit. —

Die Mondnacht.

Du, der mit blassem Scheine
 In stiller Mitternacht
 Vom düstern Ulmenhaine
 Zu mir hernieder lacht;
 Wenn mit den holden Blicken
 Dein Glanz durch Silberwölkchen bricht,
 Wer huldigt mit Entzücken
 Dir, Führer sanfter Wehmuth, nicht?

Wie sich die Schatten heben!

Die rege Phantasie
 Sieht Engelbilder schweben,
 Hört Himmelsharmonie!
 O du, der jetzt und immer
 Mir schönern Lebens Träume giebt:
 Wie hat den milden Schimmer
 Das Herz des Kindes schon geliebt!

Mit ahnenden Gefühlen
Hüpft' ich in deinem Licht,
Und sah von meinen Spielen
Dir lächelnd ins Gesicht;
Doch blickt' ich auch mit Thränen
In deinen bleichen Silberschein,
Und tiefes, fremdes Sehnen
Nahm meine junge Seele ein.

Noch lebt in meinem Busen
Der heiligen Stunden Spur!
Was war es, o ihr Musen,
Was da mein Herz erfuhr?
Und, spricht, was fühlt es heute?
Ist's Hoffnung oder Traurigkeit?
Ist's Wehmuth oder Freude?
Ist's Ahnung künftiger Seligkeit?

9.

Am Feste aller Heiligen,
dem Tage der Geburt meiner Mutter, Eugenia,

Aller Thürme Glocken schallten,
 Festliche Gefänge hallten
 Ueber manche stille Gruft
 Durch den hohen Weihrauchdust
 In die kühle Morgenluft.
 Zu geweihten Gräbern wallten
 Pilger mit dem Wanderstab
 Von den Höhen sanft hinab,
 Und beim Klange hoher Lieder
 Stiegen von des Himmels Höhen
 Alle Heiligen hernieder,
 Ihre Tempel jetzt zu sehn.

Nur ein Chor von heiligen Frauen
 Sondert sich von andern aus,
 Senkt sich von des Himmels Auen
 Schweigend in ein stilles Haus,

Eine Sterbliche zu schauen,
 Die bei dieses Morgens Stral
 Athmete zum erstenmal.
 Da erfüllt das stille Zimmer,
 Wo sie in der Wiege lag,
 Schnell ein ungewohnter Schimmer,
 Heller als ein Frühlingstag;
 Und es rauschet sanft, es schweben,
 Schön mit Glorien umgeben,
 Alle Heilige herein,
 Um das Kind zu benedeihn.

Und des Kindleins Wärterinnen
 Wissen nicht, was sie beginnen,
 Schauern sanft, doch sehn sie nichts,
 Nicht die holden Pilgerinnen,
 Nicht den Abglanz ihres Lichts,
 Hören nur ein leises Gehen,
 Sehn des Lagers Schleier wehen,
 Keine weiß, wie ihr geschehen,
 Jede flüstert: hörst du nichts?
 Jede fühlt ein sanftes Beben
 Den beklommenen Busen heben;
 Zwar aus ihren Augen spricht

Ahnend, liebevoll Entzücken,
 Doch es waget keine nicht
 Von der Stelle sich zu rücken.

Langsam tritt mit Engelsblicken
 Aus der Unsichtbaren Chor
 Sanct-Eugenia hervor,
 Sieht die Kleine mit Vergnügen
 Schlummernd in der Wiege liegen,
 Flüstert traulich ihr ins Ohr:
 „Wachse schön und schnell empor,
 Süßes, mildes, heitres Kind:
 Dir verehr' ich meinen Namen!“ —

Auch die andern Himmelsdamen
 Nahen nun sich sanft und lind,
 Jede drängt sich aus den Reihen
 Um die liebe Schläferin
 Mit Geschenken zu erfreuen,
 Sie zur Schwester sich zu weihen
 Und zur Himmelsbürgerin.
 Und des Kindleins stillen Sinn
 Und sein weiches Herz erfüllte
 Margarethens fromme Milde,

Apolloniens Geduld,
 Katharinens Heldenstärke,
 Dorotheens gute Werke,
 Celestinens Engelhuld — —
 O, wie könnt' ichs all erzählen,
 Was die hohen, heiligen Seelen
 Von des Himmels Herrlichkeit
 In ihr junges Herz gestreut!

Doch des Kindleins Seligkeit
 Unausprechlich zu vermehren,
 Tritt, umschwebt von Engelchören,
 Sankt-Maria selbst herein,
 Wandelt durch die lichten Reihn,
 Schwebt daher im Himmelsglanze,
 Beugt sich mit dem Stralenkranze
 Auf des Kindleins Angesicht,
 Küßt es mütterlich, und spricht:

„Was von meinen Schwestern nicht
 Eine dir gewähren kann,
 Nimm von meinen Händen an!
 Du sollst einst in Kindern blühen,
 Sollst in Mutterliebe glühen;

Und damit dein fromm Bemühen
Sie dem Himmel aufzuziehen
Möge wandellos gelingen,
Soll mein Sinn ihr Herz durchdringen!
Nimm dieß Kreuz der Muttertreue:
Damit weiht dich meine Hand“ — —

Also segnend sie verschwand.
Doch es weilte in dem Zimmer
Noch ein weißer Silberschimmer;
Und wie Wolken sich verziehen,
Die in kalten Mitternächten
Von des Nordscheins Stralen glühn,
Schwanden, gleich der Königin,
Hier zur Linken, dort zur Rechten,
Nach und nach die andern hin. —

Werden fortgesetzt.

Ist auch
Freundschaft unter den Weibern?

Unter den mancherlei Traditionen, die unter den Männern herumgehen, sich vom Vater auf den Sohn, und vom Sohne auf den Enkel forterben, spielt die, von der weiblichen Unfähigkeit zur Freundschaft, keine kleine Rolle. Es mögen wackere Männer unter denen seyn, die sie auf Treu und Glauben von andern annehmen: für uns ist es aber doch der Mühe werth, zu forschen, ob diese Sage, wie alle alten Sagen, irgendwo einen festen Grund, eine Unterlage von Wahrheit habe — und sollte auch, was herauskömmt, keinesweges rühmlich für uns seyn! —

Vor kurzem veranlaßte sie folgenden Dialog zwischen zwei Menschen, denen es etwas mehr um Wahrheit zu thun war, als um Wiß oder Spitzfindigkeit.

Dian.

Ich wollte, theure Blanka, daß es Ihnen gefiele, heut zu versuchen, ob wir mit dem alten Streit endlich einmal aufs Neue kämen.

Blanka.

Mit welchem? Sie warfen der Zankäpfel kürzlich so viele, daß ich ja nicht wissen kann, welchen ich dießmal aufnehmen soll?

Dian.

Wöcht' ich einen goldenen geworfen haben, der meine Atalante endlich in ihrem schnellen Geistesfluge einmal aufhielt! Wöcht' es Ihnen gefallen, einmal bei Einem Gegenstande zu verweilen!

Blanka.

Lieber Hippomenes, verlangen Sie das Unmögliche nicht, damit das Mögliche gelinge! Wollen Sie, daß wir Frauen mit höchstem und strengstem Ernst einen Streit auffassen, die Sache mit schulgerechter Ordnung streng von allen Seiten prüfen, in alle ihre Tiefen eingehen, und Schritt vor Schritt langsam und wohlbedächtig

denselben Weg wieder zurücknehmen, die in diesen Schächten erbeuteten Resultate als gewonnenes Gut in die Hütten bringen und nach und nach zu allerlei Gefäßen der Ehr' und Unehre verschmelzen und gießen: so fordern Sie etwas, das unserm, von Natur leider nicht sehr systematischen Geist völlig so vorkommt, als wenn die Nachtigall ihre Elegien oder die Lerche ihre Psalmen auf Noten setzen sollte, damit die Menschen sie zur Erbauung und weitem Verwendung gehörig absingen könnten.

Dian.

Wenn Sie in diesem Ton fortfahren, so muß ich von neuem verzagen, daß wir uns je einigen werden.

Blanka.

Nun geben Sie's nur noch nicht ganz auf: ich will Ihnen Stand halten, so gut ich kann. Worauf kommt es denn an? —

Dian.

Auf die Entscheidung des alten Streites, ob die Frauen von der Natur zur Freundschaft berufen sind?

Blanka.

Das heißt: ob sie überall zur Freundschaft taugen, oder von Grund aus dazu verdorben sind?

Dian.

Warum drücken Sie das so hart aus?

Blanka.

Weil es eine harte Frage ist, der eine sanfte Einkleidung gerade so ansteht, wie dem Orang-Utang ein Schleier anstehen würde.

Dian.

Es hängt ja von Ihnen ab, sie ganz zu Schanden zu machen. Ich stehe für die gescheidesten und besten unter uns: wir lassen uns gern von Ihrem Geschlecht aus dem Felde schlagen, wenn sie sich nur auf Gründe einlassen wollten —

Blanka.

Oder könnten — —

Dian.

Geben Sie uns Gründe aus der Natur des weiblichen Charakters, oder geben Sie Beispiele

von Freundinnen, wie wir sie von Freunden aufweisen können, und vom Heroismus in ihren Freundschaften.

Blanka.

Als wenn Sie nicht wüßten, daß gerade der Heroismus des Charakters in unsern bürgerlichen Lagen und Verhältnissen dem Manne nur selten gut geheißen wird, am Weibe aber für wirklichen Makel gilt —! Was soll uns in unsern Schneckenhäusern der Heroismus irgend einer Art?

Dian.

Nun, ziehen wir hernach von dem Höchsten ab, was Lage und Verhältnisse als Opfer fordern! Lassen Sie mich nur wissen, was die Frauen in diesem Punkte könnten, wenn sie wollten, oder wollten, wenn sie könnten?

Blanka.

Nein! was sie könnten, wenn sie könnten: das muß bewiesen werden!

Dian.

Liebe Spötterin: der Sache näher!

 Blanka.

Ich meine, ich war ihr sehr nahe, guter Dian. Zum Können hat die Natur, glaub' ich, beide Hälften des Menschengeschlechts auf gleiche Weise berufen. Zum Nichtkönnen ist die zweite Hälfte im Anfang von der erstern herabgebracht, und dabei hat sie sich seitdem meist freiwillig erhalten. Und weil sie in diesem Zustande überall keine großen Zwecke fassen konnte, und keine große Leidenschaft in ihrem Boden gedeihet: so richtete sie sich aufs Kleine; und so entstanden die kleinen Leidenschaften in ihr, die Legion heißen, weil ihrer viele sind. So entstanden und schossen empor in dem Boden, wo bei dem Manne der Ehrgeiz wächst, der Drang nach Thaten, die Vaterlandsliebe, die Wißbegier, die Freundschaft, und was sonst Großes im Manne seyn mag — im Weibe, Eitelkeit, Gefallsucht, Eifersucht auf weiblichen Reiz, Ränke, Neugier, Eigensinn, Rechthaberei, Kleinigkeitsgeist, die alle eben keine sonderlichen Ingredienzen zur Freundschaft sind. —

Dian.

Halten Sie inne, Blanka; Sie gehen zu

weit! Sie geben mir mehr zu, als ich verlange —

Blanka.

Und doch nicht so viel, als Sie nöthig haben, um zu erweisen, daß wir zur Freundschaft von Haus aus unfähig sind. Wenn ich den Zustand eingestehe, zu dem mein Geschlecht herabgekommen ist: werde ich Ihnen auch zugeben, daß es von Anbeginn also war? daß es dabei bleiben müsse? daß es unverbesserlich sei? —

Dian.

Eine schwere Aufgabe, ein ganzes Geschlecht wieder hinauf zu bringen, zu der Stufe, von der es herab gesunken ist!

Blanka.

Ich begehre sie freilich nicht zu lösen.

Dian.

Sollen es die Männer?

Blanka.

Nicht ihr Männer allein. Aber ihr könnt viel dazu. Achtet nur erst in den trefflichen Weibern, die, trotz eurer Herabwürdigung des Ge-

schlechts, noch da sind, das wirklich Achtenswerthe, und es werden schon mehrere darnach trachten! Anfangs freilich vielleicht um eurer Achtung willen: aber laßt sie nur. Wir gewinnen das Bessere, sind wir nur einmal erst mit ihm befreundet, bald um sein selbst willen lieb. Preiset nur nicht unaufhörlich an uns, was ein rauhes Abendlüstchen zerstören kann; sagt uns nicht unaufhörlich Schmeichelworte; laßt uns nicht glauben, daß nur tändelnde Puppen ächte Weiber sind, und wir werden wieder etwas anderes!

Dian.

Sie scheinen so wenig zu fordern —

Blanka.

Und fordere doch vielleicht zu viel; denn da müßtet ihr erst eure Ansicht von unserm Geschlechte durchaus ändern —

Dian.

Was wollen Sie aber dazu thun?

Blanka.

Was wir können — das heißt, unsere Töchter zu etwas Besserem machen, als wir selbst

find. Vor allen Dingen den Kleinigkeitsgeist von ihnen entfernt halten; am fernsten aber die weibliche Eifersucht — denn die ist es, die alle Freundschaft unmöglich macht. Schämt Ihr in uns, was wir selbst in uns ausbilden können, so fällt der Neid über Naturgeschenke von selbst. Wir wissen dann, daß wir alle uns eure Achtung erwerben können, sobald wir wollen. Und was hindert uns dann noch, uns an die Trefflichsten anzuschließen? was treibt uns zum Neide? können wir nicht eben so trefflich, und dieß gerade eben durch dieß Anschließen werden?

Dian.

Es gab aber doch gewiß von jeher treffliche Weiber. —

Blanka.

Und gab auch von jeher Freundinnen —

Dian.

Aber warum kennen wir sie nicht, wie man die alten Freunde kennt? Warum weiß man von keinem Verein unter ihnen, wie zwischen Herkules und Philoktet, zwischen Orest und Pylades, Achilles und Patroklos u. s. w.?

Blanka.

Wie unser ganzes Leben im Schatten der Häuslichkeit gelebt wird, so blühen auch unsere Freundschaften in diesem, euch meistens undurchdringlichen Schatten. Bei Männern, wo alles öffentlich ist, muß es auch die Freundschaft werden, wenn große Schicksale sie unaufhaltsam treiben.

Dian.

Und so halten Sie auch Ihr Geschlecht der Opfer fähig, die die Freundschaft fordern kann, und nicht selten wirklich fordert?

Blanka.

Gewiß; denn es giebt Weiber, die den kleinen, elenden Leidenschaften unzugänglich sind, welche gewöhnlich die Wurzel der Freundschaft zernagen.

Dian.

Aber warum kommt von ihren Freundschaften gar keine Kunde zu uns?

Blanka.

Wie wolltet ihr es auch erfahren, wenn ein Weib mit großer Seele den heiß und heim-

lich Geliebten der schwächern Freundin schweigend und leidend überläßt, die den Verlust nicht verschmerzen würde? Gerade von dem Berbergen ihrer Leidenschaft hängt ja das Opfer ab: wie kann es offenbar werden? Die Freundin selbst und der Zwiefachgeliebte dürfen es ja nicht wissen, daß ein Opfer gebracht wird! O es giebt ein Zurücktreten, ein Verhüllen seines Herzens, das ihr mit Staunen ehren würdet, wenn ihr es durchschauen könntet! Freilich eine unedle Natur kann ein solches Opfer nicht bringen: ihr kann es nicht gebracht werden — und nur die könnte es publiziren wollen. Glauben Sie mir, Dian, ich habe wirklich sehr edle Freundschaften unter Weibern gefunden, und Treue bis in den Tod. Ich selbst habe eine Freundin, die ich erprobet, von der ich jedes Opfer getrost fordern dürfte. Aber wie sollten euch diese Dinge bekannt werden?

Dian.

Ihr Zeugniß ist mir genug: es widerlegt mich hinlänglich. Nur ein Zweifel bleibt mir noch.

Blanka.

Wie es nämlich um die Verschwiegenheit stehe, die zur Freundschaft unnachlässlich gehört —! Ist es der, Dian?

Dian.

Ich darf es nicht verhehlen: der ist es.

Blanka.

Mit dem Kleinigkeitsgeist hört die Mengier auf, uns tyrannisch zu beherrschen; und mit ihm und ihr verläßt uns auch die Plauderhaftigkeit. Die Bessern unter uns begehren nicht zu wissen, was die Nachbarin treibt: wie könnten sie es denn auszuplaudern begehren? Ich habe, wie ich vorhin sagte, eine Freundin, im vollkommenen Sinne des Worts, die mir lieb ist, wie meine Seele; aber noch nimmer hat sie versucht, mir irgend ein Geheimniß zu entlocken. Nimmer habe ich ihre Geheimnisse zu erforschen gesucht. Wir glauben einander, da wo wir nicht schauen können. Ein wenig verschiedenes Alter, ähnliche Ansprüche, ähnliche Neigungen, ähnliche Talente, gleiche Grundsätze, ähnliche Ansicht und Würdigung der

Dinge, und besonders ein gleich starker Hang zur Freundschaft, zog uns zu einander hin.

Wir hörten von einander und liebten uns ungesehen; wir sahen uns und liebten uns fort. Wir wurden getrennt vom Schicksal und blieben uns nahe. Das Schicksal führte uns wieder zusammen: wir schlossen uns noch enger an einander. Es riß die Freundin noch weiter von meiner Seite hinweg: aber nimmer wird es ihm gelingen, Bande zu zerreißen, die einmal unauflöslich sind. Niemand weiß es, als wir beide, auf was für Proben diese Freundschaft gestellt wurde. Zum ersten Male erwähne ich ihrer so. Und wenn nun Weibersfreundschaft ihrer Natur nach nichts Oeffentliches in ihrem Charakter haben könnte: wolltet ihr deshalb ihr Dasein läugnen? Verzeihe, Freundin, daß ich deiner so laut gedachte! Im stillen Gemüth allein soll dein Bild, wie ein Heiligenbild, wohnen.

Dian.

Bereuen Sie nichts, Blanka. Sie haben einen Ungläubigen bekehrt.

Helena S.

Der Traum des Lebens.

Ein Märchen.

Es war einmal ein guter König und eine gute Königin, die ihr Lebelang alles nur nach reiflicher Ueberlegung gethan hatten. Da war denn im Ganzen nicht sehr viel gethan worden: es hatte sie aber doch so beschäftigt, daß sie beide sich erst sehr spät heiratheten. Beide wünschten sich Kinder, aber es kamen keine. Man befragte alle Feen und gelobte sich allen Heiligen: die helfen aber immer nur, wo sie können, und dieses Mal konnten sie nicht. Wie das gute Ehepaar sah, daß alles vergeblich war, nahm es ein kleines, allerliebstes, jähriges Bübchen, das keine Aeltern und einen hübschen, berühmten Namen hatte, an Kindesstatt an. Alexis war kaum gewohnt seine Pflegältern Papa und Mama zu nennen, so ward die Pflegmama schwanger, und es stellte sich zur rechten Zeit,

ohne Feen und Heilige, ein niedliches Mädchen ein, das Aline genannt wurde. Alexis Lage war nun freilich ein Bischen zweideutig geworden: seine Pflegältern hatten ihn aber herzlich lieb, und nachdem sie das Ding reiflich überlegt hatten, setzten sie es unter einander unwiderrüflich fest, daß Alexis und Aline ein Paar werden sollten. Nichts war natürlicher, leichter, sicherer, und so das Interesse ihrer beiden Lieblinge verbunden. Der Entschluß war kaum bestimmt, so wurden beide liebe Leuten krank, und sahen sich bald genöthigt, ohne viel Ueberlegung, Anstalt zum Abschied aus dieser Welt zu machen. Es that ihnen sehr Leid, aber es waren gute liebe Leute, die gegen eine von jeher vorausgesehene Sache sich weiter nicht sträubten. Alexis und Aline zu verlassen war ihnen das Bitterste, und ihr Schicksal die einzige Sorge. Wie sich ihnen also der Tod nahte, ergriffen sie den einzigen Weg, auf den sie trauten: sie empfahlen das kleine Brautpaar zweien Feen, die von jeher Freunde ihrer Familie waren; sie banden ihnen ihre eheliche Verbindung, das liebste Ziel aller ih-

rer Wünsche, auf das dringendste ein, und schieden dann mit so gutem Anstand von hinnen, wie es sich unter solchen Umständen nur immer denken läßt.

Das Erstaunen über die Feen und Zauberer hab' ich vorhergesehen, da meine Geschichte bis dahin, und auch vielleicht in Zukunft nichts enthalten wird, das mich in Dsinistan, oder an den Ganges, oder irgend wohin versetzte, wo ich den Vortheil der weiten Entfernung hätte. Ich kann nicht helfen. Ein armer Erzähler ist übel daran. Hat er's mit erfahrenen Zuhörern zu thun, so finden sie nichts Neues; sagt er ihnen etwas, das sie nicht wissen, so scheint es ihnen unglaublich. Freilich giebt es heut zu Tage keine so treuherzigen Menschen mehr, die an Feen und Zauberer glaubten; aber warum die Dinge in der Welt noch eben so gehen, als in der Zeit, da es noch welche gab, das sagt uns niemand. Meine Geschichte beweist, daß diese überirdischen Wesen ihre Macht nach wie vor an uns üben; wir glauben es nur nicht mehr, oder nennen sie anders.

flug. Wer ihr so große Macht verliehen, wußte kein Mensch, aber eine Zeit des Lebens war ihr jeder Sterbliche unterthan.

Mit Zeitlose war es anders und wunderbarer. Jeder, der sie sah, glaubte sie sonst schon gesehen zu haben; wer etwas Schönes, Rührendes beschreiben wollte, meinte, es säh' ihr ähnlich. Ihre Schönheit war mehr, wie Zauber und Jugend, ihr Liebreiz mehr, als der Frühling des Lebens verleiht. — Man hielt sie oft für Psychens Schwester, und hätte sie oft für Psyche selbst, mit Feenwürde bekleidet, gehalten, hätte sie je um Liebe geliebt. Aber sie liebte nur, weil sie wohlthat.

Diese beiden mächtigen Feen folgten des guten Königs und der guten Königin Ruf, und eilten zu den verwaisten Kleinen. Ihre erste Sorge ging dahin, sich über den Plan zu verständigen, der bei der Erziehung ihrer Zöglinge zu befolgen seyn würde. Die eine wie die andere mochte wol eine gewisse Ahnung haben, daß sie ein bißchen sehr verschieden über diesen Gegenstand denken würden. Als wohlgezogene Feen wünschten sie aber doch die Verschieden-

Meine beiden guten Eheleute glaubten sie, kannten sie, und empfahlen Alexis und Aline den Feen Tausend schön und Zeitlose. Die erste war die älteste und mächtigste der beiden Damen. Ihr ging es, wie dem berühmten Mäoniden, und ärger. Nicht nur sieben, sondern zehn und hundert Städte und Völker hätten sich um ihren Ursprung streiten können; aber nicht wie bei dem Sängler der ewig wahren Natur, beneidete jedes Zeitalter der Nachwelt den Ort, der sie gebar, sondern so sehr jedes jauchzte, sie zu besitzen, so wenig rühmte man sich, sie besessen zu haben. Ihre jungen Schüler wurden hingerissen von dem Glanz, der ihr Wesen umgab, aber die Zeit veränderte grausam die Ansicht ihrer Verehrer: — sie schien alt und lächerlich denen, die lange unter ihrem Schutze gelebt hatten. Sie war mächtig und versprach immer noch mehr, als sie hielt; aber in die Länge ward ihr Dienst herzlich lästig. Uebrigens lag ihre frühere Geschichte im Dunkel. Die Menschheit des Kindheitsalters schien sie nicht recht gekannt zu haben. Aus ihrem Ansehen ward indeß niemand

heit ihrer Meinung mit Anstand zu äußern, und so wahrte es denn ziemlich lange, eh der Hauptpunkt berührt ward. Endlich fühlte Zeitlose, daß es eine unrühmliche Art sei, seinen Gegnern so den Vortheil abzulauern; sie nahm also die erste Gelegenheit wahr, wo sie sich mit ihrer Schwester: Fee allein befand, um den kitzlichen Punkt zu berühren. Alexis hatte einen Augenblick sein Spiel verlassen, und lehnte sich vertraulich an ihre Kniee, indes sie Aline auf ihrem Schooß hielt. Der Knabe hatte geweint, daß jetzt die guten Aeltern, wie seine Bonne ihm sagte, nicht mehr mit ihm spielen, ihm nicht mehr Zuckerbrot geben sollten. Zeitlose streichelte beschwichtigend sein Lockenhaar, und theilnehmend wie ein Mensch, wehmüthig wie eine Mutter, blickte sie auf die lächelnde Aline. Tausend schön saß an einem Tisch und übersah eine Karte des kleinen Königreichs. Nachdem sie eine rednerische Stellung angenommen, rief sie: Ein schönes Gebiet! ein rundes Gebiet! Mein Prinz, Sie werden Ihr Volk beglücken; Sie werden das Beispiel der Fürsten, der Gatten, der Väter seyn. — Alexis, der schon wieder

an sein Spiel gelaufen war, ließ seinen Kreisel einen Augenblick allein brummen, hielt die Peitsche in der Hand erstaunt inne, und sagte mit einem komischen Spott: Das hat mir mein Hofmeister noch nie gesagt; aber meinerwegen! Ich will froh seyn, wenn die andern Jungen von mir lernen wollen. Allons Cameraden! Brummkreisel ins Feld! schrie er über den Balkon den Kindern zu, die vor dem Schloß im Grase spielten, schnellte den Kreisel hinunter, und flog zur Thür hinaus, ihn unten zu empfangen. Welch eine schöne Mischung in diesem lebhaften Gemüth durch zärtliche Empfindungen entstehen wird! lispelte Tausendschön, und legte die Landkarten zusammen. Theures Mädchen! lieben Sie Ihren kleinen Ingenü auch recht zärtlich? wendete sie sich zu Alinen, die unbefangen mit Zeitlosens Perlenhalsband spielte — Wenn er mich nicht plagt . . . antwortete das Kind; und auch dann: denn er meint's nicht böß — O die holde Weiblichkeit, rief Tausendschön aus und heftete einen angestrengt gefühlvollen Blick auf Alinen. Gutes Mädchen, sagte Zeitlose leise, denke immer so! Alle

ris, meine Kleine, meint es nicht böß, und wenn er groß ist, wird er dir's danken, daß du ihm verzeihst.

Zeitlose hielt dies für den rechten Zeitpunkt von Geschäften zu reden, und fing sanft, wie jemand, der Streit erwartet, die Unterhandlung an: Aber hier ist's nöthig, um den Zweck unserer guten entschlafenen Freunde zu erfüllen, daß wir schnell für die glückliche Zukunft der holden Kinder sorgen. Da Tausendschön politisch schwieg, fuhr Zeitlose fort: Und um desentwillen, meine Schwester, ist die gute Erziehung der beiden Kinder unsre nächste Pflicht. Durch sie wird die Absicht der zärtlichen Aeltern — wenigstens vorbereitet. Tausendschön schwieg noch immer. Wollen wir uns nicht in die Kleinen theilen? Sie führen Alexis an Ihren Hof, wo glänzende Thaten, Muth und Künste wetteifernd um Ihren Beifall buhlen — dort bilde er sich zum Manne: ich nehme Alinen auf meine Insel — ich hoffe sie so zu erziehen, daß sie ihrem Schicksal einstens gewachsen ist. —

Tausendschön hatte mit einem halbmitleidigen Lächeln zugehört. Nun, und der Plan des

königlichen Aelternpaars? fragte sie in dem Ton, der eine dumme Antwort erwartet. — Ich hoffe, daß ihn die jungen Leute stets aus Ehrfurcht gegen ihr Andenken befolgen würden; aber so wie wir sie bilden wollen — können, müssen sie in zehn Jahren gestimmt und würdig seyn, einander zu lieben. — Tausendschön lachte beleidigend laut. — Nun wahrlich, in diesem Plan, meine gute Schwester, weht die Herbstluft ihrer Insel im gemäßigten Klima. Sie wollen ein paar zarte Wesen, die Natur und Schicksal für einander bestimmt hat, trennen! beiden den Sporn zum Schönen, den Genuß der Kindheit, die Blüthe des Lebens, eine reine, kindliche, einzige Liebe rauben! sie sollen frostig, als hätte ein Alltags-Entschluß über sie gewaltet, im gehörigen Alter dem Befehl ihrer Aeltern gehorchen . . .! So ging es eine lange Weile fort; Zeitlose tritt mit Festigkeit und Güte, Tausendschön ward über ihrem eigenen Eifer blind, und wie die Gründe ihr fehlten, führte sie ihren Feenrang und ihre Oberherrschaft an — Jetzt sagte Zeitlose mit einer Thräne im stillen, denkenden Auge: Gut,

meine Schwester, der Obermacht muß ich weichen; doch gestehen Sie mir eine Bedingung zu: wenn die jungen Leute sich Ihrer Führung widersetzen, ihren eigenen Weg gehen wollen, so bleib' es mir überlassen, sie zu Ihrem Willen zurückzuführen. — Sie sind sehr gütig, meine hülfreiche Freundin, antwortete Tausendschön spöttisch; diese Bedingung kann ich ja wol ohne Gefahr mit meinem Feenwort versiegeln. Zeitlose ging zu Alinen und drückte sie mit Innigkeit an ihr Herz; — sie rief Alexis zu sich, sah ihm forschend in das lebhafteste Auge, legte die Hand unter sein üppiges, rundes Kinn, und sagte: werde ein Mann! — Ja, das versteht sich! rief er mit einem Luftsprung und lief zu seinem Spiel zurück. Zeitlose stieg in ihren Wagen, von zween weißen Schwänen gezogen, und schwamm traurig durch die Luft.

Nun hatte Fee Tausendschön das Reich allein. Mit unnachahmlicher Thätigkeit arbeitete sie den Erziehungsplan für ihre Zöglinge aus. Alles war auf Gefühl und Liebe gegründet; keine Pflicht, keine Strafe, nur Er-

munterung, nur Lohn. Die beiden Kinder waren unzertrennlich. Der Befehl, der Alinens Hofmeisterin und Alexis Mentor am ernstesten eingeschärft wurde, war: die holden Geschöpfe von ihrer gegenseitigen Bestimmung, von dem Glück einer reinen Liebe, von der Seligkeit der Unschuld, täglich zu unterhalten. Alles was die Kinder umgab, athmete Liebe und Freude; das Schloß ward mit lauter lachenden Farben ausgemalt, die Gärten in einen Lustwald verwandelt. Des alten Königs schöne viereckige, zackige, schneckenförmige Taurusbäume mußten Thranenweiden Platz machen; seine zierlichen Buchenwände, Myrthenhecken; sein stattliches Hühnerhaus ward in eine Bolliere verwandelt, und in seinem Marstall machten alle ehrenvesten Holsteiner kleinen Polackchen Platz, von denen Alexis ohne Lebensgefahr auf den goldnen Sand geworfen werden konnte. Doch auch ernstere Gedanken hatte Taufend schön zu erwecken gesucht. Am Ende des Gartens, neben einem murmelnden Bach, unter hohen Buchen, stand eine ernste Rotunde auf neun schwarzmarmornen Säulen; um sie her blühten

Rosen — das Sinnbild der Jugend und Vergänglichkeit! In der Mitte stand ein Amor von weißem Marmor auf einem Altar von Lazurstein, und hielt einen eben gehaschten Schmetterling bei den Flügeln. Tausendschön nannte diesen Platz, den Tempel der seelenvollen Liebe. Wenn sich Alexis und Aline um ein Butterbrot gestritten, und die Kleine weinend sich in das Recht des Stärkern ergeben hatte, oder wenn der selbstfüchtige Knabe, von ihren hülflosen Thränen gerührt, ihr einmal ein kleines Opfer gebracht hatte, so führte Tausendschön die Kinder in diesen Tempel und sagte ihnen viele schöne, gefühlvolle, moralische Dinge, die seitdem in unsern Erziehungsbüchern noch viel weitläufiger aus einander gesetzt sind. Aline hörte sie verlegen an und versprach bei der schließlichen Aufforderung, stets so fromm zu seyn, alles Gute — Aber dann giebst du mir auch so einen allerliebsten weißen Hampelmann, liebe liebe Tausendschön! rief sie am Ende schmeichelnd und zeigte auf den Amor. Das hatte die gefühlvolle Fee nicht bewerkstelligen wollen; sie war also ein

bischen verwirrt, und um abzulenken rief sie Alexis zu sich, der sich indeß geübt hatte, die Stufen des Tempels herabzuspringen. Ohne herbeizukommen, lief er um den Tempel herum und schrie ihr zu: Hör', Tante Fee, wenn man Gitter um das Ding machen läßt, so wirds ein prächtiges Taubenhauß. Tausend- schön seufzte; ihre für Alexis bestimmte moralische Ermahnung ward unterdrückt, und sie hoffte von der Zukunft, daß sie diesen Naturmenschen Seele einhauchen sollte.

Die Zukunft betrog sie auch nicht. Aline und Alexis hörten so oft, daß sie die Liebe für einander geschaffen habe; man machte ihnen ein so gar bequemes Bild vom Glück ihres Lebens; alle ihre Tritte und Schritte waren so gezirkelt, geleitet und berechnet, daß des Knaben wilder Uebermuth, Aline's sanfte Nachgiebigkeit, bald weichlicher Träumerei und schwärmerischer Empfindung Platz machten. Nun war Tausend schön zufrieden! Aline säete die Kresse in ihrem Gärtchen in Gestalt eines A. Alexis brachte Aline ein mühselig erobertes Vogelneß. Sie schnitt ihre Kresse ab, um sie

ihm aufs Butterbrot zu geben; er ließ seine Spazierfliegen, weil sie ihre Sklaverei beweinte. Unter so einer gefühlvollen Leitung schlichen die Kinderjahre dahin. Aline blühte zart und schwächlich, Alexis schlank und blondlockig. Jetzt sah Tausendschön ihre Pläne reifen. Nun noch ein Jahr, dachte sie, so krönt Hyänen diese reinen, kindlichen Herzen! Dann Hand in Hand, mit der Negide der keuschen Freuden einer glücklichen Ehe geschützt, führ' ich sie in die Welt, und nun sollen sie die Menschen kennen lernen — denn keine Verführung kann ihnen mehr gefährlich seyn! Und dann, an Geist als Mann, von Herzen noch immer ein Kind, kehrt mein Zögling an seiner Aline Hand in sein väterliches Haus zurück! O kalte, pedantische Zeitlose! so einen Rosenpfad hieltst du für den Weg zum Verderben?

Tausendschöns Plan war so consequent; die Natur, das Schicksal arbeiteten ihr so in die Hände, daß er früher reifte, als sie es selbst sich dachte. Alles, was das junge Paar umgab, schien Tausendschöns Wünschen zuvorzukommen. Aline's Hofmeisterin und Alexis

Mentor hatten sich oft über die Uneinigkeit ihrer Zöglinge entzweit: doch seit diese dem Ruf eines süßeren Gefühls Gehör gaben, schienen auch ihre Aufseher allen Zwiespalt zu vergessen. Wie die Vögel auf den schwankenden Zweigen, wie die fleckigen Lämmer im Blument Teppich der Wiese, folgten auch sie dem süßen Ruf der Natur, gingen ihren zarten Untergebenen mit zärtlichem Beispiel zuvor, und die gute Tausendschön wußte nicht schnell genug ein ländliches Fest zu veranstalten, um das Bündnis dieser beiden Herzen, das plötzlich sehr nothwendig geworden war, zu feiern. Alexis und Aline fanden das Fest allerliebste; sie wichen dem Brautpaar nicht von der Seite, sahen es mit der sonderbarsten Neugierde an, und sich dann, eins das andere, mit nassen, zärtlichen Augen, und dann wieder das Brautpaar. Die Fee war nicht sehr aufgeweckt bei dem ländlichen Feste, doch sah sie der Augensprache der beiden jungen Verliebten mit inniger Freude zu. Gegen das Ende des feierlichen Tages verloren sich beide in den monderhellsten Gärten, beide irrten sehnsuchtsvoll umher, und trafen uner-

wartet am Tempel der „seelenvollen Liebe“ zusammen — Arm in Arm sanken sie auf seine Stufen, zärtliche Seufzer und halbe Worte drückten den Wunsch aus, an der Stelle der Neuvermählten zu seyn. Der Himmel weiß, wie schnell Tausendschöns Plan gereift wäre: — eine Täuschung, eine kindische Täuschung unterbrach Allinens Trunkenheit. Ihr nasses Auge fiel unwillkürlich auf den lazurnen Altar der mondumstrahlten Notunde: plötzlich schien der Schmetterling der Hand des lieblichen Amors zu entschlüpfen. Er flog in kleinen Kreisen über Allinens Haar, und Aline glaubte, ein leiser Seufzer steige aus des Liebesgottes marmorner Brust. Sanft wehrte Aline ihres jungen Geliebten kühne Liebkosungen ab; er ward ungestümer, als eine leise Stimme ihm zurief: Werde erst ein Mann! — Ihn schauderte. Die Stimme hatte er schon einmal gehört, aber wo? und so tief drang noch keine Stimme in sein Herz. Still folgte er der entfliehenden Aline in die Säle des Schlosses. Von der Zeit an sah Tausendschön sehr deutlich, daß die schöne Knospe der Liebe bis zur Entwicklung

gereifte sei. Zwar wollte sie den Liebenden durch manche Unterredung, wo ein unbefangener Zuhörer verlegen gewesen wäre, ob er die Unschuld der Fee, oder die des zärtlichen Paares am meisten bewundern sollte, die Zeit ihrer seligen Erwartungen noch verlängern: aber wer vermöchte den Augenblick des Lebens zu verzögern, wann die schaffende Kraft in Thätigkeit aufersteht? Alexis und Aline erkannten den Zweck ihrer gefühlvollen Erziehung und ihre Vereinigung war ihr einziger Wunsch.

Im Grunde verlangte Tausendschön selbst darnach, ihrem Werke die Krone aufzusetzen. Bis dahin hatte sie eine Gradation in die Empfindung ihrer Zöglinge zu bringen gewußt; allmählig sah sie aber nichts vor sich, als eine gefährliche Wiederholung der himmlischen Melodien, wenn gleich mit einigen Variationen; oder die Natur konnte ihrer Secret den Possen spielen, die letzte Stufe der Liebe ohne ihre Ausrechnung zu ersteigen, und — welcher tiefer Sturz wär' das für ein so rein empfindendes Herz geworden!

Die Anstalten zur Hochzeitfeier wurden ge-

macht. Wer könnte ein Fest beschreiben, bei dem alle Kunst der Feerei zu Hülfe gerufen ward, um im blühenden Lenze, in der schönsten Gegend die Liebe zu feiern! Alle Kinder Florens, die dem Tanze der Horen folgend jede Jahreszeit schmücken, standen als Schwestern in einer Stunde geboren, gedrängt neben einander. Der Krokus, der vom ersten Stral der Sonne aufsproßt, versteckte sein glühendes Haupt an der stolzen Narzisse, die nur von Phöbus heißerem Stral geboren wird. Die Rose beschattete die stolze Aster, und das Weilchen stand bescheiden neben der sanften Zeitlose, die leicht und lustig den Frühling begrüßt, und, das letzte Kind Florens, den scheidenden Herbst noch verschönert. So lächelte alles im Haine, so lud jeder Nasensiß zum Genuß ein; Früchte und Blüthen prangten an den Bäumen, die Vögel schienen die Zeit der Liebe nur heute mit der Zeit des Gefanges zu vereinen, die ganze Natur feierte Hymens und Amors Fest.

Von Wonne überströmt genossen Alexis und Aline nur sich in all' diesem Zauber. Der Tag verstrich, der Abend versammelte die blühende

Jugend des Festes auf einen grünen Rasen, wo die Mädchen unter zierlichen Tänzen Aline'n mit Blumenketten an Alexis fesselten, und das Glück ihrer reinen, mit ihnen von der Kindheit zur Jugendblüthe aufgesproßten Liebe sangen. Die Ketten waren von Rosen und Myrten geflochten, Rosen und Myrten bildeten den Kranz, den jetzt das schönste Mädchen des Reihens Aline'n auf das Haupt drücken wollte. Doch plößlich zog ein weißer Schwan in feierlichem Zug aus dem nahen Rosengebüsch hervor. Er hielt eine Krone von Zeitlosen gewunden im Schnabel und ließ sie im Fluge sanft auf Aline's blonde Locken herabfallen. Erstaunt sahen die Mädchen dem enteilenden Vogel nach, als der Kranz, den sie eben auf Alexis Haupt setzen wollten, zerrissen aus ihrer Hand fiel — eine leise Stimme kispelte zugleich ihm ins Ohr: *Werd' erst ein Mann!* und ein dunkler Schmetterling flog vor seiner Stirne vorbei auf einen nahe stehenden Lorbeerbaum.

Die frohe Jugend war bestürzt, Aline ging zu Alexis und beide umarmten sich mit einem Ausdruck, der seelenvoller war, als alles, was

sie heute empfunden. Fee Tausendschön machte ein so wunderliches Gesicht, als vernehme sie mehr in der Spielerei, wie daraus hervorkam; sie rief die jungen Leute zu einem geistreichen Spiel auf, und der räthselhafte Auftritt ward vergessen.

Nun begannen die Honigmonate der Ehe — die gemeinen Menschen nennen es „Glitterwochen“, und haben wenigstens in der Abkürzung des Zeitmaasses ziemlich recht. Unser junges Ehepaar liebte sich unendlich! man weiß nicht recht warum, denn es blieb alles beym Alten; was höchstens neues dazu gekommen war, hätte, bei den gefühlvollen Zöglingen der seelenvollen Tausendschön wenigstens, nicht so viel Unterschied machen sollen. Dennoch rechtfertigten die Zöglinge ihre Freiheit von sinnlichen Genüssen, denn nach wenig Wochen fing ihnen an die Zeit erschrecklich lang zu werden. Alexis wagte es endlich und drang in die Fee Tausendschön, sie nun in die Welt einzuführen, ihn Erfahrungen sammeln zu lassen, um dann als Vater seines Volks, als Muster seiner Unterthanen heimzukehren. Das war so groß und

klang so schön, daß Fee Tausendschön ihren eignen Widerwillen, das holde Paar aus seinem Kindheitsparadies zu reißen, beinahe überwunden fühlte. Sie wollte schon Reisegeräthschaft, Reisepersonal, Reisejournal zurichten, als Aline hoch erröthete und Alexis einen Freuden sprung that; dann Aline sich zierlich Tausendschön an den Busen warf, und Alexis ihr stürmisch zu Füßen fiel. Kurz und gut, es war geschehen, wovon das Gegentheil sehr sonderbar gewesen wäre. — Die Reise wurde verschoben, Aline nähte Kinderzeug, Alexis zimmerte eine Wiege von Sandelholz, und flocht einen Kollwagen von Bambusrohr, die Fee zog Ziegen auf mit Kandelyucker und Isländischem Moos — denn so schön das Tableau einer jungen, ihr Kind nährenden Mutter ist, so sollte doch die zarte Aline das nicht selbst wagen. Es mußten also ausdrücklich Ziegen dazu gebildet werden, die Mutterliebe zu ersetzen. Einige Zeit lang ging das herrlich! man freute sich den ganzen Tag auf das Ende des neunten Monats. Aline ward so häuslich, daß sie große weiße Schürzen trug, Alexis so

hausväterlich, daß er seiner Frau den Arbeitskorb nachschleppte. Aber die Freude ließ sich lange erwarten, Aline konnte nicht mehr mit Alexis herumlaufen, fahren, reiten — er konnte es nicht länger aushalten immer neben ihr zu sitzen und ihr die Maschen zählen zu helfen, oder Garn abzuwickeln: er lief endlich allein ins Holz, auf die Jagd, zum Fischfang, und sehnte sich nach dem Zeitpunkt, wo er endlich die Welt sehen sollte.

An einem Morgen sah ihm Aline so ängstlich nach, wie er davon lief! Was siehst du so betrübt aus, Aline? fragte er gutherzig — Mir träumte, ich sei mit dir auf einer Wiese, antwortete das sanfte Weibchen, und suchte Blumen; um uns wuchsen lauter Zeitlosen, so still und so freundlich — aber wir achteten sie nicht — Sieh dort fremde Blumen, sagtest du, und liefst auf einen Grund zu; da standen sie bunt und prächtig, du verlorst dich in den hohen Blumen, du sankst ein in ihnen, sie wogten über dir . . . Alexis, nimm keinen Schaden auf der Jagd! — Sei nicht kindisch, Weibchen, rief Alexis altflug, und küßte sie

nach Herkommen; in Blumen ist noch kein Mensch versunken. Warum kamst du mir nicht nach? dann hättest du's gesehen. — Ach Alexis ich Nun? Ich pflückte Zeitlosen, und unter ihnen fand ich ein schönes, lächelndes Kind Sie verbarg erröthend ihr Gesicht auf seiner Schulter, er drückte sie bewegt an sein Herz und ging sinnend von ihr aufs Holz zu.

Schon war er lange umher gelaufen, als er sich müde und voll Langweile über das zwecklose Herumtreiben auf das Gras warf. Plötzlich ward es ihm wunderbar warm ums Herz; rund umher in Nestern tönte eine sanfte, sehnsuchtsvolle, einfache Melodie, die mehr Sinn als Ton hatte — sie war wie das erste bitende Lallen eines Kindes; rund umher aus dem Grase hoben Zeitlosen ihre unschuldigen Köpfchen empor und glänzten im Sonnenschein. Aline, Aline! rief Alexis ahnend und bang, und flog durch den Wald aufs Haus zu, und wie er in ihr Zimmer trat, dufteten ihm Blumen entgegen, und die Luft schien neues Leben zu athmen — und Aline, auf ihr Lager gestützt,

reichte ihm mit Freudenthränen ihre neugeborne Tochter entgegen.

Tausendschön stand wol daneben und sagte sehr schöne und passende Sachen, aber diesmal war Regel und Auslegung vergeblich und unnöthig: die Natur sprach laut, und Harmonie tönte aus dem Herzen der jungen Eltern zurück.

Das ging denn auch vorüber. Alexis erinnerte die Fee an seine Ausbildung und seine Pflichten; die Fee war von dem Kindergeschrei so müde, daß sie im Ernst darauf bedacht war, die Erziehung ihres Zöglings nun im Geräusch der Welt zu vollenden. Die Abreise ward bestimmt.

Aline'n war alles recht; sie spielte nur mit ihrem Kinde, und schmückte es mit Blumen, und ließ die Fee beschließen, was ihr gut dünkte. Man reiste also ab und begab sich in eine berühmte Stadt, wo Alexis an der Hand der Liebe in den Tempel der Wissenschaften eingeführt werden sollte. In diesem Ort war wirklich ein großer Tempel, der so heilig war, daß er selbst von seinen Gegnern

verehrt wurde; denn eine unerklärliche Scheu bändigte selbst die, welche an keines seiner Wunder glaubten. Den Priestern des Tempels ging es eben so. Bei ihrer Weihe entstand in ihnen ein sonderbares Gefühl von Zweifel an der Macht ihrer Gottheit, von Haß gegen ihre Mitbrüder, und die Macht ihrer Gottheit trieb sie doch täglich Wunder zu thun, und hassend in inniger Verbrüderung zu verharren. Ja, der Zauber war so groß, daß sie sich einer dem andern ihre Schüler entrissen, daß sie einer des andern Weihe bezweifelten, und selbst oft nicht begreifen konnten, worin denn die Macht ihrer Gottheit bestehe, indeß sie doch täglich ihren Einfluß fühlten. Alexis ward als ein Königssohn, als Schül'ing einer großen Fee, die genaue Freundin ihrer Gottheit war, mit Auszeichnung empfangen. Der neue Neophite ward die Zierde des Tempels, der Stolz der Priester, Aline ward der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Die alten Priester huldigten ihr, weil sie neben der Allmacht ihrer Göttin noch einer andern erstgeborenen Macht unterthan

waren, die jeden Lebenden, Priester oder nicht, zu den Füßen der Schönheit niederzieht; die jüngern fanden Gelegenheit, eine Menge ihrer schönsten Sätze neben Alinens Toilette, neben Alma's Wiege — Alma hieß das Töchterchen unsrer nach Wissen umherreisenden Leuten — auszukramen. Tausendschön stand entzückt neben dem Tableau; die reizende Mutter, das blühende Kind, die Lehrer der Weisheit! — Bald fanden sich auch einige der liebenswürdigsten Schüler ein, die von Alinens Anblick und wahrscheinlich von der Priester Weisheit gleich gerührt, so eine schöne Gelegenheit, sich auszubilden, nicht versäumen wollten. Die Stunden verstrichen unter seelenvollen Gesprächen, tiefsinnigen Untersuchungen, man verglich sich Anfangs mit Aspasia und ihrer Toilettegesellschaft, bald fand man, Sokrates sei ein Werkeltagsmensch gewesen, Aspasia eine profaische Schwester, die reine philosophische Poesie throne allein auf Alinens Sopha — nur die kleine Alma fand ihre Rechnung nicht bei dem erhabenen Zeitvertreib. Die Alltagsnatur arbeitete unpoetisch in ihr fort; sie schrieb,

wenn sie hungerte, schnitt ein Gesicht, wenn ihr eine Fliege über die Nase kroch, und unterbrach sogar öfters den erhabenen Schwung der Unterhaltung durch ein höchst gemeines Geschrei, von dem sich sogar eine höhere Bedeutsamkeit nicht abmerken ließ. Was war zu thun? man mußte sie aus dem Zirkel dieser Weisheitsdurstigen ausschließen und ihren niedern Trieben überlassen. Anfangs schlich Aline bei einem Stillstand der erhabnen Verhandlungen wol noch hin, wo sie unter Blumen schlief, oder auf dem Rasen spielte; Alexis, wenn er aus dem Hörsale der Weisheit, oder aus der Gesellschaft ihrer Priesterinnen zurückkam, fragte noch zuweilen nach dem kleinen Naturmenschen: bald verdrängten sie aber die erhabene Lehre, die Feste der Priester, die heiligern Zusammenkünfte mit einzelnen Auserwählten — Alma blieb sich selbst überlassen, sie ward wie durch Zauberkräft wunderbar groß, und unabhängig von jeder Pflege stoh sie aus innerm Antrieb den erhabenen Kreis der Geweihten; nur selten ging sie zur Mutter und reichte ihr mit tiefem, ernstem Blick

einen kleinen Strauß von Zeitlosen hin. Welche dumme, unpoetische Blume! rief einst ein junger Priester, der Lieblingslehrer ihrer Mutter, der mehr dem berühmten Fechter, als dem fern zielenden Phöbos glich — Alma sah ihn sinnend an, und hob eine Tausendschön vom Boden auf, die niemand bemerkt hatte — Die ist für dich, sagte sie plötzlich mit Gelächter und flog wie ein Vogel zur Thür hinaus. Aline! das Kind hat Anlagen, es hat Geist, rief Tausendschön, entzückt über die Schmeichelei, die sie in des Kindes Rede fand; wir wollen es bilden, wir wollen es an uns ziehen. Aline erröthete, der junge Priester meinte: sich selbst überlassen, bilde sich die Natur am besten aus, und Alma blieb unter ihren Blumen und auf ihrem Rasen allein.

Nach und nach äußerte sich der geheimnißvolle Einfluß der Göttin auch auf Alexis und Aline. Sie waren beinahe bis zur letzten Weihe vorgedrungen, aber schon begannen sie gegen einander eben so viel Streitsucht und Widerwillen zu empfinden, wie die Eingeweihten

ten, ihre Vorbilder. Und das sonderbarste war, daß der Hauptgegenstand des verhaßten Zaubers fast eben der war, welcher die Priester unter sich quälte. Alexis haßte Allinens Schüler und Lehrer, Aline verabscheute die schönen, zärtlichen, poetischen Seelen, aus deren Munde Alexis die Lehren der Meister noch erhabener vortragen hörte. Tausendschön mußte sich endlich in diesen ewigen Streit mischen. Aber es war als wenn alle Zauberkräft dieser seelenvollen Fee in der Nähe des großen Tempels geschwächt worden wäre: Aline und Alexis stimmten gleichsam in nichts mehr überein, als, die schönen Reden der armen Fee abgeschmackt zu finden, und die arme Fee ward der Priesterweisheit, der zu Liebe sie ihre Zöglinge ihrem Kinderparadies entrissen hatte, endlich so müde, daß sie auf Ursachen dachte, sich und die jungen Leute aus der Galeere zu befreien. Ursachen fanden sich denn bald. Man weiß ja, wie bald wir armseiligen Menschen Ursachen zu dem finden, was wir gern thun: natürlich kann es einer Fee noch weniger daran fehlen. Tausendschön

bedachte plötzlich, daß ihre und der Weisheit
Zöglinge nun an der Theorie ihr Theil erwor-
ben hätten; daß es Zeit sei, die hohen Lehren
unter verschiedenen Menschenklassen in Anwen-
dung zu bringen. Alexis und Uline fanden
seit langer Zeit zum erstenmale, daß Tausend-
schön etwas kluges sage; sie kündigten ihren
poetischen Freunden und Freundinnen sogleich
ihre Abreise an, die Nachricht brachte nichts
wie einige glänzende Feste hervor, man sagte
so viel tiefe, hohe, schöne Dinge, daß keiner den
andern verstand, jeder aber sich bewunderte, und
so schied man, ohne Leidwesen, von einander.

Die Fortsetzung folgt.

Die Gesprächigkeit der Frauen.

Die Gesprächigkeit der Frauen ist tausendmal belächelt, bewickelt, auch wol verspottet worden: darf sie nicht auch einmal vertheidigt werden? Man muß sie mit Grund vertheidigen können, denn sie ist eine Gabe der Natur, und kann mithin nicht zwecklos seyn; sie ist einem ganzen Geschlecht zugetheilt, und muß mithin einen sehr bedeutenden Zweck haben. Selbst daraus, daß sie ein zu dringender Trieb ist, um ohne anhaltende Bemühung eingeschränkt zu werden; daß sie mithin so oft, ohne diese Bemühung, zum Uebermaß, zur Geschwätzigkeit, Plauderhaftigkeit wird: selbst daraus ließe sich Stoff zur Vertheidigung nehmen. So spitzfindig will ich aber nicht werden, sondern nur bey dem stehen bleiben, was ohne Schwierigkeit sogleich gesehen, gehört und verstanden

werden kann. Die Nation, in welcher ich geboren bin, ist eine besondere Aufforderung für mich, über Gesprächigkeit zu schreiben; und die Nation, in welche ich seit Jahren aufgenommen bin, ist eine besondere Aufforderung für mich, die Gesprächigkeit zu vertheidigen. *)

Wir alle bringen unsre ersten Lebensjahre fast ausschließlich unter Frauen hin, und so soll's auch seyn — was keines Erweises bedarf. Sie müssen mithin den Anfang machen, erst unsre Sinne, dann unsern Geist zu wecken und ihm Stoff zu Vorstellungen darzubieten. Jenes wird durch nichts besser bewirkt, besonders in Absicht auf die wichtigsten und am frühesten erwachenden Sinne, als durch das Plaudern der Mütter und Wärterinnen. Haltet dem kleinen Kinde, z. B. eine Blume vor: es greift vielleicht darnach, wirft sie aber sogleich wieder weg und erkennet sie nun nicht wieder, viel weniger daß es sich etwas be-

*) Die Verfasserin ist eine geborne Französin, und lebt, als Erzieherin, in Deutschland.

stimmtes dabei dächte. So macht's aber auch — selbst die ungebildetste Mutter oder Wärterin nicht! Sie schwätzt, indem sie dem Kinde die Blume vorhält, aus Instinkt: Sieh' einmal die schöne Blume! Wie schön roth —! Und wie das riecht! Heppi! Da, riech' nur! Nicht wahr? u. s. w. Nun wird erst das Kind aufmerksam und für die Blume gewonnen; es strengt Ohren und Augen an, übt sie folglich; es erkennet nun die Blume, lernt sie von andern Dingen, in der Folge auch von andern Blumen unterscheiden, bekommt mithin eine bestimmte Vorstellung mehr in seinen Verstand und sein Gedächtnis; versucht auch Blume nachzusprechen, oder merkt wenigstens das Wort; hat mithin einen Stoff und Reiz, sprechen zu lernen, und mit und durch das Sprechen macht der kindliche Geist Riesenschritte.

„Aber eben diese Geschwägigkeit springt von Einem zum Andern über“ — Das ist ja jetzt, in der ersten Zeit, eben das Rechte! Lange kann das Kind jetzt noch nicht bei einem Gegenstande verweilen: es wird sonst,

bei aller Kunst des Erziehers, nicht nur zerstreuet, sondern der Gegenstand wird ihm zum Ekel und Verdruß. Ueberdies — wer oft von einem Gegenstande zum andern überspringt, kömmt auch, ehe man sichs versiehet, wieder auf den vorigen zurück; und das ist wieder das Rechte, denn eine solche Erinnerung, eine solche Wiederholung ohne den Schein des Wiederholens, braucht und liebt das Kind.

„Aber die Geschwägigen plaudern ihm oft auch Dinge vor, die es nicht fassen kann, die es nicht interessiren“ — Wol wahr; aber, denkt euch doch das Kind nicht, wie ihr selbst seyd! Was für das Kind nicht ist, darauf achtet es nicht und es glitscht ohne Eindruck vom glatten Spiegel seiner Seele ab. (Von sehr kleinen Kindern spreche ich.) Doch einigen Erfolg behält es dennoch, und das ist ein wohlthätiger: es erhält das Kind wenigstens munter und lebhaft; das Plaudern, worauf es nicht hört, dient ihm, wie uns die Tafelmusik, wenn wir speisen, die Tanzmusik, wenn wir tanzen oder schwätzen: wir hören mit Bewußtseyn auf beide nicht, aber wir wer-

den dadurch lebendiger und fröhlicher. Ist uns in früher Zeit weniger vorgeplaudert worden, so werden wir in später — wo nicht weniger, doch gewiß langsamer und unbeholfener denken. Ich kann wol ohne Beleidigung gegen die Nation, deren Mitbürgerin ich jetzt bin, so wie gegen die englische und holländische, die mir nicht fremd sind, in jenem Betracht diejenige rühmen, unter welcher ich meine Kindheit verlebte: die Ursach und die Folgen liegen am Tage. — Ich komme auf etwas anders!

Wir leben nicht einsam, sondern in der Gesellschaft. Mit ihr können wir nur auskommen, ihr nur angenehm und nützlich werden, von ihr nur Freude und Genuß aller Art haben, wenn wir unsre Gedanken und Empfindungen Andern leicht, gewandt, bestimmt, und, wo möglich, angenehm, in Worten mittheilen können. Dazu muß der Grund schon in den Kinderjahren gelegt werden, und gelingt später die Ausführung, so haben wir den gesprächigen Weibern, die uns früh umgaben, nicht wenig davon zu verdanken; die Hauptsache aber, dem öftern Umgange in spä-

tern Jahren mit gebildeten, und hübsch gesprächigen Frauen. Man höre den Gelehrten, der diesen Umgang verschmähet, oder ihn (hier sag' ich ohne Eitelkeit, leider!) nicht benutzen konnte: man höre ihn — er sagt vielleicht gründliche, lehrreiche, treffliche Sachen, aber er sagt sie auf eine Weise, daß ihn kein Mensch verstehen, kein Mensch ihm folgen kann, mithin auch kein Mensch sie hören mag, als allenfalls sein gelehrter Mitbruder, der aber seiner Belehrungen nicht bedarf und gemeiniglich sie auch nicht von Andern, sondern nur von sich selbst, hören und annehmen will. Und wenn man auch so spricht, daß Einem der Andere folgen könnte, so muß er uns auch folgen wollen; und dazu ist doch unerläßlich — sperren sich Manche, die das nicht können, wie sie wollen, und thun sie gegen die, die es verlangen, noch so vornehm und herabwürdigend — dazu bleibt doch unerläßlich, daß man auch gewandt und angenehm spreche. Und das lernet man — gerade aus — nirgends, oder wenigstens nicht leichter und sicherer, als bei gesprächigen Frauen.

Man lasse mich aber auch das Wort Gesellschaft in dem gemeinern Sinne nehmen, in welchem es die alltägliche Rede in Frankreich und Deutschland nimmt — z. B. Gesellschaft halten, in Gesellschaft gehen. Wer kann ganz ohne sie seyn? und wie viele sind nicht gezwungen, (hier sag' ich wieder, leider!) sehr oft an solcher Gesellschaft Theil zu nehmen? Daß da in der Regel nichts von Belang besprochen wird, weiß Jedermann; aber welch eine Pein, wenn nun auch das Unbedeutende nicht lebhaft, artig, fein vorgebracht wird? Und wer bringt es so vor, der es nicht — sei er Mann oder Weib — von gebildeten und gesprächigen Frauen gelernt hätte? Welch eine tödtliche Langweile in dergleichen Zirkeln, wo es an solchen Frauen ganz fehlt! Da muß man freilich nach den Karten greifen! — Und wie oft beklage ich von Herzen, (Anderer belachen es) wenn ich sehe, wie oft ein würdiger, unterrichteter, auch wol weltkundiger Mann, in solcher Gesellschaft in peinlicher Verlegenheit ist, und folglich die, an welche er sich wendet, wieder verlegen macht,

wenn er wol sprechen will, aber nicht sprechen kann, weil er fühlt, von hohen Dingen und in hohem Tone ist hier nicht zu reden, und von andern und in anderm Tone vermagst du nicht zu reden! Verliebte sich doch dieser nur eines Fingers breit in ein kluges, gebildetes und gesprächiges Weib — denk' ich dann immer; da wäre es mit ihm und mit uns ganz anders und weit besser! Viele von solchen Männern ziehen sich dann zurück und sind stumm: aber, lieber Himmel, ist denn da die Gesellschaft durch ihre Gegenwart gebessert? oder befinden sie selbst sich wohl? oder ist's dann ein Wunder, wenn die jungen Herrn, die — das vollkommene Gegentheil von ihnen — nichts wissen, aber viel sprechen können, die Uebermacht gewinnen, und wir Weiber auf ihre Laffereien hören, um nur etwas zu hören zu bekommen?

Dieser ganze Aufsatz über Gesprächigkeit ist ein Beweis von der meinigen: von wem aber diese Eigenschaft einmal bekannt ist, der nimmt's nicht zu genau, wenn ihm etwas einfällt, das der Rede werth ist, aber nur halb in den Zu-

sammenhang paßt. Ich sehe deswegen einige dergleichen Bemerkungen her.

Ich bemerke in den besten jetzigen Gesellschaften (nur in Deutschland) zuweilen Damen, die im Ruße als geistreich stehen, die wenigstens offenbar viel gelesen und gelernet haben, und die, sobald sie unter andere kommen, ein gewisses vornehmes, eiskaltes, zurückstoßendes Wesen annehmen — (nicht haben: denn beides unterscheidet ein Weiberauge leicht) und dieß vornehmlich durch strenges Schweigen und kränzendes Herabsehen auf ihre gesprächigern Schwestern äußern. Eigentlicher Hochmuth ist es nicht, auch nicht Unzufriedenheit mit der Gesellschaft überhaupt, vielleicht auch nicht Mangel an Geschicklichkeit, gut zu sprechen: was ist es denn aber? Ich wünschte wol, es entwikelte das Jemand, denn ich weiß nur, daß es unausstehlich ist.

Ich bemerke in den besten jetzigen Gesellschaften, in Deutschland und Frankreich, daß viele Damen oft und gern ihrer Gesprächigkeit dann den Lauf lassen, wann die Literatur in Erwähnung gezogen wird; aber ganz anders thut

das die Französin, ganz anders die Deutsche. Ich will nur einige dieser Verschiedenheiten angeben, aber ohne Urtheil, damit ich nicht verurtheilt werde — und zwar bald von der Einen, bald von der Andern. In Frankreich sprechen im Ganzen weniger Frauen von Literatur, als in Deutschland, und nur die, die wirklich einige wissenschaftliche Bildung erhalten haben — was fast blos bei vornehmen und reichen der Fall ist: in Deutschland sprechen weit mehr Frauen über Literatur, auch ohne vorhergegangene wissenschaftliche Bildung, die jedoch hier weit mehrere erhalten, als dort, und die weit mehr dem Mittelstande und den nicht sehr reichen, nur wohlhabenden Mädchen zu gute kömmt. — Die gebildete Französin und die gebildete Deutsche vereinigen sich in den Gegenständen dieser ihrer Unterhaltungen im Ganzen: beide sprechen immer und immer wieder von den Werken einiger wenigen sehr vorzüglichen Schriftsteller, und dann von flüchtigern Produkten des Augenblicks; aber im Einzelnen herrscht Verschiedenheit. Die Französin spricht, wenn man sie auf das Wenige leitet,

was sie als klassisch von Kindheit an hat rühmen gehört, und worunter vier Dramen von Corneille, drei von Racine, drei von Voltaire, obenan stehen — mit ziemlich genauer Kenntniss dieser Werke, kann oft beträchtliche Theile derselben auswendig, gehet über die Oberfläche hinunter, zergliedert Charaktere, entwickelt Situationen, und hat die schönsten, einzelnen Stellen, besonders die sententiösen, immer in Bereitschaft: die Deutsche spricht, wenn sie auf das Wenige (ungeleitet) kömmt, was ihre eigene Nation achtet und nicht selbst herabwürdiget, mit allgemeinen Lobpreisungen; wenn sie etwas anderes erwähnt, fast immer mit krittelnnden und mäkelnnden, oft bittern Vergleichen, und gehet sehr selten in das Einzelne und etwas tiefer ein, es müßte denn eben in solcher krittelnnden Beziehung seyn. Die Französin spricht, wenn die Rede von Neuigkeiten kömmt, vom neuesten Moderoman und dem neuesten Schauspiel, und zwar kurzweg, munter, leichtfertig und wie vom neuesten Hute; die Deutsche spricht, wenn die Rede von Neuigkeiten ist, ebenfalls vom Moderoman und von

den Zeitungen, die auf sie spekulirt sind, spricht oft mit vorgegebener Gleichgültigkeit von ihnen, und ist doch meistens nur ihr Echo. Eigentlich nützliche Werke, selbst über Erziehung u. dergl., liest die flüchtige Französin in der Regel gar nicht, die langsamere Deutsche nicht selten —

Doch ich bemerke, daß mich dieß gar zu weit von meiner Bahn verschlägt, und komme auf eine andere Beobachtung, die mir wieder in den Text hilft. In Frankreich kömmt die gesprächige Frau, ohne den Anstand zu verletzen oder sich selbst etwas zu vergeben, dem gebildeten und gesitteten Manne, dem es an Konversationston oder Gewandtheit fehlt, entgegen, weiß auf seine Weise ihn zur Mittheilung zu reizen, ihm Materie unbemerkt zuzuspielen, trägt gern und ohne den geringsten Schein von Beleidigung die Kosten der oft schwierigen Einleitung und Wendung eines interessanten Gesprächs; in England thut das die Dame nicht, sondern sie erwartet ruhig, daß der Mann sich ihr nähere, oder auch es bleiben lasse: thut er's aber, so gehet sie freundlich, ohne Anmaßung und mit aufmerk-

samer Bescheidenheit in das ein, was er ihr sagt; in Deutschland geschiehet jenes, im Ganzen, gar nicht, und dieses nicht oft. So viel mein Geschlecht also auch hier Bildung und Neigung für gesellschaftliche Unterhaltung haben mag, so wenig — Bildung oder Neigung, scheint es für wahrhaft gesellige Unterhaltung in der gesellschaftlichen zu besitzen — — Doch, bst! ich wollte ja nicht urtheilen, und sage deswegen nur, daß jenes Verfahren der Französin die Gesprächigkeit im Umgang ungemeyn befördert; das, der Engländerin, sie wenigstens nicht hindert; das, der Deutschen, sie oft ertödtet. —

Was schreibst du denn so eifrig? sagte Klara, *) die mich hier überraschte.

Eine Vertheidigung der weiblichen Gesprächigkeit.

Aber doch nicht der Geschwätzigkeit?

Nein, das nicht!

Und hier — ! Sie hob mit den zwey

*) Vormals der Zögling, jetzt die Freundin der Verfasserin.

ersten Fingern den neben mir liegenden, schon vollgeschriebenen Bogen langsam in die Höhe.

Ich erschrecke! Wahrhaftig, ich darf nun nicht mehr ausreden, sondern nur anführen, daß ich noch davon sprechen wollte: daß schon die im Umgang oft gebrauchte weichere, sanftere Stimme des gesprächigen, aber gesitteten Weibes, nicht ohne Einfluß auf mildere, freundlichere Gespräche und sanfte Sitten seyn kann; daß schon ihr Klang einen Genuß zu geben vermag; daß die, feinen und muntern Frauen eigene Art, sich in der Geschwindigkeit (oft verkehrt und possierlich) auszudrücken, mehr Munterkeit, gute Laune und Wiß herbeiführt; daß, wer viel spricht, auch leicht, gut, und ohne Nachtheil der Gesundheit singen lernt — und noch gar mancherlei! Aber wirklich, ich muß abbrechen: sonst sagt man, ich sei eine Schwägerin, und streite für meinen eigenen Hausgötzen, wo denn Dinte und Papier rein verloren wären! —

A d e' l e.

Die Frau Pfarrerin.

Ich freue mich, so oft wir mit dem Frühling aufs Land ziehen, besonders auch auf die Frau Pfarrerin, und habe dazu meine guten Ursachen. Es thut mir so wohl, eine einfache, offenerzige, unverstellte, verständige, gute, angenehme, geschickte Frau zu genießen, wenn ich den Winter hindurch so manche habe tragen und wol auch hätscheln müssen, die das nicht ist, oder wenn ich die, die es sind, vor dem städtischen Treiben und Lagen, nicht habe genießen können, und sie keine Zeit haben, sich genießen zu lassen.

Ich ärgerte mich sonst aber auch zuweilen ein wenig über meine Pfarrerin, und vielleicht wurde sie mir eben dadurch anfänglich nur noch mehr interessant. Sie ist nehmlich fast im-

mer — immer, munter und guter Dinge, aber nicht bloß aus der guten Laune, die ich, dem Himmel sei Dank, auch besitze; sondern sie weiß auch meistens recht gut, warum? Und eben deswegen hält ihre Freude länger aus, und sie bekömmt zugleich einen innigen Genuß an tausend Dingen, die sonst gar nicht bemerkt — wenigstens nicht geschätzt werden. Damit will mir's nun nicht so gelingen, und das ärgerte mich eben vormals ein wenig. So hat sie sich all' Augenblick' etwas ausgedenkt, womit sie sich selbst und Andern eine Herrlichkeit und wahre Seelenfreude machen kann, und wenn man die Sache beim Lichte beseht, ist sie die kleinste von allen Kleinigkeiten. Ich such' ihr nun zwar so etwas nachzumachen, bring' es auch zu Stande, und im Grunde besser — denn ihre Verhältnisse sind sehr beschränkt: aber es macht doch mir und Andern nicht halb so viel Freude und meine Lust hält auch nicht so lange wieder. Ich will's durch Beispiele anschaulich machen.

Ich komme zu ihr: Nun gestern haben Sie unsern Kindern wieder ein rechtes Freuden-

fest bereitet, und am Ende sich selbst und Ihrem Manne auch —

Ei, das wollt' ich meinen!

Es war mir auch so, da ich mit meinem Besuch' im Garten war, als hört' ich ältere Stimmen unter dem Jauchzen des kleinen Völkchens —

Freilich: das waren eben Vater und Mutter! Aber wir begingen auch meines kleinen Gustels Geburtstag und hielten ihm zu Ehren groß Vogelschießen —

Oho, dacht' ich, das kannst du auch haben, und besser! Ich ließ mir das kleine Fest ausführlich schildern; kaufte einen steifen, hölzernen — deutschen Reichsadler, so schön er nur zu kaufen war; lud dieselbe kleine Gesellschaft, stellte noch mehr Feierlichkeiten an, setzte mehr vor u. s. w. Nun ja, die Kinder waren froh, aber doch bei weitem nicht, wie bei der Frau Pfarrerin, und wir Aeltern — besonders ich — wir blieben in unsrer Freude noch mehr zurück. —

So ging mir's nun mit Hunderterlei. Die Frau hatte mehrere sehr schöne Obstarten und

seltene Blumen im Garten. Alle Tage sah' sie sorgsam, und doch eifertig, nach, wie weit ihr Wachsthum vorgerückt sei, und wenn sie gut kamen, so war das eine Freude! — Wie nun aber erst beim Einsammeln, Vertheilen und Bewirthschaften der Früchte — ! — Das kannst du ja auch haben, sagte ich mir; sprach mit dem Gärtner: er schaffte mir dasselbe in meinen Garten, und noch Besseres dazu. Alles gedieh; ich ging auch, und gukte und gukte. Nun ja, es interessirte mich wirklich, aber nicht so oft, nicht so lange, nicht so herzlich.

Neulich traf ich sie, da sie eben einige freie Stunden hatte und ganz allein war — Mann und Kinder hatten eine kleine Reise gemacht. Da thu' ich mir eben eine Güte — sagte sie, und ihre Augen funkelten vor Vergnügen. Und was that meine Pfarrerin? Sie musterte ihre kleinen Vorräthe von Leinwand, von neuem, hübschen Tisch- und Bettzeug u. dergl. Sehen Sie, fuhr sie fort; das hab' ich für mein Jettchen zurückgelegt, und das für mein Lottchen! Und dabei lächelte sie die Tischtücher und Ueberzüge so freundlich an,

als wären sie wenigstens Zettchen und Lottchen selber — die, im Vorbeigehen gesagt, erst zehn und acht Jahr' alt sind! — Nun, meint' ich, das willst du leicht noch hübscher machen! Ich ließ mir dergleichen Zeuge kommen, und noch weit feinere und hübschere; bestimmte sie für meine Mädchen, ließ nähen, als warteten die Bräutigame schon; selbst die Namen meiner Töchter mußten mit eleganten Einfassungen hineingestickt werden — Gewiß, es machte mir einigen Spaß — welche nur einigermaßen häusliche Frau freuete sich nicht solcher Vorräthe! — aber es war gar kein Vergleich zwischen meiner und der Pfarrerin Freude.

Sie ist eine gute Köchin — das weiß Jedermann, der nur einmal bei ihr gegessen hat; besonders thut sie sich mit Recht etwas auf ihre Bäckereien zu Gute. Als sie neulich ihren Hochzeittag, wie sie alljährig thut, celebrierte, wobei wir auch zugegen waren, zeichnete sich vornehmlich ein mit Blumen schön geschmückter Kirschkuchen aus. Ich muß gestehen, ich habe kaum jemals dieß Gebäck so

schön genossen, aber gewiß noch niemals eine solche Freude über solch ein Produktchen gesehen, wie die der Pfarrerin, als wir das alle laut bezeugen mußten. Ich wurde hier fast gar ein wenig neidisch, denn ich — die Frau eines ziemlich vornehmen Officiers — hab' es auch zu was in der edlen Kochkunst bringen müssen. Da ich vorgestern Gesellschaft hatte, ließ ich den Koch kommen, und ordnete eine Komposition zu einem Kirschkuchen, wie seit Menschengedenken wenige erschienen seyn mögen. Der Koch lieferte wirklich eine Prachtausgabe: man wußte sie zu schätzen, es war mir lieb, aber — so recht von Herzen, wie meine Pfarrerin, konnt' ich mich doch nicht freuen.

Die jetzige Theuerung hat in unsern Gegenden die Bettler sehr vermehrt. Neulich kömmt eine hübsche und gewiß nicht unordentliche Frau eines braven Soldaten, den man ohne Unterstützung abgedankt hat, weil er nicht mehr zum Zerschießen taugt, sondern schon zererschossen ist. Die Frau hatte drei Kinder, die fast nackend waren. Meine Pfarrerin giebt

dem jüngsten etwas reinliche Wäsche und einige gebrauchte Kleidungsstücke von ihrem August; wäscht, badet, ziehet den kleinen Buben an; der schreiet unaufhörlich, wie ausgelassen: Schön Hemd kriegt! Mutter, schön Hemd kriegt! und die Pfarrerin drückt ihn nun, da er ganz anders als vorher aussah, mit Freudenthränen an sich. Ich sah' das unbemerkt über meine Gartenmauer. Nun, sagt die Pfarrerin zu meiner großen Freude der Mutter — nun bring' ich euch zu unsrer gnädigen Frau; die vermag mehr, als ich. Gebt Acht, sie thut an den beiden ältesten, wie ich am jüngsten, und thut's gewiß eben so gern. — Ich konnte mich nicht enthalten, ihr zuzurufen; veranstaltete, was ihr Zutrauen versprochen hatte: die Kinder freueten sich, wie ihr Brüderchen; ich nun wol auch — aber das Entzücken der Pfarrerin empfand ich nicht — —

Das machte mich endlich sehr traurig. Du hast von Gott nicht den lebendigen, frischen, frohen Sinn, wie sie, erhalten, sagte ich erst; dem widersprachen aber andere Erfahrungen, und nun fiel mir noch schwerer auf

Herz: du bist nicht so gut, wie sie, und darum kannst du dich nicht so innig freuen. Ich saß den Nachmittag allein in der Laube und hing diesen Gedanken nach, worüber ich ganz schwermüthig wurde. Da überraschte mich meine Pfarrerin. Sie drang theilnehmend in mich: ich gestand ihr die Ursache meiner Traurigkeit.

Nein, sagte sie; da thun Sie dem lieben Gott und sich selbst Unrecht. Meine größere Freude ist der Segen der Armuth, und Ihre schwächere, der Unsegen des Reichthums — wenn man diesen nehmlich nur nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge benutzet. Ich will Ihnen sagen, was meine Freude bei alle dem, was Sie mir anführen, (es war dasselbe, was ich hier angeführt habe —) so sehr vermehrt hat. Den Vogel, den die Kinder abschossen, hatte mein Mann selbst zusammengebauet, und ich hatte mir, weil ich am Tage nicht Zeit hatte und auch die Kinder überraschen wollte, die Nacht den Schlaf abgebrochen und mir die Augen roth geblinzelt, um die Fahne zu stecken. Mein schönes Obst, meine herrlichen Blumen

hab' ich selbst gepflanzt und gar nicht ohne Mühe gewartet und gepflegt. Meine Linnen hab' ich selbst erbauet, selbst spinnen helfen, selbst wirken lassen, selbst gebleicht, selbst genähet. Zu meinem Kuchen hatt' ich die Kirschchen selbst gepflückt, selbst die besten ausgesucht — kurz, er war ganz und gar mein Werk. Und was ich heute dem kleinen Soldaten gab, konnte ich nur kaum entbehren, und muß dafür jetzt um so fleißiger seyn, die Lücke bei meinen Kindern bald auszufüllen. Sie aber haben das alles für Geld kaufen, haben es durch Andere machen lassen. Selbst machen, selbst Mühe und Fleiß darauf wenden — das ist, was immer und überall durch die schönste Freude vergolten wird. Damit, glaub' ich, hat eben der himmlische Vater uns Armen Ersatz geben wollen, für so vieles, was Reiche besitzen und wir uns versagen müssen; und auch dem Neide hat er wol damit bei uns vorbeugen wollen.

So müssen wir armen Reichen also Verzicht leisten sagte ich.

Dem gewöhnlichen Laufe der Dinge

nach: — ja! fiel sie noch lebhafter ein, und drückte gerührt meine Hand. Aber der Mensch kann ja den gewöhnlichen Lauf der Dinge verbessern! Versuchen Sie es nur: machen Sie selbst, und recht mit Fleiß und Sorgfalt, was Sie sich für Geld verschaffen oder von Miethlingen machen lassen; setzen Sie sichs — ich möchte sagen, als Kaprixe, in den Kopf, es auszuführen — denn sonst wird das Unge wohnte und anfangs Beschwerliche Sie lässig machen und abbringen; und Sie werden sehen, die Freude folgt Ihnen auf diesen Wegen überall, und dauert auch aus, denn sie ist auf Selbstzufriedenheit und etwas wirklich Verdienstliches gegründet! — —

F. v. W.

